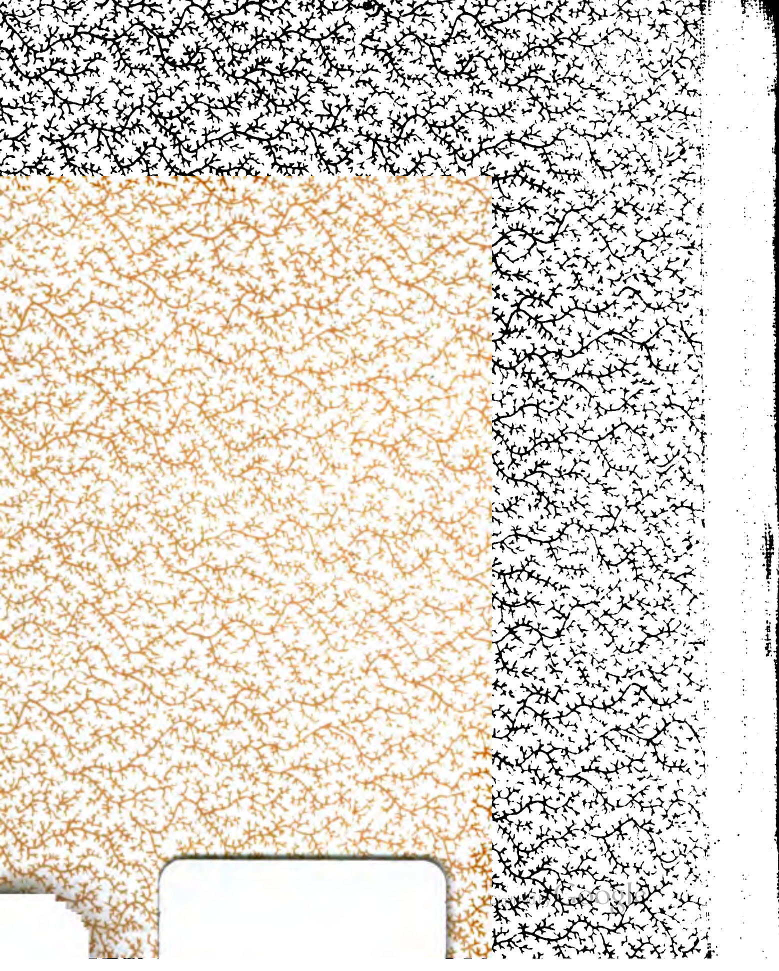




Paris

oder

das Buch der Hundert und Ein.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Theodor Hell.

Fünfter Band.

Potsdam, 1833.
Verlag von Ferdinand Riegel.

Ham.*)

Drei neue Generationen waren zu den alten hinzugekommen. Das Jahrhundert, das die Fahne Frankreichs in Moskau und an den Pyramiden sah, das Jahrhundert des militairischen Königthums, des parlamentarischen Königthums und der königlichen Demokratie war zu Ende. Es hatte die verhängnißvollen Thore überschritten, die sich über dem Abgrunde der Ewigkeit öffnen und über welche selbst die Zeit nicht mehr zurück kann.

Am östlichen Ufer eines schlammigen und doch reißenden Flusses, einige Stunden vom Meere entfernt

*) Die Einwohner sprechen Han; so schrieben es auch Philipp von Comines (Buch V. Kap. 13), Palma Cayet (Neue Chronik, Buch VII.), P. de l'Etoile (Jahr 1595) und endlich Thuanus (Buch CXII.).

und ganz nahe bei einer reichen und volkreichen Stadt, erhob sich eine ziemlich bescheidene Wohnung, ein anmuthiges und fast modernes Gebäude, welches dichte und alte Alleen von Ulmen und Pappeln gegen die Heftigkeit der Westwinde schützten. Zwei lange, nach der bewundernswerthen Kunst Franklin's gestellte, eiserne Pfeile überragten dessen Giebel und sicherten es vor den dort häufigen Donnerschlägen. Aber an diesen Pfeilen glänzten und kreischten zugleich leichte Wetterfahnen von vergoldetem Kupfer. Die Frontons schmückten breite Schilde mit Namens-Chiffern statt der Wappen, die Familie bezeichnend, deren altes Erbtheil hier war. Es war eine zugleich lachende und doch ernste Wohnung, welche die Nähe des Flusses, das bewegte Treiben einer ununterbrochenen Schifffahrt, die Mannichfaltigkeit der Ansichten, die glückliche Beschaffenheit des Bodens und die Kraft einer frischen und unerschöpflichen Vegetation zu einem Aufenthalte ganz eigenthümlicher Art, zu einer Einsamkeit ohne Absonderung und Einförmigkeit machen.

Zahlreiche Gäste bewohnten in diesem Augenblick das Schloß, doch war ihm keiner fremd. Es war der alte Graf Richard (anders nannte man ihn in der ganzen Gegend nicht) und mit ihm seine Kinder und wieder deren Kinder.

Der Greis hatte schon eine sehr lange Laufbahn durchschritten, aber seine einfachen und milden Sitten,

die gewöhnliche Ruhe seines Gemüths und Geistes, und die Kraft eines von Natur gesunden und durch keine Excesse jemals gestörten Temperaments schoben für ihn den Zeitpunkt jener traurigen und unvermeidlichen Schwäche, den unseligen Anfang des Todes noch im Schooße des Lebens, weit hinaus.

Jeden Abend, wenn der letzte Schimmer des Tages verschwunden war, versammelte sich die ganze Familie im Saale des Schlosses um den alten Grafen. Es war dies ein ziemlich großes, mit einfacher grauer Boiserie und einer vom Plafond sich herabsenkenden Lampe von Bronze geschmücktes Zimmer. An der Seite eines weißmarmornen Kamins stand ein ungeheurer Lehnstuhl von grünem Maroquin, ein alter verbrauchter, lahmer, wurmstichiger Sitz, auf dem der Herr des Hauses fleißig zu sitzen pflegte, und für den er eine wahrhaft fromme Vorliebe hatte, denn schon sein Großvater hatte sich dessen bedient.

Auf der andern Seite hing ein großes Gemälde, eine auffallende, obgleich incorrecte Arbeit eines berühmten Malers. Die Gestalt, welche in der Mitte desselben zu sehen war und dessen Haupt-Gegenstand ausmachte, war in ein weites violettes Gewand mit herabhängenden Aermeln gekleidet. Nahe dabei auf einem schwarzsammetnen Tabouret stand ein trefflich gearbeitetes goldenes Kästchen. Näher noch ein eleganter und reicher Tisch, auf dem ein halbentrolltes Pergament

lag, wo man den Titel: Amnestie, lesen konnte. Auch die Jahrzahl zeigte sich; es war 1825. Unten erblickte man die königliche Signatur, Karl's Signatur, und unter ihr die des damaligen Groß-Siegelbewahrers.

Dies Portrait ward im Schlosse gar sehr verehrt. Es rief dieser Familie theure Erinnerungen zurück, und der alte Graf Richard sprach bei seinen Unterhaltungen mit seinen Enkeln oft davon, damit dessen Tradition nicht verloren gehe.

Er war alt genug, um bei jedem Glückswechsel, der seinen Großvater betroffen hatte, mit zugegen gewesen zu sein. Beim Anfange von dessen erstem Ministerio, als ihm noch Alles lachte und glückte, war er geboren worden. Dann hatte er mit angesehen, wie er gegen die Parteien ankämpfte, dann wie er vor ihnen sich zurückzog, und dann wie er zu der Zeit, wo die äußersten Gefahren den Fürsten und den Staat bedrohten, als ein ergebenes Opfer zurückkehrte.

Sein früh reifer und durch die zärtlichste Vorsorge gepflegter Verstand war schon zu der Zeit, wo furchtbare Unglücksfälle die Ahnungen des treuen Dieners gerechtfertigt, das gebrechliche Gebäude seines Glücks umgestürzt, und ihn als Verbannten und Gefangenen mit unter die Trümmer des befleckten und zerstörten Thrones geworfen hatten, lebendig und entwickelt gewesen.

Er war in Vincennes, in's Luxemburg, in das Schloß

von Ham eingedrungen. Er hatte groſſes Elend geſehen; er war Zeuge der tiefen Erregungen geweſen, die es einflößte; er hatte im oberſten Zimmer des Thurmes, auf den Knieen des Verbannten, geſpielt. Deſſen Geſpräche, ſeine Ermahnungen, ſeine ſeelenvolle Phyſiognomie, Alles war noch ſeiner Erinnerung tief eingeprägt. Die ſiebenzig Jahre, welche ſeit dieſer Kataſtrophe verfloſſen waren, hatten noch nichts davon verlöſcht.

Er ſprach wenig von ſich ſelbſt — erzählte oftmals der Greis — aber viel und immer von Frankreich. Ohne Unterlaß ſchärfte er uns ein, gefaßt zu ſein, und unſer Unglück nicht durch unwürdige Klagen zu entehren. Sein ganzer Schmerz war nur ſeinen Wohlthätern aufgeſpart.

Wenn deren Name auf ſeine Lippen trat, ſo ward ſeine Stimme weich, ſeine Augen füllten ſich mit Thränen, ſein Ausdruck ward durchdringender und erhöhter. Dann hatte der Schmerz Zutritt zu ſeinem Herzen.

Schande, Schande! mein Sohn! — rief er aus — man hat ſich an Nichts mehr erinnert! Alte Rechte, alte Anſprüche, altes Unglück, Ruhm und Wohlthaten der gegenwärtigen und der vergangenen Zeit, an Nichts hat man ſich erinnert!

Aber wenn der Himmel der Erde wichtige und hohe Lehren geben will, muß er wohl groſſen Verdienſten groſſes Unglück ſenden.

Was hilft es, daß das Unglück dem Verbrechen folgt? Das ist kein gewöhnlicher Weg, den Jedermann kennt. Was kümmert uns diese tägliche und unfruchtbare Lehre, die nicht mehr in Staunen setzt, Nichts mehr lehrt?

Fleckenloser Gegenstände bedarf es für jene großen Sühnopfer, für die großen Verirrungen der Sterblichen.

Ich erinnere mich — fuhr er fort — dieses verlassenen Hofes, dieses aufgegebenen Königthums recht wohl. Alles war ihm Vorausverkündigung, Ahnung. Ihr hättet ihn für jene armen Eremiten halten können, denen man bei jeder Begegnung zuruft: „Bruder, denk' an den Tod!"

Ja, das Uebel war allerdings tief gewurzelt, alt, vielleicht unheilbar. Waren jene Versuche des Aeußersten rechtlich, so waren sie es damals.

Nur hätte man noch warten sollen...... Wer weiß?..... Wer weiß, ob der Feind, wenn man ihn nicht angriff, auch Alles dann gewagt hätte, oder, wenn er Alles wagte, ob nicht seine Verwegenheit zu seiner Unordnung und Niederlage beigetragen hätte?

Geheimnisse, die jetzt unnütz sind, und welche die Zeit, die den Schlüssel dazu hatte, uns nun nicht mehr kundgeben kann.

Edler Königsstamm, verlasse Dich selbst nicht! Die Zukunft liebt es, die Ansicht der Welt zu erneuen; laß den Sturm der Widerwärtigkeit vorüber gehen!

Der alte Graf hatte besonders vom Schlosse Ham zahlreiche und lebendige Erinnerungen bewahrt, weil er erst weit später dahin gekommen war. Von diesem Schlosse erzählte er alte Geschichten, die er den jüngsten seiner Enkel oft wiederholen mußte.

Manchmal machte er ihnen eine Beschreibung davon. Es war ein mittelmäßig befestigtes Schloß — sagte er. — Der Connetable von Saint Paul hatte es in der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts auf den Trümmern einer alten Burg erbauen lassen. Es war im Viereck aufgeführt und an den Ecken hatte es vier runde Thürme, die durch sehr enge Wälle mit einander verbunden waren. Ein viereckiger Thurm schützte gegen Nordwest den einzigen Eingang in die Festung; ein anderer, ganz ähnlicher Thurm erhob sich auf der entgegengesetzten Seite gegen Südost. Zwei Halbmonde gegen Morgen und Abend bildeten die einzigen Außenwerke. Längs der Wälle gegen Mittag und Morgen floß der Kanal des Herzogs von Angouleme. Ganz nahe strömte auch die Somme, an welcher die Stadt lag, vorüber. Im Innern des Hofes dienten zwei mittelmäßige Gebäude, von Backsteinen aufgeführt, zu Kasernen. Das Staats-Gefängniß lag an dem äußersten Ende eines dieser Gebäude. Da, in einer öden und kleinen Kammer, habe ich Euern Urvater oft und lange gesehen, ruhig und geduldig, von Niemand etwas verlangend, sich über Niemand bekla-

gend, von den Leiden Frankreichs nur diejenigen vergessend, die ihn selbst betroffen hatten. Bloß über seine Kammer hatte er die naive und mysteriöse Devise Philipp's des Kühnen eingegraben: „Mir währt vieles zu lange."

Eins doch war bemerkenswerth an dem Schlosse, nämlich der östliche Thurm, der den Namen des Connetable behalten hat. Es war eine schwere und unförmliche Steinmasse, hundert Fuß hoch und hundert Fuß ebenfalls im Durchschnitt, mit Mauern von zwei und dreißig Fuß Dicke. Drei Stockwerke, die in dem Grunde aufgewölbten Gefängnisse nicht mitgerechnet, theilten innerlich dieses ungestaltete Bauwerk ab, aber Alles unbearbeitet, ohne eine Spur von Kunst oder Geschmack. Nur der Eingang hatte einige Verzierungen und eine Inschrift: in einander verschlungene Seile, von denen zwei Eicheln, wie auf den Wappen der Bischöfe herabhingen, und darüber die beiden Worte: „Mein Bestes", eitler Ausdruck eines Vertrauens, das das Glück trog.

Unter der ehemaligen Monarchie diente dieses Schloß lange Zeit zum Staats-Gefängnisse. Ludwig XVI., der die Staats-Gefängnisse eingehen ließ, änderte dessen Bestimmung ab, aber während der Republik gab man sie ihm wieder. Ludwig XVIII. nahm sie ihm von neuem, als er den Thron bestieg.*) Als Karl X. von

*) Ordonnanz vom Mai 1814.

ihm herabstieg, öffneten sich die Staats-Gefängnisse wieder und das Schloß kehrte zu seiner früheren Bestimmung zurück.

Am äußersten Ende des Hofes befand sich eine große Linde. Es war der einzige Baum, den die Gefangenen sahen, und auch ihn nur von weitem. Seht diesen Baum — sagte einst mein Großvater zu mir —, ein berüchtigter Mann hat ihn gepflanzt, ein Mann, den man Bourbon nannte, einer der Begründer der französischen Republik, und den die Republik dafür zum Lohne in dieses Gefängniß warf. Er wollte selbst noch als Gefangener seinem Glaubensbekenntnisse standhaft anhängen und pflanzte daher an diese Stelle einen jungen Baum, den er nach der tollen Sitte jener Zeit der Freiheit weihte. Die Natur dagegen wollte, daß, als eine harte und tiefschneidende Verhöhnung, dieser Baum der Freiheit, der schon ganz abgestorben war, in einem Gefängnisse gedeihe und blühe. Und er blüht noch da, mein Sohn, aber die Freiheit, wann wird diese blühen?

Ihr werdet mich fragen — fuhr er fort —, was ein Freiheitsbaum sey? Es war ein Symbol, mein Sohn, ein ohnmächtiges und unwirksames Symbol, das keine Erinnerung erweckte, keine Erregung des Gemüths hervorrief und an sich nichts besaß, um Enthusiasmus einzuflößen. Dieser Baum hat den des Kreuzes nicht in Vergessenheit gebracht. Denn dieser ist das wahre Symbol der Freiheit auf der Erde.

Ein anderes Mal wiederholte der alte Graf als Auswahl unter den Gesprächen, denen er beigewohnt, seinen Enkeln einige der Maximen und Belehrungen ihres Ahnherrn.

Wenn man mit ihm von denen sprach — erzählte er ihnen —, die ihm so viel Uebles zugefügt hatten, unterbrach er und sagte: Man muß sie beklagen, liebe Kinder, nicht aber sie hassen. Waren sie ihre eigenen Herren? Ihr saht meine Gefahren, saht Ihr die ihren? Die Revolutionen sind undankbar gegen die, welche ihnen dienen. Sie machen harte Anforderungen an sie. Glaubt Ihr denn, sie hätten mir aus Haß gegen mich das angethan, was sie mir angethan haben? Glaubt das nicht; sie dachten mehr an ihren Vortheil als an meinen Schaden. Sie opferten mich den Irrthümern Anderer auf, indem sie glaubten, diese dadurch von sich selbst abzuwenden und sie zu beschwichtigen.

Man muß die niedrigen Leidenschaften des gemeinen Lebens nicht in die Politik übertragen. Mancher, der Euch zu schaden suchte, hat Euch vielleicht geholfen, Mancher Euch geschadet, der Euch doch eigentlich helfen wollte. Oft denkt man, indem man einen Menschen angreift, ganz und gar nicht an diesen. Man verfolgt in seiner Person ein idealisches Wesen, das eine große Menge anderer Menschen in sich faßt. Man vertheidigt sich gegen ihn als ein Prinzip, als eine Theorie, als eine Gewalt, deren Bild und Ausdruck

er geworden ist. Man würde ihn vielleicht lieben, wenn er nur er selbst wäre, aber nun verfolgt man in ihm Alles, in was er sich verwandelt hat. Seine Feinde sind nicht die seinigen, sie sind die Feinde derer, deren Freund er ist.

Erhebt, erhebt doch Eure Gedanken und Gefühle. Ich habe mich über Nichts zu beklagen, also hegt auch keinen Verdruß, keine Rache. Bezieht Alles nur auf Euer Vaterland. Die Zukunft ist tief und undurchdringlich; sie wird vielleicht Euch begünstigen, wie mich die Gegenwart betrog. Sollte Euch irgend eine Gewalt einmal zu Theil werden, so erinnert Euch nur deshalb meiner Leiden, damit Ihr nicht ähnliche auf Andere häuft. Es hieße mich verrathen, wenn Ihr Euch rächen wolltet.

Die Rache ist oft eine Ungerechtigkeit, öfter noch ein Fehler. Wie viele andere Feinde zieht man sich nicht zu, indem man sich von dem einen befreit? Die Großmuth entwaffnet nie, das gebe ich zu, aber die Strenge reizt und empört, und diese Aufreizung ist ansteckend.

Nur weil man schwach ist, rächt man sich; nur weil man ein starres Herz, einen beschränkten Geist besitzt, verzeiht man nicht. Die Völker haben einen bewundernswürdigen Instinkt, diese Schwächen zu durchschauen. Die verabscheuenswerthe Stimme, welche aussprach, daß nur die Todten nicht wiederkehren, hat bloß

einen schmählichen Irrthum vernehmen lassen. Die gefährlichsten Feinde, die man haben kann, sind die, die man getödtet.

Die Alten machten sich aus der Rache ein göttliches Vergnügen. Ein verworfenes Vergnügen im Gegentheil. Eine edle Freude ist es, sich rächen zu können und es doch nicht gethan zu haben.

Eines Tages, als man ihm, ich weiß nicht, welchen Plan zur Flucht vorgeschlagen hatte, sagte er zu uns: Ich würde ihn vielleicht annehmen, wenn der Urtheilsspruch gegen mich legal und gerecht wäre. Aber so, wie er ist, gefällt er mir zu sehr, und ich will ihm also Nichts entziehen. Wer mag sich denn über die Unbilligkeit einer Sentenz beunruhigen, wenn sie nicht vollzogen worden? Ich würde jene durch meine Flucht lossprechen; ich würde ihre Ungerechtigkeit fast verlöschen, wenn ich deren Wirkungen aufhöbe. Ich muß bleiben, um jeden Tag Zeugniß dieser Gewaltthätigkeiten abzulegen. Es ist mir nützlich, daß sie sich verlängern und in meinem Leben eine tiefe, dauernde Spur zurücklassen. An denen, auf welchen sie lasten, ist es, sich meiner zu entledigen, wenn sie es können. Ich will ihnen die Sorge dafür nicht ersparen.

Und dann, liebe Kinder, bedenkt doch, solche Plane führt man nicht aus, ohne diejenigen einige Gefahr laufen zu lassen, welche sie befördern. Gott behüte mich, je darein zu willigen, daß irgend Jemand sich

um meinetwillen einer solchen Gefahr aussetze. Was mir noch vom Leben übrig, ist nicht werth, daß man diesen Werth darauf setzt.

Der größte Philosoph des Alterthums schlug es sogar ab, ihn dem Tode zu entziehen. Eine so edle That würde unsere heutige Schwäche in Erstaunen setzen. Kaum begreift man sie noch; wer aber sollte nur noch glauben, daß man sie nachahmen könnte? Aber ohne sich zu einer so außerordentlichen Seelenstärke erheben zu wollen, was Niemand weniger als mir gegeben sein dürfte, ist es doch auch nicht verboten, aus diesem Beispiele das herauszunehmen, was sich einem bescheidenen Leben und einem gewöhnlichen Muthe anpassen läßt.

Noch andere Male wiederholte ihnen Graf Richard die Geschichte dieses Ortes, so wie sie ihm sein Großvater gewöhnlich erzählte.

Diese Stadt — sagte er — besaßen in alten Zeiten mächtige und berühmte Gebieter. Eudes von Ham nahm unter Philipp August's Regierung das Kreuz aus den Händen jenes Foulques de Neuilly, „der, wie der Chroniken-Schreiber *) sagt, ein tapferer Mann war, der viele Wunder that, und gar fromm von Gott sprach, durch Frankreich und die andern angrenzenden Länder.“ Und der wackere Ritter kämpfte

*) Ville-Hardouin.

muthig in den beiden Bestürmungen Konstantinopels, an dem Tage, wo Lascaris, Ducas und Marzulph, sich um den blutigen Nachlaß des jungen Alexis streitend, statt ihn zu vertheidigen, die Krone der griechischen Kaiser auf das Haupt eines Grafen von Flandern fallen ließen.

Drei Jahre nachher „verrichtete Hues von Ham, welcher Herr war eines Schlosses, das man Ham im Vermandois nannte, große und viele Waffenthaten" bei jener unglücklichen Schlacht von Adrianopel, wo der heldenmüthige Graf von Blois fiel und der Kaiser Balduin in die Gewalt des Königs der Bulgaren gerieth.

Ein anderer Herr von Ham ward in der Schlacht von Montlhéry in dem Augenblicke getödtet, wo die Leibwacht Ludwig's XI. den linken Flügel des Grafen von Charollais in die Flucht schlug.

Gedenkt auch — aber nur um ihn zu verwünschen — des verschlagenen und hinterlistigen Herlbert*), dieses abtrünnigen Herrn von Ham und Vermandois, der seinen Fürsten beraubte, ohne auch nur den Muth zu besitzen, den Raub an sich zu nehmen, und ihn feig in Peronne sterben ließ, nachdem er ihn sechs Jahre als Gefangenen zurückbehalten hatte; glücklich noch der mitleidwerthe Prinz durch den Muth seiner Gattin.

*) So nennen ihn Froboart und Raoul Glaber.

Hedwig *), dieser berühmten und gewandten Königin, die ihren Sohn, ein zartes Kind, den Verfolgungen des Usurpators zu entziehen wußte, und nachdem sie ihm die Rückkehr zum Throne vorbereitet hatte, tapfer an der Spitze ihrer Armee kämpfte, um ihn darauf zu erhalten. **)

Vergeßt ferner jenen andern Strafbaren nicht, der es noch immer sehr, obgleich doch minder war, diesen Connetable von Saint-Paul, einen dreimaligen Verräther, dreimaligen Lehnsbrüchigen, der zugleich den Herzog von Burgund, den König von England und den König von Frankreich verrieth, und es nur zu sehr verdiente, wieder als Opfer eines Verraths zu fallen.

Auch — fuhr er fort — hat der Krieg hier gewüthet. Im Jahre 932 hatte Hebrard, Sohn jenes Grafen Helgaud, den die Normannen bei der Ueberrumpelung des Lagers von Arras tödteten, sich zum Herrn des Schlosses Ham gemacht. Der Graf Heribert eilte hinzu, erstürmte es und nahm Hebrard gefangen.

Kurze Zeit darauf belagerten es der König Raoul und Hugo der Große. Man stritt lange, endlich aber

*) Diesen Namen giebt ihr Frodoart (Andere nennen sie Ogine, noch andere Theagine).

**) Mézeray.

wurden Heribert's Getreue genöthigt, dem Könige Geißeln zu stellen.

Vor dieser Stadt begann Johann von Burgund 1411 den verhaßten und blutigen Krieg, der sein Haus und das von Orleans so lange trennte. Die flamländischen Truppen, die er dort hingeführt, überwanden nur mit Mühe den Widerstand der Einwohner. Doch mußten diese endlich nachgeben. Die unglückliche Stadt ward geplündert „und alle Kirchen und Häuser derselben verbrannt und zerstört. Selbst die dabei gelegene Abtei, aus der bloß sechs bis sieben Geistliche entkamen.“ *)

Sie erhob sich jedoch wieder aus ihren Ruinen, aber schon 1414 nahm Johann von Luxemburg sie wieder und plünderte sie abermal.

Zwanzig Jahre nachher ward sie von Lahire wieder eingenommen. Diesmal aber war sie von Seiten des Königs aufgefordert worden. Die Einwohner widersetzten sich ihrem Fürsten nicht im mindesten und Karl's Truppen begingen nicht die kleinste Gewaltthätigkeit.

Seht nun — fuhr er weiter fort und zeigte auf den Eingang der Festung — hier, ganz nahe bei dieser Thüre, ward 1595 der brave Humières, der tapfere Krieger, getödtet, dessen Tod Heinrich IV. beweinte. **)

*) Monstrelet.
**) Thuanus, CXII. Buch.

Gomeron, der für den Herzog von Aumale hier befehligte, hatte die Schwachheit gehabt, 1500 Spanier in die Stadt aufzunehmen, und war vor Kummer darüber gestorben. *) Sein Sohn, der ihm nachfolgte und das Schloß besetzt hielt, beging seinerseits wieder eine andere Thorheit; er willigte nämlich, der Himmel weiß in welcher Hoffnung, ein, sich mit zwei seiner Brüder nach Brüssel zum spanischen Generale zu begeben. Als ihn dieser in seiner Gewalt hatte, wollte er dies benutzen, um sich die Festung übergeben zu lassen, und drohte daher der Mutter Gomeron's, die darin geblieben war, im Weigerungfalle ihr die Köpfe ihrer drei Söhne auf einer Schüssel zu senden. Dorvilliers, der Schwager Gomeron's, war indeß an seine Stelle gekommen, schauderte vor dem Verrathe, den man ihm vorschlug und rief den braven d'Humières herbei.

D'Humières kam, griff entschlossen die in der Stadt verschanzten Spanier an, ward zwei Mal zurückgeworfen, und starb an einem Flintenschusse von einem Kirchthurme herab. Seine Soldaten rächten ihn jedoch; die Stadt ward genommen und von den 1500 Spaniern, die sie vertheidigt hatten, retteten sich nur sehr wenige.

Ihr General belagerte damals Catelet. Aufgebracht über diesen Verlust und ihre Niederlage zog er

*) Mézeray.

vor Ham, forderte das Schloß auf, ward, wie billig, mit Kanonenschüssen empfangen und rächte auf der Stelle seine Schmach, indem er unter den Augen seiner Mutter den unglücklichen Gomeron aufhängen ließ. Man zeigte noch vor wenigen Jahren einen Baum, der dessen Namen führte; es war der, an welchem ihn der Henker aufgeknüpft hatte.

Zweihundert und zwanzig Jahre später zogen die Fremden wieder vor Ham. Zehn Artilleristen und 87 Veteranen machten damals die ganze Besatzung des Schlosses aus. Das Armee-Corps, das sie belagerte, bestand aus nicht weniger als 30,000 Mann. Und doch war der Widerstand lang' andauernd und geschickt, und sein Lohn die ehrenvollste Capitulation. Man bewahrt in den Archiven der Festung diesen edlen und kostbaren Anspruch unserer alten Krieger auf Muth noch heilig auf.

Ham — sagte er auch noch — war einer von den an der Somme gelegenen Plätzen, die durch den Vertrag von Arras an den Herzog von Burgund, Philipp den Guten, verpfändet wurden, und die dieser, so rechtlich man ihn uns auch schildert, doch keine Lust hatte, wieder herauszugeben, obgleich man ihm seine 400,000 Goldgülden wieder zurückzahlte. Dies war ein Hauptgegenstand der Zwistigkeiten und gegenseitigen Widerwillens zwischen ihm und Ludwig XI. Ludwig XI.! Welch ein König, meine Kinder! Welche

sonderbare und unbeschreibliche Gestalt von einem Könige! Ein gepriesener, ein verschrieener, ein gefürchteter, ein verachteter Fürst, Alles auf einmal, der sich nach Sitte damaliger Zeit von dem Joche befreite, das ihm die Großen aufzulegen strebten; der sich des Volks bediente, ohne sich ihm zu unterwerfen, und der Religion, ohne ihr ein einziges seiner Verbrechen aufzuopfern; politisch, obschon abergläubisch, oder vielmehr abergläubisch, weil er politisch war; von dem man sagte, daß es ihm an Muth gebreche, ohne zu bedenken, wie tapfer er vor Lüttich und zu Montlhéry kämpfte; dem man die Fallstricke vorwarf, in welche er Karl den Kühnen lockte, ohne sich weder an die verbrecherische Ligue des gemeinen Bestens, noch an den Giftmischer Hardy *) zu erinnern, den sein Vasall ihm verrätherischer Weise zugeschickt hatte; dem man auf das verdächtige Zeugniß Brantome's hin den Tod seines Bruders **) unbesonnen schuldgegeben hat, indem man vergaß, daß dieser erst sieben Monate nach der angenommenen Vergiftung starb ***), und daß, als

---

*) Chronik von Jean de Troyes.

**) Petitol, Note zu dem 9. Kapitel des III. Buchs der Memoiren von Philippe de Comines.

***) Mézeray erzählt, daß der Abt von Saint Jean d'Angely der Dame von Montsoreau eine Pfirsiche überreicht habe, welche diese mit dem Herzoge von Guyenne, dessen Geliebte sie war, theilte.

er in seinen letzten Lebenstagen sein Testament machte, er Ludwig XI. selbst, obgleich dieser anwesend war, zu seinem Erben einsetzte; ein geiziger, grausamer, unversöhnlicher Fürst, der es doch ein Mal bedauerte, nicht verziehen zu haben *); der ein schlechter Sohn war und ein schlechter Vater; der sich durch den Tod von Agnes an der Oberherrschaft rächte, die derselben ihre Schönheit über ihn gab, und das noch unbewiesene Verbrechen von Nemours durch einen furchtbaren Tod bestrafte; König seinem Volke und seinem Jahrhunderte gemäß; geschickter noch bei Widerwärtigkeiten als im Glück; der eine Menge Fallen stellte, dem man sie aber auch selbst wieder legte; der sich nur zu Peronne täuschte, der den Einfällen der Engländer Einhalt that, die Provence erwarb, Burgund wieder erlangte, Anjou und Maine anschloß, Guyenne und die Normandie in seine Hände bekam und die Verbindung mit der Bretagne vorbereitete, welche seine Nachfolger beendigten; groß durch seine großen Thaten, strafbar durch die strafbaren Mittel, die er dazu anwendete. —

Diesem fügte er noch Erzählungen anderer Art hinzu. Vadé ist hier geboren — sagte er —, dieser freisinnige, anmuthige Sänger; er ward zu einer Zeit berühmt, wo der Gesang überhaupt nur heiter und

*) Philippe de Comines, Buch VI. Kap. 12.

artig war. Béranger hatte ihn noch nicht ernst und schön gemacht.

Aber noch ein weit höherer Anspruch: der General Foy ist hier geboren worden. Ich habe ihn gekannt, liebe Kinder! habe ihn in der Nähe gesehen, habe lange Unterredungen mit ihm gehabt, weit entfernt vom Tumulte der öffentlichen Versammlungen.

Ich weiß nicht, ob er mir jetzt dieselbe Gerechtigkeit wiederfahren lassen würde, wie damals; ich aber werde nie aufhören, ihm die zukommen zu lassen, die er verdient. Er war ein aufrichtiger und geschickter Mann, der nur von weitem denen folgte, die ihn mit sich fortrissen; der einzige vielleicht unter so vielen andern Rednern derselben Partei, der nicht geringer war als der Ruf, welchen ihm diese bereitet hatte.

Nun kamen die näheren Nachrichten an die Reihe, welche der gute Richard über die Gefangenen in diesem Schlosse sich verschafft hatte. Man zählt wenige Bemerkenswerthe darunter — sagte sein Großvater. — Die Regierungen zogen für diese Vincennes und die Bastille vor, welche näher und sicherer waren.

Doch ward ein König hier festgehalten, ein verrathener, ein beraubter, ein legitimer König Frankreichs. Als der Graf von Vermandois, der treulose Vasall, sich des allzuvertrauensvollen Karl's III. bemächtigt hatte, brachte er ihn, wie der Chronist erzählt, „zuerst in eine ihm gehörende Festung unweit Saint-

Quentin *)" an der Somme", und ließ ihn dann in eine andere bringen, welche Chateau-Thierry hieß. Diese Festung an der Somme war die, in welcher Ihr jetzt mich selbst neun Jahrhunderte später seht, mich, den Minister eines andern, ebenfalls beraubten Königs Karl.

Auch ein Graf von Oxford, ein treuer und muthiger Diener des Hauses Lancastre, ist eilf Jahre im Schlosse Ham eingesperrt gewesen, und zuletzt nebst dem Gouverneuer desselben, Walter Blouet, den zu verführen ihm gelungen war, daraus entwischt. Dieser brave Graf von Oxford war derselbe, der an dem furchtbaren Tage von Barnet so tapfer für Heinrich und Margarethe stritt und gewiß die Schlacht gewonnen hätte, wenn sie nicht durch einen unglückseligen Mißgriff des Grafen von Warwick verloren gegangen wäre. Das Schloß aber, wo er für seine Treue so schwer büßte, war nicht, wie man geglaubt hat, das an dem Ufer der Somme. Der Geschichtschreiber hat sich getrogen.

Eine Volkssage hier ist es, daß ein unglücklicher Kapuziner, dessen Verbrechen stets unbekannt geblieben, hier lange Jahre in einem engen Loche in dem Thurme gelebt habe und im Geruche der Heiligkeit gestorben sey. Man betete an dem Steine, der dem armen

*) Frodoart's Chronik, Jahr 923.



Mönche zum Kopfkissen gedient haben sollte. Die Frauen strichen ihre Kleider daran. Es war eine einfache Huldigung, die man dem Unglück weihte, und sie schrieben dieser Berührung nicht ohne Grund eine bewundernswerthe Kraft zu.

Noch erzählt man auch eine neuere und minder ungewisse Sage. Ein junger Mann, Namens Lautrec, schön, feurig, zu allem Außerordentlichen geboren, eben so für das Höchste in der Tugend als bei'm Laster, hatte ein eben so schönes, eben so anmuthiges und leidenschaftliches, aber keusches, frommes, unschuldiges und bescheidenes Mädchen kennen gelernt. Lautrec liebte es, wie er lieben mußte, wüthend und ungeregelt. Auch das junge Mädchen ließ sich von der Liebe hinreißen. Sie liebte Lautrec, liebte ihn zärtlich und schuldlos.

Aber sie war von niederer Abkunft und besaß kein Vermögen, um dies gut zu machen. Er bildete sich eine Zeitlang ein, daß die Liebe stärker bei ihr sein werde als die Tugend. Aber er täuschte sich. Das arme, staunende und gedemüthigte Mädchen fand in ihrer Reinheit unerschöpfliche Hülfe. Sie hätte gern aufgehört zu lieben, wenn der Wille genügend gewesen wäre.

Lautrec konnte nicht hoffen, den Stolz seines Vaters zu beugen, und so versuchte er es nicht einmal. Die fruchtlose Leidenschaft, die ihn verzehrte, ward zu einer hartnäckigen und schweren Krankheit. Er ward

bleich, seine Blicke verloren ihre Lebendigkeit. Er zog sich zurück, ward finster, mürrisch, verschlossen. Kaum hörte er mehr und antwortete nur durch Seufzer.

Lautrec hatte noch einen jugendlichen Onkel, der zu hohen Ehrenstellen in dem Klerus gelangt war und ihm stets sehr viele Zuneigung bezeigt hatte. Dieser Onkel bemerkte die Veränderung Lautrec's und betrübte sich darüber. Mehr als einmal drang er mit Fragen in ihn, der junge Mann aber wich aus und verheimlichte. Der Onkel ließ sich nicht abschrecken und beharrte. Endlich gab Lautrec seinen Zudringlichkeiten und Liebkosungen nach und ließ sich sein Geheimniß entreißen.

Es war zu einer Zeit leichtfertiger und wenig bedenklicher Sittlichkeit. Man pflegte damals die Liebe nicht so ernsthaft zu behandeln. Der Onkel übernahm es, seinen Neffen zu enttäuschen und freizumachen. Er sah das junge Mädchen und erschöpfte sich in Kunstgriffen und Verführungsmitteln. Bald beschwor er sie, aus Liebe ihrer Liebe selbst zu entsagen, damit der, den sie liebte, von einer Verbindung frei werde, die ihn unglücklich mache. Ein anderes Mal bot er ihr an, wenn sie sich nicht mit der Liebe begnügte, zur Entschädigung für das Opfer, um das er bat, sie mit Reichthümern zu überhäufen. Ja, er wagte es endlich sogar, da er ihre Zuneigung als so tief gewurzelt erkannte, und wie ihr der Muth fehle, diese aufzugeben,

und

und stammelte Rathschläge anderer Art, indem er dem jungen Mädchen zu verstehen gab, daß, da jede Hoffnung auf eine eheliche Verbindung vergebens sey, ihr, wenn sie ihre Liebe erhalten wolle, nichts übrig bleibe, als ihr nachzugeben.

Die Tugend des armen Mädchens war jedoch nicht minder tief eingewurzelt als ihre Leidenschaft. Die unbeugsame Einfalt ihres jugendlichen Sinnes machte jede List zu Schanden. Das Herz des Onkels ward selbst dadurch erregt, und eine verkehrte, abscheuliche, unselige Idee bemächtigte sich seiner. Er hatte sich vorgenommen, zu verführen, und war nun selbst verführt worden. So viele Reize hatten ihn besiegt, so viele Tugend flößte ihm eine unwiderstehliche Bewunderung ein. Der Unglückliche liebte und wagte es zu bekennen. Ein Schrei des Schreckens und Entsetzens war die einzige Antwort des jungen Mädchens. Bestürzt und beschämt entfloh er.

In demselben Augenblicke kam Lautrec. Das Mädchen weinte, schluchzte und zeigte die heftigste Verzweiflung. Dies ergriff den jungen Mann nicht minder, und er fragte, woher eine so große Erschütterung, ein so gewaltiger Schmerz rühre? Er wollte es wissen, im Augenblicke wissen, ohne Rückhalt, ohne Bemäntelung. Seine Stimme war zugleich flehend und gebietend. Er bat und forderte, er weinte und verlangte. Was sollte

das arme Mädchen thun? — Durch ihre eigene Erregung und Lautrec's Außersichsein besiegt, in ihrem Schrecken und Unwillen unfähig, abzumessen und vorherzusehen, entschlüpften ihr unüberlegte Worte. Lautrec erfuhr den Verrath oder errieth ihn.

Vernichtet, mit wirrem Sinne, blieb ihm nur noch ein schwacher Schimmer von Vernunft. Er stürzte fort, holte seine Waffen, folgte den Fußtritten seines Onkels, erreichte ihn am Fuße des Altars, und stieß ihm, der mit den Zeichen seiner Würde dort functionirte, den Stahl in die Brust.

Ham's Gefängnisse wurden darauf der Aufenthalt seines Verbrechens oder seines Irrseins. Er hatte 40 Jahre lang dort zugebracht, als die Revolution von 1789 erfolgte. Da entließ man ihn. Aber vergessen, für todt gehalten, von den Seinigen nicht anerkannt, hatte er nun weder Brod noch Wohnung. Die Stadt Ham erbarmte sich sein und übergab ihn einer armen Frau, um ihn zu pflegen. Er genoß es nicht lange, denn nach drei Monaten starb er. Vielleicht hätte er länger gelebt, wenn die Freiheit, diese ihm unbekannte Fremde, nicht so unerwartet die traurige Gewohnheit seines Lebens gestört hätte.

Entführte aber die Revolution dem Schlosse Ham einige Gäste, so bevölkerte sie es dafür bald wieder mit

neuen. Die Zeit kam, wo der Convent ihr fleißiger Mitarbeiter, bei dem eigenen Versuche seiner harten und ungestalteten Gerechtigkeitspflege, sich an einem Tage von Barrere, Billaud-Varennes und Collot-d'Herbois befreite, die er deportiren ließ, und von Bourdon, Hugues, Châles, Faussedoise, Duhem und Choudieu, die er in das Schloß Ham verbannte.

Bald darauf kamen, — fuhr der alte Richard fort — Gäste andern Charakters und andern Ranges dahin; einige auf die französische Küste durch Sturm zurückgeworfene Emigranten, ein Vibraye, ein Choiseul, ein Montmorency, Opfer geselligen Zwiespalts vor uns, die, zum Tode wegen Verbrechens des Schiffbruchs verurtheilt, doch dem Untergange entrannen, deren abgeänderte Strafe jedoch nur die Unbilligkeit und Schande der Regierung änderte, welche sie ihnen aufzuerlegen wagte.

Zur selben Zeit auch jenes andere Opfer, derselbe Polignac, den sein Geschick jetzt dahin zurückgeführt hat; der beweinenswerthe Fürst, den ein unerbittliches Fatum verfolgt und bedrängt; damals in die Katastrophe von Moreau, Pichegru und Georges verwickelt, seitdem noch größerm Unglücke verbunden, der sein Leben in einer langen Gefangenschaft begann und seine Gefangenschaft wieder am Ausgange seines Lebens anfängt.

Der alte Graf ward nicht müde. Die Erinnerungen an Ham machten ihm Vergnügen und er war nachsichtig und unerschöpflich in Bezug auf sie. Einen Punkt gab es jedoch, wegen dessen man keine Frage an ihn zu richten wagte. Hundertmal hatte er die Erzählung der Thaten seines unglücklichen Großvaters angefangen, und jedesmal, wo er es unternommen, hatten seine Thränen ihn an der Beendigung gehindert. Man fürchtete für ihn eine so schmerzliche Erregung, daß sein Alter sie nicht mehr ertragen könne. Eines Tages aber, als der jüngste seiner Enkel unschuldigerweise ein paar Worte in Bezug darauf gesagt hatte, entgegnete er: Die Geschichte Eures Ahnherrn? Ach! ich denke daran; ich kann sie Euch erzählen ..... wozu bedarf es so vieler Worte? Sie ist niedergeschrieben, mein Sohn, diese Geschichte. Ich habe es gethan, ich habe sie niedergeschrieben. Sie steht auf dem Steine, der die Ueberbleibsel dieses so thörichterweise verwünschten und verfolgten Mannes enthält. Dahin müßt Ihr gehen, liebe Kinder, zu jenem alten und bescheidenen Steine. Das sind fromme Pilgerfahrten, die für Kinder sich ziemen und ihnen Glück bringen. Kniet nieder und sammelt Euch, wenn Ihr dort seid. Thut das, was ich so oft that; reißt das Moos heraus, das den Stein deckt, und wenn gotteslästerliche Hände nicht die Verstümmelungen wiederholt haben, von denen ich sonst nur allzuviele Beispiele sah, so werdet

Ihr, was Ihr sucht, dort finden; Ihr werdet in einer kurzen Grabschrift die ganze Geschichte des Ahnherrn Eurer Familie lesen:

Verbannt,
weil er
treu gewesen war,
und verurtheilt,
als wär' er dies nicht gewesen.

von Peyronnet.

Ein Morgen bei den Invaliden.

Man fühlt, daß eine Nation, welche solche Palläste für das Alter ihrer Armeen baut, die Macht des Schwerts, wie die Weihe der Künste erhalten hat.

Chateaubriand.

Ungefähr vor einem Monate, am 20. Februar, meinem Geburtstage, ging ich ganz frühmorgens aus, obgleich ich erst sehr spät von einem jener glänzenden, feenhaft prangenden Bälle gekommen, welche der Carneval von 1832 in Menge zwischen Revolution und Pest geworfen, gleichsam um die Furcht in Vergessenheit zu bringen. Von drei Stunden, die ich höchstens im Bette verbracht, hatte ich wahrhaftig nicht drei Minuten ein Auge zugethan — ich hatte, wie man sagt, eine nuit blanche verlebt, ich kann aber versichern, daß es nichts Schwärzeres giebt. Solches begegnet mir regelmäßig

jede Nacht vom 19. zum 20. Februar. In diesen Nächten, da träume ich wachend, ich träume von diesem Leben, in das ich von denen geworfen bin, die es mir gegeben haben, und denen es Gott so bald entzog! — Ich träume von reicher, festlicher Kindheit, von arbeitsamer Jugend, von zerstreuter Familie und verschwundenen Glücksgütern; dann auch von schallender Lust, von langem Freundesgefolge, von spanischen Serenaden, leidenschaftlicher Poesie und poetischer Leidenschaft, und noch vom Frieden des heimathlichen Heerdes, von seinen stillen Freuden, von dem Kummer, den man Wesen verursacht, die uns nur Glück bereiten; dann von Liebesverrath, und endlich von nie beendigter Arbeit, von kaum ersprießendem Ruhme und noch von der flüchtigen Zeit, dem nahenden Alter, vom Tode, der es vielleicht noch überholt und von der unsichtbaren Welt und der Ewigkeit droben — oder drunten! — Alles Dinge, um hinter den Vorhängen zu heulen, wie ein wildes Thier, oder vielmehr, um sich die Decke über das Antlitz zu ziehen, wie ein Leichentuch, und sich nicht zu regen, wenn euch nicht euer guter Engel aus diesem Grabe reißt und mit seinen Fittichen hinaus in die kühle Morgenluft stößt, damit ihr fühlt, daß ihr noch kein Gespenst seid. Und deswegen sahen mich am 20. Februar (meinem Geburtstage wie gesagt) die Milchweiber des Viertels vor Sonnenaufgang angekleidet auf meiner Thürschwelle, wie ich anbetend und

Somnambulismus durch das Begegnen eines Mannes gerissen wurde, der mich aufmerksam betrachtete und endlich sprach: Ich glaube, Sie sind es wirklich, Herr Emil; guten Tag, Herr Emil! — Ei, guten Tag, mein armer Maurice! erwiederte ich nach langem Sinnen und wollte ihn an beiden Händen fassen. Er gab mir nur eine, und ich bemerkte unter dem großen Kragen, der ihm als Mantel diente, einen Invalidenrock mit einem leeren flatternden Aermel. Kalter Schweiß bedeckte meine Stirn. Es war mein Stellvertreter im Heere, Maurice, von dem ich seit zwölf Jahren Nichts gehört und der, weil ich damals etwas Geld hatte, jetzt einen Arm weniger besitzt. Die Kugel, welche ihm unter die Schulter gedrungen, das schmerzhaft hervorströmende Blut, den kalten Biß des Stahls, der ihm Fleisch und Knochen zerschnitten, um den übrigen Körper zu retten — ich dachte, fühlte, durchlebte das alles, wie er es selbst durchlebt haben mochte. Maurice sah ich nicht mehr; wir waren eins; er war ich; der abgeschnittene Arm war der meinige, so eben amputirt; ich hatte keinen linken Arm mehr und litt fürchterlich, und Gewissensbisse, ich weiß nicht wie, vergifteten mein Uebel und eherne Krallen fuhren über die frische Wunde — mein Herz verging, ich fiel in Ohnmacht.

Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in einem kleinen Saal mit der Aussicht auf kleine Gärten, von großen Kanonen beschirmt. Ich war bei dem Auf=

seher des Invalidenhauses und der gute Maurice reichte mir ein Glas gebranntes Wasser, das ich ihn bat zu meiner Stärkung zu trinken. — Meiner Treu, lieber Herr! sagte er zu mir; ich hätte Sie nimmermehr hierher tragen können ohne einen guten Jungen von Bootsmann, einen alten Kerl mit zwei Armen, der Seemann auf dem Meere gewesen, sehen Sie und der allein stärker und dienstfähiger ist, als eine ganze Kaserne voll Conscribirter. Ich habe ihn auf dem Admiralschiffe gekannt, wo auch der General Bourmont und der Vice-Admiral Duperré waren, zwei berühmte Siegeshelden, gleich viel! — und er hat mich ausgeschifft in dem Kriege von Algier, wo der alte Dey nach Paris gekommen ist, um die Oper zu sehen; der alte Hanswurst, mag er! Dort unten habe ich meinen Arm gelassen, im ganz heißen Sande; aber, um wieder auf den Seemann zu kommen, so hat er seinen Abschied, ist zufrieden und ich fand ihn neulich am Ufer der Seine, wo er sich damit belustigt, Ertrunkene zu retten und junge Mädchen mit ihren Liebhabern in seinem Kahne spazieren zu fahren. Des Morgens erzählen wir uns immer unsere Campagnen und allerhand Geschichten, und heute — aber verzeihen Sie, entschuldigen Sie, ich wollte nur, daß Sie festen Fußes meinen fehlenden Arm betrachteten. Denn, ich habe wohl gesehen, daß es die Empfindlichkeit war, die Sie betäubte. Sehen Sie, ich lache; sein Sie nicht traurig. Es giebt größeres

Unglück, als das. Ich bin jung und dann können Sie nicht dafür; Sie haben mich gut bezahlt, und Vater und Mutter, die Armen, sind Gott sei Dank stolz und selig gewesen, als sie gesehen, daß ich mich so theuer verkauft habe, und als ich ihnen sagte: Da ist Euer Schatz! Ach! weil sie mich so sehr lieb haben! — Nun, Sie befinden sich besser; gut! deswegen brauchen wir uns nicht so zu trennen. Wollen Sie das Haus sehen? Ich habe eine Karte, Alles zu sehen, es sind überall viel Veränderungen — vielleicht sind Sie lange nicht hier gewesen?

Nun habe ich Paris seit funfzehn Jahren nicht verlassen, und doch weder die Invaliden, noch viel andere sehr merkwürdige Dinge besucht, wenn schon wenig Tage vergingen, wo ich nicht beim Anblick des Doms der Invaliden laut gerufen hätte: Ludwig XIV. war ein großer König! Ich hütete mich wohl, meine Unbekanntschaft Maurice zu gestehen, der sie nicht begriffen haben würde, und nahm die Karte an, die er mir mit der wiederholten Versicherung gab, daß ich damit überall eingelassen würde. Er entschuldigte sich, mich nicht zu begleiten, aber es wäre Frühstücksstunde; ich würde überdem Führer finden, die mir Alles erklärten, und ehe ich fortginge, würde er mich schon aufzufinden wissen.

Ich sagte Maurice und den Leuten, die mich aufgenommen hatten, meinen Dank und entfernte mich

mit dem Wunsche, die vom Zufall gebotene Gelegenheit recht zu benutzen, zugleich aber auch mit dem feierlichen Entschlusse, die Erudition keines Cicerone in Anspruch zu nehmen. Das sind Leute, die ich fast so scheue, wie Commentatoren eines großen Schriftstellers oder Herausgeber gewählter Werke. Ich will selbst sehen, aber nicht Alles gezeigt und demonstrirt haben.

Meine Absicht ist keineswegs, hier eine genaue Beschreibung des Invalidenhauses zu geben und den Wegweiser für Reisende oder den Cicerone der Leser zu machen, nachdem ich mich so frei über diese Herren ausgesprochen. Es ist weder eine Topographie, noch eine Statistik, noch ein Inventarium, das ich biete, sondern die einfache Geschichte meiner Gefühle als Künstler, meiner Regungen als Philosoph während meiner Reise durch das ungeheure Gebäude.

Ich bin in die Küchen hinabgestiegen, bin zu den Schlafsälen und Leinwandkammern hinaufgegangen und habe mich überzeugt, daß die Wäsche wundervoll gehalten wird, daß die Betten alle Tage gemacht werden und daß die Kasserols rein und glänzend sind, wie die Cymbeln, die einer Bayadere zum Spiegel dienen. Es giebt wahrscheinlich Inspectoren, welche bezahlt sind, um auf das Alles zu sehen. Ich berufe mich auf sie. Ich habe nicht einmal die Suppe gekostet, weil ich keinen Hunger hatte und nicht König bin, und zu dem großen Kessel, fabelhaften Andenkens, wo ganze Heerden gekocht

werden sollen und welcher, umgestürzt, sagt man, der Zwillingsschwester des Doms gleicht, wollte ich mich gar nicht wagen. Vielleicht ist etwas Uebertreibung in diesen Weiberberichten, denen ich bisher volles Vertrauen geschenkt, und ich fürchtete, in meiner letzten Illusion entzaubert zu werden und das Wunderbare selbst vom Kessel der Invaliden entfliehen zu sehen. Im Refectorium angekommen, durchlief mein Blick die Unermeßlichkeit dieser Tafeln, wo hier und dort ein paar Gerichte erschienen: rari nantes in gurgite vasto; und die schmale Länge dieser Bänke, wo so viel Blauröcke ernsthaft vor ihren runden Bechern sitzen — ich dachte plötzlich an die Mittagessen des Lycäums und — laufe noch. Es ist übrigens ein rührendes Schauspiel, diese alten Kommißgäste, durch Wunden oder ein ruhmwürdiges Alter berechtigt, im Ueberfluß und in der Reinlichkeit einer bürgerlichen Tafel zu sehen. In Wahrheit, in Wahrheit, Ludwig XIV. war ein großer König!

Mit meiner Karte bewehrt, wie Robert der Teufel mit seinem Zweige, sprengte ich alle Thüren. Ich durchstrich nach und nach die Offizier-Wohnungen, die Gemächer des Generalstabes und des Gouverneurs. Alles ist einfach, passend und edel, das große Jahrhundert bis in die kleinsten Details. Ich verlangte die Bibliothek des Hauses zu sehen. Als ich eintrat, wurde meine Seele still. Eine Bibliothek ist für mich ein geheiligter Ort, wie ein Gottesacker. Sind nicht hier in der That

die unsterblichen Gedanken der Menschen beigesetzt, während die Kirchhöfe nur die vergängliche Hülle empfangen? Die Bibliothek der Invaliden besteht fast nur aus Kriegs- und andern wissenschaftlichen Büchern, aus Reisebeschreibungen und Andachtswerken. Das sind die schönen Erinnerungen des Soldaten und seine fromme Hoffnung. Ich fand zur Stunde nur zwei Personen in einer Fensternische, und wurde näherschreitend bis zu Thränen gerührt. Es war ein alter blinder Capitain und ein junger Sergeant, der keine Arme hatte. Der Capitain hielt ein offenes Buch auf den Knieen, und der Sergeant, neben ihm sitzend, las ihm laut vor, indem er ihm sagte, wenn er das Blatt umwenden sollte. Diese Beschäftigung hielt sie so angenehm fest, daß mich der Alte nicht hörte und der Junge nicht sah, als ich vorüberschritt, obgleich ich ihnen nahe genug gekommen, um zu bemerken, daß sie die Geschichte des großen Condé lasen. Diese beiden Männer, welche ihre Gebrechlichkeiten in der Vereinigung vergaßen und sich gleichsam einander ergänzten, schienen mir eine lebendige Verkündigung der schönen Worte unsers Herrn: Traget und helfet Euch unter einander.

Das Herz voll ernster frommer Gedanken, wandte ich mich nach der Kranken-Anstalt, wo so viel verstümmelte Tapfere zu sterben aufhören. Nichts gleicht dem Eifer der Aerzte, der Sorgfalt der Krankenwärter, wenn es nicht die Heiterkeit der Leidenden ist. Da giebt es

nichts Zusammengezogenes, nichts Krampfhaftes in den Zügen, selbst Sterbender. Ist es, weil sie, durch zwanzig Bluttaufen geläutert, diese Welt mit der Gewißheit auf die andre, welche sie erwartet, verlassen? Ich war Zeuge der letzten Augenblicke eines alten, fast hundertjährigen Offiziers, der alle Campagnen ohne die geringste Blessur mitgemacht. Nur das Alter hatte ihn langsam in das Invalidenhaus geführt. Da liegt er nun, den man den Unverwundbaren nannte, besiegt, niedergeworfen durch den Todes-Engel! Seine Familie kniet in Thränen um sein Bett. Der Arzt ist fort, er hat zum Priester gesagt: Dieser Mann gehört Dir, und der Priester betet und tröstet, auch ein Greis, der morgen selbst Gebet und Trost nöthig haben wird.

Als man den betagten Leib des Sterbenden aufhob und der Beichtiger, gekrümmt unter der Last der Jahre, sich noch hernieder beugte, von zwei Kindern unterstützt, um dem stummen Munde, der ihn mit letzter Zuckung darum beschwor, das heilige Viaticum zu reichen — glaubte ich, die erhabene Communion des h. Hieronymus, Dominichino's Meisterstück, verwirklicht zu sehen, in welchem sich Ideal und Natur, Seligkeit und Todesqual, Seele und Leib verschmelzen und zu unaussprechlicher Harmonie vereinigen. Ich neigte mich mit den Andern, und als ich die Augen wieder aufschlug, glänzten die des Sterbenden in so heitrem Lichte, Stirn und Wangen färbte ein so reiner Schein, über seine

Lippen glitt ein so sanftes Lächeln, daß ich noch einmal das letzte Lebewohl meines Vaters zu empfangen glaubte! Ich hörte, daß dieser alte Offizier seit funfzehn Monaten krank und bettlägerig gewesen, daß er sich, während dieser funfzehn Monate, Organ für Organ, Glied für Glied, sterben gesehen, ohne eine erträgliche Lage zu finden und, wie die Aerzte sagen, mit unaussprechlichen Schmerzen. — Und das nennt man einen schönen Tod sterben! — Was ist dann ein schrecklicher Tod? — Eines schönen Todes sterben! Grimmige Ironie. — Wenn ein Dachziegel oder ein Schlagfluß Euch ohne Schmerz, ohne Todesangst niederwerfen kann!

So sagt man, und mit Recht, wenn man die Sachen aus menschlichem Gesichtspunkte betrachtet. Doch Alles verändert den Anblick, wenn man sich auf den höhern überirdischen Stand begiebt. Da entdeckt man mit dem geistigen Auge die Geheimnisse, welche uns die Materie verhüllte. Man erkennt, daß die ganze Wissenschaft des Lebens darin besteht, gut sterben zu lernen, daß die Länge und Heftigkeit des Kampfes zur Glorie des Triumphs beitragen; daß es eine unendliche Güte des Schöpfers ist, seine Kreatur durch eine große Krankheit zu warnen, um ihr das Bedürfniß einzuflößen und die Zeit zu gönnen, ihre Fehler zu bereuen, ihren Feinden zu vergeben, und die Wesen, die ihr theuer sind, zu trösten und zu segnen! — Ja, eines

schönen Todes sterben! Das Sprichwort hat selten Unrecht. Der schlimme Tod, das ist der Tod ohne Leiden, aber auch ohne Vorbereitung. Das Volk irrt sich darin nicht; ein plötzlicher Tod erschreckt es, wie ein Mord. Und wenn man nur an irgend Etwas glaubt oder selbst zweifelt, wie kann man das Jenseit des Grabes für das Diesseit aufs Spiel setzen? Wir leben so wenig Tage und werden so lange todt sein! — Diese heilsame Betrachtung verfolgte mich von Saal zu Saal in der Kranken-Anstalt, und nicht ein einziges Mal drängte sich mir der Wunsch auf, daß eins dieser leidenden oder sterbenden Häupter von einer Kanonenkugel zerschmettert worden wäre, so natürlich und liebreich auch der Wunsch gewesen sein möchte.

Ein Aufseher kam, mir zu sagen, wenn ich die Relief-Modelle der französischen Festungen sehen wollte, sei nicht ein Augenblick zu verlieren. Ich folgte ihm. Es ging eine sehr breite und vorzüglich sehr steile Treppe in die Höhe, so daß mein Führer auf jedem Absatze sang:

Die Frau stieg hoch auf ihren Thurm,
Viel höher, als sie konnte. —

Und ich, an dem Refrain seines Liedes etwas verändernd, psalmodirte traurig:

Ein Todter kommt nimmermehr wieder!

Dies dialogisirte Duett wurde von Stufe zu Stufe langsamer und schwächer. Ich erinnerte mich, daß ich da sei, um zu sehen, und so fing ich an, die Treppe

von oben bis unten zu betrachten, die erbärmlich gepflasterten Stufen, die grob in Holz gehauenen Geländer, die Windungen oder vielmehr rechtwinkligen Brüche in jedem Stockwerk, und wie der Bau sich in seiner ganzen Höhe auf einen großen Balken stützte, wie ein Invalide auf seine Krücke. Ich zog daraus den Schluß, daß die Treppen, heut so kühn, so zierlich und schlank, die partie honteuse von Ludwigs XIV. Architektur seien. Und doch fehlte es nicht an antiken oder gothischen Vorbildern. War es Mangel an Studium, Mangel an Geschmack oder Phantasie von Seiten der Architekten des siebzehnten Jahrhunderts? In jedem Fall war es ein großer Fehler, der mich auf der zweihundert ein und zwanzigsten Stufe ganz ohne Nachsicht fand. Endlich öffnete man mir die Festungen. Ich wäre nicht erschöpfter gewesen, wenn ich sie mit Sturm genommen hätte. Die Reliefs haben mich übrigens viel mehr interessirt, als ich geglaubt hatte, und trotz Allem, was man seitdem in dieser Art gesehen, verdienen sie noch immer aufmerksam betrachtet zu werden, wegen der Genauigkeit ihrer Proportionen, der Richtigkeit in den kleinsten Details und der allgemeinen Idee, welche sie von der Kriegsbaukunst und ihren fortwährenden Veränderungen geben. Aber indem ich die großen Reihen fester Plätze durchlief, mit denen der unsterbliche Vauban Frankreichs Stirn gegen Norden gekrönt, wie mit einer dreifachen Binde von Erz, konnte ich mich nicht

des Gedankens erwehren: Wie viel Genie, wie viel Geld vergeudet! Sind nicht zweimal die feindlichen Heere verächtlich mitten durch alle unsere Festungen in Frankreichs Herz gedrungen, ohne sich um das entfernte Zürnen von Maubeuge oder Pfalzburg zu kümmern?

Das macht, weil in unsern Tagen die Kriegskunst, wie die andern Künste, ihre Methoden und Grenzen verloren hat; Alles ist Invasion. Eine Armee im Felde hat weder Zügel, noch Geduld, wie unsere studirende Schuljugend, Beide gehen, wohin sie der Sturm des Jahrhunderts treibt, und lassen hinter sich Citadellen und Großmütter schelten. Daher kam es, daß ich beim Herausgehen von den Festungen gegen die Zahl protestirte, welche sie im Büdget verzehren.

Ich war noch nicht am Fuße der Treppe, als ich von fern einen ernsten Gesang vernahm, der vom Süd-Ende des Gebäudes kam. Es war die Vesper, die zu Ende ging. Ich begab mich nach der Kirche. Funfzehnhundert alte Krieger, deren Jugend ein Triumph gewesen war, füllten das Schiff:

Ein herrlich weites Heiligthum,
Wo diese einfach biedern Krieger
In Demuth beugten ihren Ruhm
Am Altar vor dem einz'gen Sieger.

Ich stützte mich auf etwas Kaltes — es war Türenne's Grab! — Ruhe sanft, hochberühmter Feldherr, großer Mann, wahrhafter Held! Ruhe in Frieden im

Hause des Gottes der Heerschaaren, eingewiegt durch die heiligen Gesänge, umduftet von Wolken des Weihrauchs, den man selbst vom Altar nimmt, um ihn auf Deinem Grabe zu verbrennen! — Und Ihr, tapfre Krieger einer andern Zeit, Schlacht-Gefährten, die er nicht gekannt, die er nicht anführen können (der einzige Ruhm, der ihm fehlt), haltet treue Wache um seine kriegerischen Reliquien, damit man nicht den Einfall bekommt, sie nach irgend einem Pantheon zu schleppen, einem Tempel ohne Priester und Gottesdienst, zweimal gefüllt, zweimal geleert, wo die Unsterblichkeit so vergänglich ist, und Halbgötter nur eine Zeitlang Ruhm genießen, von Aufsehern erklärt und abgestäubt.

Die Kirche der Invaliden ist ein langes Viereck von großer Einfachheit. Wenig Sculptur-Verzierungen, wenig Gemälde schmücken die nackten Mauern. Eine edle Zuversicht hatte gewiß im Voraus auf den Muth unserer Krieger und das Glück unserer Heere vertraut, daß sie die imposanteste Decoration, die prachtvollste Zier hinzufügen würden: Frankreichs Feinden entrissene Fahnen! Nur bis zur ersten Schlacht durfte das Mauerwerk der Gewölbe und Pfeiler fürchten, nackt zu bleiben. — Einmal konnte zwar das verbundene Europa diese glorreichen Tapeten zum Theil zerreißen und die Reihen unserer Trophäen lichten; aber die Breschen des französischen Ruhmes werden schnell hergestellt: uno avulso — Nicht doch, da stößt mir wieder Klassisches

auf! Ich halte zu rechter Zeit ein und lasse unsern Aedilen die Sorge, auf den Springbrunnen von Paris lateinische Inschriften zum Nutzen und Vergnügen der Wasserträger anzuheften.

Aber wenn die Kirche, d. h. der Raum zwischen der Pforte und dem Hochaltar, bescheiden und streng ist, wie die, welche dort beten sollen — so gehet nur ein paar Schritte weiter, tretet unter den Dom, da ist Alles reich, glänzend und großartig, wie die Regierung jenes Zeitraums. Porphyrsäulen, Mosaik, goldne Balustraden, Gemälde, Bildsäulen, Fresco, alle Erfordernisse des Luxus, aller Luxus der Kunst! Diese mächtige hohe Kuppel, ganz mit Gemälden überladen, die vier prachtvoll geschmückten Seiten-Kapellen, die großen tiefen Bogenfenster, der glänzende Farbenwechsel des Marmors, den der Fuß kaum zu betreten wagt — und nicht ein Stuhl, nicht eine Bank, um die Harmonie zu stören! — Wo ist man, wenn nicht in einer Ecke des Sanct Peter zu Rom? Der Contrast einer solchen Pracht mit einer solchen Einfachheit spricht zu der Seele, wie zu den Augen. Ludwig XIV., der die Wohnung seiner verstümmelten Krieger besuchte, hat dort ein strahlendes Zeichen seiner königlichen Macht lassen wollen; es ist das Paradies mit seiner Pracht und seinen Wundern am Ziele eines mühvollen unscheinbaren Pfades. —

Dieselben Anklänge, dieselben Eindrücke bringt auch

das Aeußere hervor. Der Dom der Invaliden, hoch über die düstern Dächer des übrigen Gebäudes hinausragend, wie eine goldne Tiare über zur Erde gebeugte Stirnen, macht ganz allein das Ideal des Monuments aus. Nehmt den Dom fort, und das Invalidenhaus ist nur eine Kaserne, ein Kloster, ein Hospiz. Der Dom macht es zu einem Pallaste, zu einem Tempel, zu etwas noch Besserem. Wenn es jetzt Leute giebt, welche nicht gut begreifen können, wozu, für das Geld, was er gekostet hat, der Dom der Invaliden ist — so mögen sie die alten Märtyrer der Schlachten fragen, welchen er wie eine lichte Strahlenkrone winkt, und sie werden mit Stolz antworten: Er dient zur Schönheit.

Man schlug mir vor, ihn bis ganz oben zur Laterne zu ersteigen; ich wollte nicht. Ich fürchtete, meine Zeitgenossen zu klein zu sehen. Schon zu ebener Erde finde ich sie nicht sehr groß.

Nach beendigtem Gottesdienste nahm ich den guten Maurice, der mich ausgespähet, unter den Arm und wir setzten uns auf dem großen innern Hofe unter die Arkaden, welche dem Porticus eines italienischen Klosters gleichen. Dort, während die Muntersten der Invaliden umherliefen, rauchten und pfiffen, mit dem, was ihnen an Arm und Bein, an Gesicht und Athem geblieben war, erzählten wir uns von unsern Kämpfen und Wunden, er von Krieg und seinen Mühen, ich von der Gesellschaft und ihren Leiden. Das Dasein, wenn

auch von sehr verschiedenem Anblick, gleicht sich im Grunde überall; den Zug der Aehnlichkeit bildet das Unglück. Aeußere Begebenheiten sind nur die Schale des Geschicks. Das Geheimniß liegt im Herzen. Der Pfirsich ist sammtweich und süß, doch hart und bitter sein Kern.

Unerklärlich ist die Beziehung, das Gefühl, die Verwandtschaft, wie die Natur des Bandes, das Jemand mit seinem Stellvertreter im Heere vereint. Obgleich Berechnung und Eigennutz diesen Knoten geschlungen haben, so ist doch der Stellvertreter Euer Bruder, wie die Amme Eure Mutter ist. Er hat Euch sein Blut gegeben, wie diese ihre Milch. Diese erhält Euch das Leben, jener verhütet Euern Tod. Was thut dabei der Preis? Milch und Blut werden nimmermehr Kaufwaaren. Indessen, trotz der nahen und rührenden Beziehung, war Maurice, nachdem unser Doppelbericht geschlossen, sehr gedrückt mit mir und ich amüsirte mich höchstens mit ihm. Das macht, weil, für die Unterhaltung wenigstens, die Verbrüderungen, Verhältnisse, selbst die Neigungen nur traurige Hülfsquellen sind, ohne gleiche Erziehung und übereinstimmende Ideen. Was mich betrifft, so finde ich bald gar nichts mehr zu sagen, wenn man mich nicht ganz versteht, und ich könnte noch so viel Geist haben, so würde ich doch stets viel dümmer werden, als der Dumme, mit dem ich rede.

Wir

Wir hoben die Sitzung, ohne uns verabredet zu haben, nach gemeinschaftlicher Uebereinstimmung auf und mischten uns in die verschiedenen Gruppen, die sich überall zerstreut hatten. Ich sah Einige, die ein kleines Viereck Erde umgruben und bepflanzten, zwei kleine Kinder auf ihren Schultern hockend. Alle alte Soldaten lieben Kinder und Gärten. Andre hörten mit begierigem Ohr einer Art von Monsieur zu, der ihnen das Journal von der letzten Woche vorlas; wieder Andere spielten Flageolet oder sangen auf eine Weise, daß man hätte an der Tonkunst in Frankreich verzweifeln mögen. — Einige empfingen mit zerknirschter Miene die schreiend lauten Vorwürfe ihrer Frauen, welche expreß hergekommen waren, um sie Taugenichtse, Herumtreiber, Libertins, was weiß ich, alles? zu schimpfen, und diese Schmähfluth fiel grotesker Weise auf hölzerne Beine, gläserne Augen, silberne Kinne. Die armen Invaliden mußten sehr strafbar sein, weil sie so sanft waren. Wenn es aber von mir abhinge, so würde ich diese Scenen der Eifersucht und die häuslichen Zwistigkeiten in der Anstalt unterdrücken. „Wenn man von seinem Weibe selbst bis in der letzten Verschanzung harcelirt werden soll, so will ich lieber gar nichts; was Teufel! entweder ist man Invalide oder nicht!" So antwortete der störrigste der Uebelthäter, und darin hatte er hundertmal Recht, so Unrecht er auch sonst haben mochte.

Maurice bezeichnete und nannte mir im Vorübergehen die berühmtesten seiner Kameraden: Der hier war noch ein Kind, ein Tambour glaub' ich, als er im ersten italienischen Feldzuge sechs ungarische Grenadiere von fünf Fuß acht Zoll und verhältnißmäßiger Stärke gefangen in's Hauptquartier einbrachte. — Jener, ehedem Sergeant der 32sten Halbbrigade, in Aegypten mit der Pest behaftet, entwich heimlich aus dem Lazareth und folgte auf einem Esel der Armee durch die große Wüste nach Saint Jean d'Acre; seine einzige Furcht war, als verpestet erkannt zu werden, ehe er sich konnte tödten lassen. Sein Glück wollte, daß er der Erste beim Sturme war, daß er mit dem unterminirten Bastion in die Luft flog, daß ihn diese mehr als außergewöhnliche Erschütterung von der Pest heilte und daß er herabfallend eine Ehrenflinte aus den Händen des Ober-Generals erhielt. — Dieser große Braune, ich weiß nicht, in welcher Affaire in Deutschland, als er eine Kugel grade auf den Kaiser zufliegen sah, warf ihn kurz und grob vom Pferde und verlor selbst seine beiden Schenkel. Der Kaiser verzieh ihm. — Jener alte Major von 90 Jahren, dessen drei Haare immer noch einen Zopf im Genick und zwei Locken über den Ohren bilden, war Kavallerie-Lieutenant im Kriege gegen den großen Friedrich, und eine Kugel riß ihm den Arm fort. „Mein Ring! mein Ring!" schrie er einem Trompeter zu; „holen Sie mir meinen Ring!" Eine Dame

vom Versailler Hofe hatte ihm den Ring geschenkt. Man steckte ihn an die andre Hand und nach einem eilig angelegten ersten Verbande trieb er sein Pferd ins Gedränge mit dem Rufe: Es lebe der König! Vier Jahre später erhielt er das Ludwigskreuz und den Grad als Capitain und schätzte sich sehr glücklich. So viel Anmuth und Kaltblütigkeit, Galanterie und Unerschrockenheit paßten vollkommen zu der offenen Physiognomie und den Manieren comme il faut dieses Veteranen des ancien régime, und ich grüßte ihn wie ein noch aufrecht stehendes Monument einer verschwundenen Civilisation.

Wer würde jetzt die jungen glänzenden Sieger Amerika's, Italiens, Aegyptens, Deutschlands, Portugals u. s. w. erkennen? Wer den Schatten der großen Armee? Wie mit diesen unförmlichen Hüten, den weiten abgetragenen Röcken mit schlechtaufgehefteten Aufschlägen — wie mit all' diesen Invaliden in Gedanken wieder einen Dragoner von der kaiserlichen Garde zusammensetzen, einen flinken Husaren, einen zierlichen Lancier oder einen herkulischen Carabinier mit dem Scharlachpelz, den Halbstiefeln, dem römischen Helm, den polnischen Federn und dem vergoldeten Küraß? Nun, von diesen Invaliden konnte Mancher der Gemahl einer Prinzessin werden, und zog es vor, der Günstling der Victoria zu bleiben: so schön war sie zur Zeit der Republik und des Kaiserreiches! — Wie Viele

3*

mag ich hier sehen, die, aus den Guiden des Kaisers hervorgegangen, 1806 das Pflaster von Weimar und Dresden mit ihren krummen Säbeln geschleift! Und die deutschen Mädchen, wenn sie die Spitzen der roth und grünen Federbüsche vorüberschwanken sahen, warfen schnell die Arbeit weg und öffneten alle Fenster, und die Franzosen wandten sich um, den Bart mit den Fingern aufrollend und Abends kam der Walzer und dann die Liebe bis zum Abmarsch. Denn die Deutschen waren sanft und gut, und wenn sie nicht das glühende Auge, den wollüstigen Wuchs und die anbetungswürdigen Füße der göttlichen Andalusierinnen hatten, so besaßen sie Frische, Engelslächeln und Engelsstimmen, und ihr Gürtel barg nicht den Dolch für den französischen Liebhaber.

Ach! sagte ich und ging eilig an einer Gruppe vorüber, aus Furcht, die Sieger der Pyramiden und des Kremlins unter sich erzählen zu hören, welcher Kneipenwirth des Gros=Caillou den meisten Schnaps für zehn Centimes giebt, oder einen ernsthaften Streit über die vorzüglichste von drei abscheulichen Sorten Tabak. Denn unsre Ideen wechseln mit unsern Gewohnheiten; wenig Leute sprechen ihrem Standpunkte gemäß und Wenige, Fürsten wie Soldaten, fühlen, was sie sind und erkennen die Poesie ihrer Rolle. Der Dichter weiß das Alles für sie.

Aber ich könnte nicht müde werden, die cordiale

Brüderschaft zu bewundern, welche unter diesen Männern von so entgegengesetzten Fahnen, von so verschiedenem Alter und feindlichen Partheien herrscht. Die alte Monarchie, die Republik, die Vendée, das Kaiserreich, die Restauration — Alles ist ihnen Frankreich. Adler, Hahn, Lilie sind in ihren Augen nur die Symbole, welche es Frankreich gefallen hat anzunehmen; so viele Kokarden sind ihnen nur die Bänder, welche die eitle Geliebte nach und nach an ihre Haube gesteckt, wie die Mode gewechselt hat, und da sie in allen diesen Veränderungen nur Frankreich gesehen, so theilen sie sich nicht in Sieger und Besiegte, um sich zu hassen und zu unterdrücken, sondern Jeder behält und äußert ganz frei seine Neigungen, selbst seinen Widerwillen, vielleicht auch seine Hoffnungen, ohne die seiner Brüder zu verdammen oder gar anzuzeigen, und sie reichen sich die Hand, wenn sie eine haben. — Möchten doch die Helden und Verwundeten der Politik von denen des Krieges Lehren annehmen! Möchten wir doch Alle, Bürger oder Unterthanen, lernen, daß in diesem Jahrhundert der Umwälzungen ohne Zahl, wie ohne Beispiel, die verschiedenen auf einander folgenden Regierungsformen nur verschiedene Arten des Kultus derselben Gottheit sind: des Vaterlandes! Und laßt uns einsehen, daß unter so viel Meinungen, Interessen, Secten und Factionen, welche Benennungen man ihnen auch geben mag, doch wirklich nur zwei Partheien sind:

ehrliche Leute und Ränkeschmieder, ausgezeichnete Männer und gemeine Seelen; mit einem Worte: Gute und Schlechte. —

— „Ein Wink für die Wähler und die Minister zur Besetzung der Deputirtenstellen und sonstigen Aemter!" fiel Maurice ein, meine Stimme und Gebehrde parodirend; denn ich hatte, ohne es zu bemerken, meinen politischen Monolog sehr vernehmlich gehalten. — Ich beharre bei meinem Beschluß, indem ich das Amendement des Invaliden annehme.

Der Tag sank indessen und mein Stellvertreter geleitete mich sehr höflich bis an das Hauptportal. Als ich ihm mit der Bitte, mich zu besuchen, Lebewohl sagte, fielen ihm zwei alte Leute um den Hals. Es waren seine Mutter und sein Vater. — Ich sah rings umher, ob mir nicht auch ein Gleiches — armer Thor!

— Maurice, sagte ich, seinen leeren Aermel schüttelnd, Sie hatten Recht; es giebt größeres Unglück als das!

Und ich ging, ohne mein Haupt zu wenden.

Emil Deschamps.

Von dieser Zeit Barbarei.

1 8 3 2.

Beobachten, zergliedern, was schön ist, dann es verachten, endlich in Trümmer fallen lassen und selbst nach Bedürfniß zerstören, unter dem Vorwande, die Bruchstücke zu etwas Nützlichem zu verwenden — das ist der bleibendste Hang gewisser Geister dieser Zeit und die Ursache der Barbarei, welche daraus entspringt.

Die Barbarei, wie Alles hienieden, hat ihre regelmäßige Wechselfolge. Jung ist sie ungestüm, phantastisch und roh. Sie wirft sich mitten durch Ausschweifungen und Grausamkeiten, durch Bös und Häßlich, von einem unbewußten Triebe gedrängt, auf das Gute und Schöne. Wenn aber die Barbarei alt, bedächtig, klug, höhnisch und verdrüßlich wird, wenn sie aus Abschen und Schlechtigkeit das Böse dem Guten, das

Häßliche dem Schönen vorzieht, dann ist sie ekelhaft und scheußlich. Ein junger verliebter Mensch, durch seine Leidenschaft verblendet, mag ein Verbrechen begehen: so kann man ihn noch beklagen; aber ein Greis, der seine Ausschweifungen kaltblütig berechnet, ist die Schande des Menschengeschlechts! Es ist eine Barbarei der Sitten, das Schlechte und Häßliche mit wahrer Lust in die Gebilde der Phantasie einzuführen; das heißt die Barbarei in das Gebiet der Künste und Wissenschaften ziehen. Und das geschieht jetzt in Frankreich. Wo liegt die Quelle dieses Uebels? Man muß es offen sagen: zuerst in der Eitelkeit, dann im persönlichen Interesse und in der Habsucht, die gewöhnlich unter dem falschen Namen der Liebe zum Nützlichen verhüllt ist.

Nach den sehr wesentlichen Beschränkungen, die man jetzt mit dem Begriffe nützlich vornimmt, ist z. B. jedes Denkmal der Baukunst, das nicht durch Verpachtung oder Gebrauch die Interessen des Geldes, was es gekostet hat, wieder einbringt, für unnütz erklärt, so daß man, außer Theatern, Börsen, Niederlagen und einigen Gebäuden dieser Art, worauf die Regierung oder Particuliers einträgliche Spekulationen machen können, Dank der stets wachsenden Vollkommenheit der Budgets und der Wuth auf das Nützliche, kein religiöses Monument, keinen Gedächtniß- oder Triumphstein mehr errichten wird.

Was die Luxusgebäude betrifft, wie Palläste, Schlösser, Gärten, so wird nicht allein kein Mensch mehr auf den Gedanken kommen, neue anzulegen und zu bauen, sondern man kann, ohne für einen Trübseher zu gelten, darauf rechnen, daß binnen einigen Jahren alle grossen Besitzungen dieser Art, welche noch existiren, aus Mangel an Unterhaltung und erforderlicher Reparatur verfallen werden. Zum Ueberfluß lachen die heutigen Barbaren, welche gern gleich mit Brecheisen und Karren über Versailles und Fontainebleau herfielen, ins Fäustchen, denn sie beschneiden und schmälern die Budgets immer mehr, um die natürliche Zerstörung aller dieser Gebäude schneller und sicherer zu bewirken. Vergebens sagt man ihnen: „Alle diese Schlösser sind merkwürdig durch ihr Alter und den Werth ihrer Architektur; ihre Mauern sind von innen mit Skulpturen und Gemälden bedeckt, welche darthun und beweisen, daß die Künste auf eine würdige Art in Frankreich kultivirt und aufgemuntert worden sind; die Prachtgebäude und Vergnügungs-Oerter auf verschiedenen Punkten unsers Landes verschaffen den benachbarten Einwohnern eine angenehme Erholung. Die Besuche, welche Grund-Eigenthümer dort machen, haben noch den Vortheil, daß sie oft Ideen zur Verbesserung eines kleinen Besitzthums verbreiten und zum Bau bequemer und zierlicher Wohnhäuser. Wie viel Grundstücks wären immerdar schlecht gehaltene Küchengärten geblieben, wenn ihre

Eigner nicht Veranlassung gefunden hätten, indem sie Alleen zogen und Scheunen und Wohnhaus regelmäßig einrichteten, zu sagen: Das wird mein kleines Versailles oder mein kleines Fontainebleau!" Auf Alles das antworten Euch die eingefleischten Oekonomisten, die Lobredner des Nützlichen, kurz die Barbaren unsrer Tage, trocken und unerbittlich, wie ein Additions-Exempel: daß man beim Demoliren der Schlösser und dem Urbarmachen der Parks, außer den Reparatur- und Erhaltungskosten, noch den Werth des Materials und der Grundstücke gewinnen würde, der erhöhten Güte des Bodens gar nicht zu gedenken. Das ist die Meinung der Cincinnati unsrer Tage, welche Alles sehr wohl zu machen glauben, wenn sie dem Könige der Franzosen 500,000 Franken bewilligen, weil der Präsident der vereinigten Staaten nur 150,000 hat.

Gemäßigtere Liebhaber des Nützlichen würden sich damit begnügen, in Fontainebleau und Rambouillet Krippen für Hornvieh aller Art aufzuschlagen und in der großen Gallerie von Versailles eine Baumwollenspinnerei anzulegen. Summa: die herrschende Idee Beider ist, den Luxus zu vernichten und folglich auch die Künste, als etwas Ueberflüssiges, um die nützlichen Handthierungen ausschließlich in Flor zu bringen.

Aber wo sich die Barbarei dieser Zeit in ihrer ganzen Blöße zeigt, das ist in einer gewissen Ungeduld, welche viele Leute zeigen, unter andern die Kirche

Saint-Germain-l'Auxerrois demoliren zu sehen. Vergebens macht man noch ihren unersetzlichen Gebrauch als Pfarrkirche geltend, ihr Alter, ihre historische Wichtigkeit und den Werth ihrer so zierlichen als originellen Architektur; man will sie einmal zerstören, sie muß abgerissen werden, und warum? weil die Dummköpfe, von denen sie vor sechshundert Jahren erbaut ist, nicht daran gedacht haben, ihre Façade parallel der Colonnade des Louvre zu machen, weil das Alignement der Nebenstraßen durch ihre Erhaltung leiden würde, endlich, weil es nützlich ist, weil man aus dem Verkaufe des Materials eine beträchtliche Summe lösen würde, — ein Fundamental-Argument, aus den Statuten der schwarzen Bande gezogen.

Diese Verachtung oder vielmehr diese allgemeine Gleichgültigkeit für antike und alterthümliche Denkmäler, deren wohl erhaltener Charakter den jungen Künstlern, welche ernstlich die Baukunst studiren wollen, als Ausgangspunkt dienen kann; diese Verachtung wirkt bis auf die Schulen zurück. In der der schönen Künste zu Paris kann man sehen, wenn die monatlichen und selbst jährlichen Concurrenz-Arbeiten ausgestellt werden, bis zu welcher Hirn- und Geschmacklosigkeit ein Zögling gerathen kann, der, einzig auf sein Genie vertrauend, des Studiums der Meister, die sich vor ihm ausgezeichnet haben, überhoben zu sein glaubt. Der Uebermuth gewisser junger Architekten in dieser Hin-

sicht würde sehr lächerlich sein, wenn es nicht ein Schritt zu der bedachtsam verhöhnenden Barbarei wäre, die uns bedroht und die wir bekämpfen.

Diese Verachtung alter Werke, verbunden mit der kärglichen Ausstattung aller Anstalten, die nicht für nützlich befunden werden, schadet sonderbarer Weise auch der Tonkunst. Die Schule des Herrn Choron, der einzige Ort in Europa, wo man noch alte Meisterwerke aufführen hörte, welche der Gebrauch und vorzüglich der menschliche Leichtsinn in Vergessenheit kommen läßt, die Schule des Herrn Choron ist geschlossen, seit man dem geschickten Professor die schwachen Hülfsmittel entzogen hat, mit denen er seine kostspielige Anstalt erhielt. Aber man sang dort nichts als alte Musik, Kirchenmusik! Wozu ist das? Das hat keinen Nutzen! sagte man. Denn in jetzigen Zeitläufen, was man nicht essen kann, was sich nicht messen, wiegen riechen und verkaufen läßt, das wird nicht für nützlich erachtet.

Indem man gewisse Hülfsgelder für das Theater streicht oder selbst nur vermindert, wird man vielleicht auf immer die Kenner um mehrere Meisterwerke dramatischer Musik bringen, deren Gang und Stil zwar, etwas veraltet, ihnen keinen allgemeinen Erfolg sichern, die zu kennen und zu studiren aber doch gut ist; werden wir noch den Orpheus, die beiden Iphigenien und Glucks Alceste hören? Das ist sehr die Frage;

nur ein gänzliches Vergessen dieser Meisterwerke ist gewiß ein Unglück für die Kunst und ein wahrhafter Verlust für die Liebhaber.

Alte Werke zu sehen, zu hören und zu studiren, auch wenn man keinesweges geneigt ist, ihre Weise und ihren Zuschnitt nachzuahmen, hat das Gute, daß es Geist und Geschmack eines Zeitalters wenigstens auf der Höhe erhält, bis wohin man schon vor ihm gekommen. Es ist ein Ruhepunkt, der, wenn man nicht vorschreitet, doch mindestens das Zurückgehen verhindert. Noch ist auch das ein Zufall, der zur Barbarei führt: dies Selbstvertrauen einer ganzen Generation, die sich einbildet, daß die Kunstprodukte, welche sie sich entfalten sieht, die stärksten und schönsten sind und nur deshalb, weil sie zuletzt gekommen.

Die Malerei ist, wie die andern Künste, dem Einflusse der neuen Barbarei unterworfen, und man kann, ohne von der zügellosen Ungeduld, Fortüne zu machen, diesem edlen Drange nach Nützlichem, zu reden, dessen kleinster Uebelstand ist, die Künstler zu einer trostlos leichten Behandlung ihrer Gemälde zu verführen, bemerken, daß grade die Fluth der Maler, deren Werke die Augen des Publikums seit zehn Jahren ermüden und oft verwunden, am wenigsten geneigt ist, das Verdienst der Werke des Alterthums und der Künstler des 15ten und 16ten Jahrhunderts anzuerkennen.

Aber von allen außerordentlichen Erfindungen, ins Werk gesetzt, um die Barbarei herbeizuführen, und eine Mode gleichsam, ist die Idee, die Malerkunst in Frankreich durch die englische Schule zu veredeln, gewiß die allerspaßhafteste. Man kommt jetzt wieder davon zurück; denn vor drei Jahren hätte man nicht gewägt, das auszusprechen, was wir niederschreiben, aus Furcht, gesteinigt zu werden. Wie dem auch sei, so giebt es selbst Leute von Geist und Talent, welche einmal in ihrem Leben geglaubt haben, daß Reynolds, Hogarth, Wilson, Lawrence und M. Wilkie bessere Führer wären, als Michel Angelo, Rafael, Tizian, Dominichino, Poussin, Claude Lorrain, Le Sueur und Alle, welche mehr oder minder glücklich in die Fußtapfen dieser großen Männer getreten sind.

Aber diesem ersten Versuch der Barbarei ist natürlich ein zweiter gefolgt. Die englisch-französische Schule hat entschieden, daß die Werke des Alterthums, wenn auch merkwürdig und gut an sich, doch für das Studium keine Hülfsmittel sein könnten, und um consequent zu bleiben, hat man Italien für ein abgenutztes einförmiges Land erklärt. Nach diesen Grundsätzen sind die Künstler aus gewesen, die Galerien, Routs und Nebel von London zu bewundern, statt ihr Talent unter dem reinen Himmel, in den schweigenden Mauern Rom's zur Reife zu bilden. Auch sind die Ateliers der Pariser Maler, wo man erwartet, die Wände mit den

besten Werken des Alterthums und der großen Meister geziert zu sehen, der Mehrzahl nach mit ritterlichem Eisenzeug, mit chinesischen Schirmen, wunderlichen Trachten und Geräthen überladen, nebst einem Paar Vignetten aus dem diesjähren Keepsake.

Zu diesen Ursachen der Barbarei muß man noch die Menge widersprechender Lehrmeinungen und endlich die unaussprechliche Zahl von Künstlern ohne Beruf rechnen, welche sich in diese Laufbahn geworfen haben, um ihr Glück zu machen. So wird man sich leicht erklären, wie sich der Widerwille gegen Malerei selbst des Publikums bemächtigt hat. Dies ernstliche Uebel, der Widerwille, hat sich im verflossenen Jahre während der Ausstellung gezeigt, wo sich mehrere Werke ersten Ranges unter einer Sündfluth von Gemälden, vom Mittelmäßigen bis zum Abscheulichen, fanden. Man hätte sie der Beachtung würdigen sollen; die große Masse der ziemlich unaufmerksamen Neugierigen hatte sich aber darauf gesetzt, den Salon von 1831 für schwach zu erklären, während es doch leicht war, sich durch Vergleichung zu überzeugen, daß bei keiner frühern Ausstellung die Zahl bemerkenswerther Bilder so groß gewesen, als im vorigen Jahre. Aber wie gesagt, die Abneigung gegen die Künste, dieser Uebergang zur Barbarei, entsteht durch die übertriebene Zahl höchst schwacher Künstler. Nichts Langweiligeres, nichts Ermüdenderes für das Publikum, als vergleichsweise über

das Verdienst mehrerer, nur in verschiedener Art, mittelmäßiger Werke zu entscheiden. Besonders jetzt, wo die Künstler die sonderbare Anmaßung besitzen, jeder ein Talent für sich, ein scharf bezeichnetes, höchst originelles zu haben, fühlt man sich oft in Geistesnöthen, um die Migräne zu bekommen, wenn man aufs Gewissen entscheiden muß, welches von drei Erzeugnissen, die man vor Augen hat, das abscheulichste ist. Die Verschiedenheit wunderlicher Lehrbegriffe, woraus natürlich eine unzusammenhängende, übertriebene Ausführung entsteht, ist eine unmittelbare Ursache der Gleichgültigkeit, der Abspannung und des Ueberdrusses in Betreff der Künste, welche sich seit mehreren Jahren fast aller Klassen der Gesellschaft in Frankreich bemächtigt haben. Nun aber ist zu bemerken, daß dem Widerwillen der lebenden Künstler gegen das Wahre und Schöne und gegen wirkliche Meisterstücke allemal der Widerwille des Publikums gegen alle neue Produktionen folgt, so daß die Barbarei plötzlich auf dem Throne sitzt, von denen, die schaffen und von denen, die hören und sehen, zugleich empor gehoben. Denn Alles das gilt von den Wissenschaften so gut wie von den Künsten, darüber darf man sich nicht täuschen.

Hier müssen wir einem scheinbaren Einwurfe begegnen, der gemacht werden könnte. Es hat vielleicht nie so viel gewaltige, verschiedenartige Talente in Frankreich gegeben, als in diesem Augenblicke. Warum denn,

wird man fragen, bedroht ihr uns also mit Barbarei? Diese talentvollen Männer, Dichter, Litteraten, Baumeister, Tonkünstler, Maler und Bildhauer, widersetzen sie sich nicht ganz natürlich, durch die Zahl ihrer Werke, dem traurigen Einflusse des Unheils, das ihr verkündet?

Gewiß: wenn das Publikum, das seit drei Jahren ausschließlich mit politischen und Privat=Interessen beschäftigt ist, eine wahrhafte Aufmerksamkeit auf die Kunstschöpfungen richten könnte, die ihm geboten werden, so unterliegt es keinem Zweifel, daß wir uns nicht über das Einbrechen der Barbarei zu beklagen haben würden. Aber man vergesse nicht, die Barbarei von 1832 kommt von Gleichgültigkeit und Ueberdruß her; das ist, was sie charakterisirt. So ist, wie gesagt, die Gemäldeausstellung von 1831 nach dem Urtheile aller Kenner diejenige gewesen, wo man die meisten guten Werke gesehen. Gleichwohl und trotz der Anstrengungen einiger Tagesblätter, die Wahrheit dieser Thatsache zu verbreiten, hat die große Mehrheit des Publikums in Frankreich nicht daran geglaubt, und selbst in Paris hat sich eine große Zahl der Gleichgültigen, die man Barbaren nennen kann, nicht einmal die Mühe geben wollen, es näher zu untersuchen. Die Blüthe der Kunst in einem Lande beruht auf zwei Elementen: auf guten Werken, welche daselbst entstehen, und auf dem Interesse, welches die Nation an ihnen nimmt.

Nun ist aber in diesem Augenblicke das französische Publikum taub und blind für Musik und bildende Künste; es ist in Apathie versunken gegen Alles, was sich auf Wissenschaft bezieht. Kann man sich wundern, wenn die hochbegabtesten Künstler und Schriftsteller das Ohr mit dem rohsten Orchesterlärm zerreißen, wenn sie die lebhaftesten schreiendsten Farben auftragen, um die Augen auf ihre Gemälde zu ziehen, wenn sie auf der Bühne und in ihren Romanen die unsittlichsten Scenen, die schändlichsten Ränke, die gräßlichsten Gefühle darstellen? Man muß mit den Wölfen heulen! Und wenn sich eine ganze Nation, wie die französische, nach Herzenslust zur Barbarin macht, so müssen schon die talentvollen Männer, welche sie erzeugt, sich wider Willen diesem Krankheitszustand anpassen und barbarische Sachen singen, malen und schreiben, damit sie verstanden werden. So kann man sich wenigstens das seltsame Phänomen einer Nation erklären, die, in völliger Barbarei begriffen, doch in ihrer Mitte eine Gruppe von Gelehrten, Litteraten und Künstlern besitzt, deren Verdienst nicht bestritten werden kann.

Alle die genannten Ursachen, welche die schönen Künste zur Barbarei führen, bringen dieselbe Wirkung in den Wissenschaften hervor. Doch hat die Schreibkunst, deren Urquell tiefer, deren Herrschaft ausgedehnter ist, auch ihre eigenthümlichen Anlässe zum Verfall; — von ihnen wollen wir sprechen.

Wenn man die Künste als Professionen betrachtet, so ist die Litteratur im Allgemeinen diejenige, welche, mit geringen Ausnahmen, am wenigsten einbringt; man kann wohl sagen, daß das Glück der Schriftsteller in keinem richtigen Verhältnisse zu ihrem Verdienste stehe. Wer einen wahrhaften Beruf dazu hat, der opfert der Vervollkommnung seiner Werke zu viel, als daß er nicht bald den pecuniären Vortheilen entsagen sollte, die ihm daraus ersprießen könnten. Sonst boten die Klöster allen Schriftstellern zweiten Ranges eine Zuflucht, und man sah in der Welt nur Besoldete, die ein großes Ganzes bildeten, in welchem der reiche Voltaire z. B. das Alpha und der unglückliche Gilbert das Omega war. Diese litterarische Republik bekümmerte sich gar nicht um Geld und dachte sehr wenig an das Nützliche.

So ging es fort bis zur Revolutions-Epoche von 1789, wo sich das Bedürfniß der Journale und Journalisten gebieterisch fühlbar machte. Das war ein neu gebotener Hülfsquell für die Litteraten; es bildeten sich deren bald für die Journale, denn das war ein Handwerk geworden, zuweilen ein recht einträgliches.

Napoleon, in der Idee, den Wissenschaften einen Glanz zu geben und zugleich das Talent derer, die sie übten, für sich nützlich zu machen, stellte jeden Dichter, der sich durch seine Werke ausgezeichnet hatte, höchst vortheilhaft an. Selbst die Senatorwürde übertrug er

Männern, die sich durch eine Reihe wissenschaftlicher, litterarischer oder künstlerischer Arbeiten im Volke berühmt gemacht hatten. Seitdem wurden Kunst und Wissenschaft viel eifriger betrieben, in der Hoffnung, dadurch zu Rang und Würden, zu Glücksgütern und Ehrenstellen zu gelangen; mit einem Worte: man zielte auf das Nützliche.

Als die constitutionnelle Regierung in Frankreich angenommen worden, erweiterte die Polemik der Journale und der Tribüne die litterarische Laufbahn noch mehr, welche sich bald von tausend und aber tausend Nebenbuhlern überfüllt sah. Doch muß man nie die Schriftsteller von Beruf mit denen verwechseln, die nur um des Nützlichen willen schreiben und die Litteratur verlassen, sobald sie eine Stelle bekommen, wie ein Fräulein von gutem Hause ihr Pianoforte aufgiebt, wenn sie einen Mann gefunden hat. Die Ersteren, wenig an der Zahl, sind besondere Männer, die man selbst in ihren Irrthümern achten muß, weil es, wie gesagt, ein edler Instinkt ist, der sie manchmal zum obigen Heulen treibt, und weil ihre Fehler gewöhnlich unerläßliche Vorkehrungen sind, um ihre Werke den harthörigen Ohren, dem stumpfen Verständniß der Barbaren, für welche sie arbeiten, eindringlich zu machen.

Aber zu den Schriftstellern, welche die Barbarei in Frankreich vorbereiten, einschwärzen und nähren, muß man alle diejenigen rechnen, die unter dem Vor-

wande, ihr Talent auf das Nützliche zu richten, vor Allem nach Geldgewinn und Anstellungen trachten; ferner die Schriftsteller, welche in ihren Journalen, Broschüren und Büchern, nur um die Leidenschaften aufzuregen, so lebhafte wunderliche Bilder oder sophistische Raisonnements gebrauchen, daß der Leser, überreizt und verblendet, nicht Muße hat, zu bemerken, ob man die regelmäßigen Sprachformen und die Gesetze des guten Geschmacks beibehalten hat. Noch gehört in diese Kategorie eine gute Zahl Romanzendichter, Melodram= und Vaudevillemacher, deren gräßliche, freche Zusammenstellungen nur trübselige Anschläge sind, einem Schwarm jener gleichgültigen Barbaren, deren abgenutzte Seelen nur durch das Gemälde von Verbrechen und Ausschweifungen noch etwas aufgemuntert werden können, Geld aus der Tasche zu locken. Und in dieser Beziehung glauben wir, daß das Theater, welches gegenwärtig die einzige Gelegenheit bietet, litterarische Ansichten und Kenntnisse im Geiste der Menge zu unterhalten, von allen aufgeklärten Männern der Regierung einer besondern Aufmerksamkeit gewürdigt werden wird.

Zu bemerken ist, daß auf unsern Theatern die Barbarei des Geschmacks der der Sitten vorangegangen ist. Vor zehn Jahren kamen englische Schauspieler nach Paris, um Shakespeare's Dramen aufzuführen; man warf ihnen Aepfel an den Kopf. Das war, in allen

möglichen Beziehungen des Worts, eine wahrhafte Barbarei.

Fünf Jahre nachher zeigte sich eine ganz entgegengesetzte Manie in Paris. Man war nahe daran, Corneille's, Racine's und Voltaire's Bildsäulen umzustürzen, um Shakespeare eine zu errichten. Diese Barbarei, welche der ersten das Gleichgewicht hielt, ist die Ursache zum Verfall des Theatre français gewesen. Man findet heute kaum noch zwei Schauspieler, welche im Stande sind, ein Stück von einem unserer drei großen Tragiker nur leidlich aufzuführen. Wenn die Shakespeareschen Dichtungen, welche man uns gegeben hat, mindestens in ihrer Art ein Verdienst, analog dem der Meisterwerke hätten, welche sie für den Augenblick ersetzt haben, so hätte das Publikum doch Gelegenheit gefunden, litterarische Vergleichungen zur vortheilhaften Bildung seines Geschmacks anzustellen. Aber Alles ist verschwunden, und die Barbaren, welche den Verfall des Theatre français wollten, sind glücklicher gewesen, als die, welche noch immer auf das Niederreißen von Saint-Germain-l'Auxerrois warten.

Daß es Theater giebt, wo man volle Freiheit hat, dramatische Versuche, für den Tag berechnet, zu machen, kann nicht besser sein; aber warum nicht auch ein Theatre français, um die alten Meisterwerke unserer Dichter aufzuführen, sei es auch nur wie ein Luxus, um der Merkwürdigkeit wegen? Man giebt der Anstalt in Nam-

bouillet so viel Fonds, um Merinoböcke zu erziehen; würde es denn etwas schaden, wenn man, mittelst einer Geldhülfe, zuweilen Nicomedes und Athalia aufführen liesse? Die Barbarei derer, welche die Vorstellungen des alten Theatre français aufhören liessen, war eine unschuldige kindische Handlung; man muss es glauben, aber es ist doch immer eine Barbarei, deren traurige Folgen wir fühlen, und Alle, welche Frankreichs litterarischen Ruhm lieben, würden unfehlbar mit Vergnügen das alte Theatre français wieder aufrichten sehen, diese Art von Galerie oder litterarischem Museum, dessen eigenthümlicher Werth dem Glanze neuer Dichtungen, wenn sie gut sind, keinen Eintrag thun wird.

Architekten, Tonkünstler und Maler sind weniger argwöhnisch und unduldsam, als die dramatischen Schriftsteller. — Die Einen verlangen stets die Eröffnung der Museen für antike und moderne Werke, die Andern wollen nicht einmal, daß man Corneille's und Racine's Dichtungen liest. Ob vielleicht im Hintergrunde dieser Achtserklärung ein Gedanke liegt, der sich an die Liebe zum Nützlichen knüpft, wollen wir für jetzt nicht tiefer untersuchen. Wir begnügen uns, Alles zusammenfassend, zu sagen: daß wir bedroht sind, in völlige Barbarei zu versinken; daß diese Barbarei mit ziemlich überlegter Berechnung eingeführt und unterhalten wird; daß sie bei der grossen Masse so allgemein fest-

gewurzelt ist, daß Männer von Talent, mit Aufopferung ihres Geschmacks, genöthigt sind, ihr zu huldigen; daß die ausschließlich politische Richtung sie merkwürdig begünstigt; daß endlich die Liebe zum Gelde oder zum Nützlichen alle Herzen, alle Geister den Eindrücken des Wahren, Schönen und Großen verschließt, und daß der Ueberdruß, die Hinneigung zum Thierischen, welche daraus folgt, die Menschen täglich weniger zart in der Wahl ihrer Vergnügungen macht.

Man kann die Mehrzahl der Romane und der dramatischen Werke, welche seit der Revolution von 1830 auf unseren Theatern gegeben worden, als schmachvolle Spekulationen auf den Parteigeist und auf das Häßlichste and Niedrigste in Geist und Herzen des Menschen bezeichnen, als Hohn des guten Geschmacks und der guten Sitten, welche mit Vorbedacht verletzt werden, und das ist eine noch weit verdammlichere Barbarei als die erste.

Zum Ueberfluß noch eine letzte Bemerkung, welche die Wahrheit ans Licht fördern kann, wenn etwa Jemand noch an dem Barbareizustande, in dem wir uns befinden, zweifeln sollte.

Was die Thiere charakterisirt, ist, daß sie der gegenwärtige Augenblick und das grobe Bedürfniß, welches sich daran knüpft, unaufhörlich und ausschließlich beschäftigt. Der Mensch, im Gegentheil, zeichnet sich dadurch aus, daß er von der Gegenwart, wohin er wie

auf

auf eine Höhe gestellt ist, seine Blicke fort und fort auf die Vergangenheit und Zukunft richtet. Das wahre Leben des menschlichen Geistes bewegt sich in Erinnerung und Hoffnung; zwischen beiden Unendlichkeiten ist die Gegenwart nur ein Punkt für erhabene Seelen. Jeder Mensch also, der, was war und sein wird, verachtet und sich beständig nur um das, was ist und was er braucht, kümmert, der nähert sich der thierischen Natur. Er wird zum Barbaren, er hat keinen andern Gedanken, keinen andern Geschmack, als für das, was ihm materiell nützlich ist.

Delecluze.

Der Herr von Paris.

Der Kirchenfürst und der Scharfrichter, der Mann des Himmels mit dem Worte des Evangeliums, und der Mann der Erde mit seinem Berufe voll Schmerz und Blut; der für die Seele betet und der den Körper zerstört; der seinen Blick zum Höchsten erhebt und der gezwungen ist, ihn auf das Niedrigste zu werfen: Beide, durch einen seltsamen Mißbrauch des Worts, durch einen Umsturz aller Idee, aller Logik, mit demselben Namen genannt:

Bossuet, Herr von Meaux,

Sanson, Herr von Paris!

Der Bischof und der Henker; das Hochgericht und die Kirche!

Der Vollstrecker der Gerechtigkeit gehört, mehr als jeder Andere, zur Zahl der Menschen, die nie so gewürdigt werden, als sie es sein sollten, deren Stel-

lung sie verdammt, ewig unter der Last der Vorurtheile zu seufzen.

Bei seinem Namen seht ihr eine ganze Versammlung schaudern, ihr seht die Anwesenden sich dichter zusammendrängen, als ob sie eine Gespenstergeschichte im Rittersaale eines gothischen Schlosses erzählen hörten, oder wie Kinder, welche die Amme mit dem berüchtigten Knecht Ruprecht bedroht.

Und der plötzliche Schreck läßt sich erklären. Der Name des Scharfrichters deutet auf tödtlichen Beruf, er weckt in der Seele schauderhafte Erinnerungen, vor den Augen schwebt ein blutiges Wahnbild: ihr seht das Schaffot mit der schwarzrothen Planke, deren Farbe ein neuer Blutguß auffrischen wird, ihr seht den bleiernen Koffer, in den ein Haupt stürzt, weit ab vom Rumpfe geschnellt — ihr seht die Vernichtung vor der Zeit in ein Leben greifen, das noch lange Tage schauen konnte!

Darf man hiernach erstaunen, daß die Gewaltigen, Höherbegabten das Anathema über das lebendige Werkzeug irdischer Justiz verhängt, ohne welches Gott allein das Recht bleiben würde, den Unschuldigen zu rächen, indem er den Strafbaren trifft?

Es giebt zwei Menschen in diesem Manne: das geschaffene Wesen, allen Uebrigen vor Gott und dem Gesetze gleich, und das besondere Wesen, den fürchterlichen Mittler zwischen Verbrechen und Strafe, der nur im Interesse der Gesellschaft handelt, die ihn ausstößt, und

von ihm für die Verachtung seine peinlichen Dienstleistungen erhält.

Es ist sehr schwer, sich eine richtige und vernünftige Vorstellung von ihm zu machen; sein Amt spricht zu sehr zum innern Gefühl, das aus dem Gemüth entspringt, als daß man bei dem Urtheil über ihn dem Verstande den Vorsitz lassen könnte. Man vermag nicht immer, sich eine Meinung zwischen der des berühmten Verfassers der Soireen von St. Petersburg und der des Sängers der Julie zu bilden. Wenn man nicht grade, wie Herr von Maistre, in der Familie des Scharfrichters nur ein Weibchen mit Jungen zu sehen braucht, so muß man doch auch Jean Jacques sophistischer Philosophie nicht zu viel trauen und, selbst ohne König zu sein, für seinen Sohn an eine andre Gattin denken, als die Tochter des Henkers.

Das Amt des Scharfrichters war nicht immer dem Zustande der Erniedrigung unterworfen, in welchem wir es heut sehen.

Bei den Israeliten wurden die Todesurtheile durch das ganze Volk, oder durch die Ankläger des Verurtheilten, oder durch die Verwandten des Mörders, wenn er um Todschlag verdammt war, oder nach Umständen durch Andre vollstreckt.

Der Herrscher gab oft seiner Umgebung, besonders jungen Leuten, den Auftrag, Jemanden zu Tode zu bringen; davon findet man viele Beispiele in der Schrift,

und weit entfernt, eine Schande darin zu suchen, rechnete es sich Jeder zur Ehre, an solchen Hinrichtungen Theil zu nehmen.

Bei den Griechen war das Amt des Henkers nicht verachtet. Aristoteles, in seinen Politicis, setzt den Scharfrichter unter die Zahl der Beamten. Er sagt sogar, daß man ihn, seiner Nothwendigkeit wegen, zu den vorzüglichsten rechnen solle.

In Rom bediente man sich, außer den Lictoren, der Krieger zur Hinrichtung von Verbrechern, nicht allein beim Heere, sondern selbst in der Stadt, ohne daß sie dadurch auf irgend eine Art entehrt wurden.

Bei den alten Deutschen wurde das Nachrichteramt durch die Priester ausgeübt, weil diese Völker das Blut der Verbrecher und Feinde als das herrlichste Opfer für die Götter ihres Landes ansahen. Vor Alters thaten die Richter zuweilen selbst die Verurtheilten ab; die Kirchen- und weltliche Geschichte liefert mehrere Beispiele der Art. In Deutschland, ehe dies Geschäft zu einem ordentlichen Amte umgeschaffen, war der Jüngste aus der Gemeinde oder der Bürgerschaft damit beauftragt, in Franken der Jüngstvermählte, in Reutlingen, einer schwäbischen Reichsstadt, der zuletzt erwählte Rathsherr, und in Stade der Einwohner, der sich zuletzt in der Stadt niedergelassen hatte.

In Rußland giebt es gar kein solches Amt. Die Vollstreckung des Strafurtheils wird jedesmal einem

Gefangenen übertragen, der dafür vollständige Begnadigung erhält.

In Frankreich hatte sonst der Scharfrichter, wie der König und die Herren, das droit de prise, d. h. er konnte von Einem oder dem Andern, an dem Orte, wo er grade war, die Vorräthe, deren er eben bedurfte, entnehmen, wenn er sie nur in der Frist, die für solche gezwungene Anleihen festgesetzt war, bezahlte.

Die Urkunde Karl's VI. vom 5. März 1398, welche die Einwohner von Chailly und Lay bei Paris von dem droit de prise frei spricht, verbietet allen königlichen Haushofmeistern, Fourieren, Stallmeistern (chevaucheurs), dem Scharfrichter und allen unsern übrigen Officianten sowohl, als auch denen der Königin, der Prinzen von Geblüt und anderer Herren, welche sonst gewohnt gewesen, sich obigen Rechts zu bedienen, es hinführo bei den besagten Einwohnern in Ausübung zu bringen.

Der Nachrichter befindet sich hier, wie man sieht, in ziemlich guter Gesellschaft. Späterhin sank das Handwerk zur tiefsten Schmach und Verachtung herab. Es wurde erst 1790 wieder etwas gehoben, zur Zeit, als die Nationalversammlung auf Matons de la Varenne's Vorschlag, von Mirabeau unterstützt, decretirte, daß sie die Scharfrichter in die Zahl der Bürger begriffen haben wollte.

Schon lange war ich neugierig, diese verborgene

Macht kennen zu lernen, welche gleichsam das erste Glied der gesellschaftlichen Kette bildet; ich wollte den Mann, von dem sich die Welt eine so wunderbare Vorstellung macht, in seiner Häuslichkeit, umgeben von seiner Familie, sehen — ich wollte ihn von seinem fürchterlichen Berufe sprechen hören, menschliche Worte aus seinem Munde vernehmen.

Da ich Niemand kannte, der mich ihm hätte vorstellen können, so beschloß ich, mich selbst einzuführen, und wandte mich eines Morgens, nicht ohne einige Bewegung, nach der Straße des Marais du temple. Vor No. 31 bis angekommen, bemerkte ich ein kleines Haus, durch ein Eisengitter verwahrt, dessen hölzerne Zwischenräume dem Blicke nicht gestatteten, in das Innere zu dringen. Dies Gitter ist nicht zu öffnen, man tritt in das Heiligthum durch eine kleine Thüre, die daran stößt und zur Rechten mit einer Klingel versehen ist. In der Mitte der Thüre ist eine eiserne Büchse, ganz ähnlich den Briefsammlungen; hier werden die Schreiben des General-Prokurators niedergelegt, die er an den Scharfrichter schickt, um ihn zu benachrichtigen, daß man den Beistand seines Arms in Anspruch nehmen wird.

Ich zog leise den Glockenring, die Thür öffnete sich, und ein Mann in den Dreißigen, groß und stark, fragte mich sehr höflich, was ich wünschte. „Herrn Henri Sanson“, erwiederte ich mit zitternder Stimme.

— „Treten Sie ein, mein Herr!“ sagte der Führer. Es war einer von des Scharfrichters Gehülfen.

Ich konnte mich, von diesem Augenblick an, überzeugen, welche falsche Idee sich die Welt von Dingen macht, die sie nicht kennt, und wie wenig Grund manche Sprichwörter des Volks haben. Die Henkersknechte sind nicht unverschämt, dafür kann ich stehen.

Zu den abergläubischen Meinungen über die Obliegenheiten des Scharfrichters gehört eine, die allgemein verbreitet ist: ich spreche von der Verpflichtung des Sohns, dem Vater zu folgen, von der Erblichkeit des Amts in der Familie.

Nichts Falscheres. Man kann einen Menschen, der Nichts verbrochen hat, zu einer Zeit, wo der geringste Bürger sich seines politischen Rechts bewußt ist, nicht zwingen, ein Handwerk wider seinen Willen zu ergreifen. Deshalb muß die Ursache des Herkommens, daß immer der Sohn des Henkers das blutige Erbtheil seines Vaters übernimmt, anderswo gesucht werden.

Der Scharfrichter lebt außerhalb der Welt, seine einzige Gesellschaft, außer der Familie, sind Henker; seine Verbindungen, er muß sie unter Henkern suchen. Kann er dafür, daß ihr ihn so abgesondert und ausgeschlossen habt? Werdet ihr ihm eure Tochter geben? die Hand seines Sohnes annehmen? ihn in eurem Salon empfangen? Sein Erscheinen an dem Ort, wo ihr seid, würde euch einen langen Schauder durch die

Adern jagen, als ob man euch sagte, daß der Löwe des Pflanzengartens eben seinen Käfig durchbrochen hätte. Und er ist doch ein Mensch wie ihr, er hat das Bedürfniß der Freundschaft, der Liebe, er kann es nur von gleichgeschaffenen Seelen verlangen, und muß wie eine Chandalasfamilie inmitten der Braminenkaste leben.

Und dann glaube man nicht, daß das Henkeramt jemals der Bewerber ermangeln könnte. Vor einigen Jahren, als der Herr von Versailles starb, ohne einen natürlichen Nachfolger zu hinterlassen, verlangten 187 Bittschriften seine Stelle. Die Bewerber waren meistens alte Soldaten und vorzüglich Fleischer. Das ist ein schauderhafter Gedanke. Wäre es möglich, daß alle Menschen sich zu Henkern eigneten, und nur die Gewohnheit des Bluts ihnen abginge? — Ich komme wieder auf meinen Besuch zurück.

Man führte mich in ein kleines Gemach, wo ich einen Mann von scheinbar sechszig Jahren, mit einer Gestalt voll Offenheit und Sanftmuth, vor dem Pianoforte erblickte, dem er nicht unmelodische Töne entlockte.

Das war er. — In demselben Zimmer war auch sein Sohn, ein junger Mann von ungefähr vier und dreißig Jahren, blond, von schüchternem, sanftem Ansehen; er hielt ein kleines Mädchen von zehn bis zwölf Jahren auf dem Knie, hübsch wie ein Engel, mit der lebhaftesten und ausgezeichnetsten Physiognomie. Es

war die seinige. — Dies Familiengemälde machte mich betroffen; Herr Sanson schien es zu bemerken. Die Sache war, daß ich mir, ohne die unüberlegte Meinung des großen Haufens zu theilen, doch eine ganz andre Vorstellung von dem Schauspiel gemacht hatte, das mir jetzt in die Augen fiel. Das kleine Mädchen vorzüglich! — sie verwirrte all' meine Gedanken, ich hätte nicht etwas so Frisches hier treffen mögen, es war wie ein Sonnenblick durch Gewitterwolken, wie eine Rose, die zwischen Grabgestein emporsprießt.

Schon seit mehreren Jahren versieht der Sohn des Herrn Sanson das Amt seines Vaters. Aus den eben angeführten Ursachen zu seiner Nachfolge berufen, macht er unter den Augen des Titulars seine Lehrjahre des Bluts durch. Der Letztere wohnt jedoch allen Hinrichtungen bei, die Obrigkeit hat nur mit ihm zu thun, und er ist ihr allein für alle vorkommenden Versehen verantwortlich.

Herr Sanson empfing mich wie ein Mann von Weltkenntniß, ohne Verlegenheit wie ohne gekünsteltes Wesen, und forschte nach dem Beweggrunde meines Besuchs. Meine Fabel war schon fertig: ich sagte ihm, daß ich mit einem Werke über die Todesstrafen der verschiedenen Epochen unserer Gesetzgebung beschäftigt und, auf seine Gefälligkeit rechnend, gekommen sei, ihn um einige Nachweisungen zu bitten.

Der liebenswürdige Ton, in welchem er mir ant-

wortete, daß er ganz zu Diensten stehe, machte mich sofort völlig unbefangen; ich hielt mich nicht eben an die Fragen, welche der vorgeschützte Grund meines Besuchs mit sich führen mußte, und in einer Unterhaltung von fast zwei Stunden konnte ich die richtige Urtheilskraft und die lautern Ansichten des Herrn von Paris bemerken.

Herr Sanson verhehlt sich das Drückende der Lage, in welche ihn das Schicksal gesetzt hat, keinesweges; er erträgt sie, nicht wie ein Mann, der ihre Folgen verachtet, sondern wie ein Weiser, der seinen Werth fühlt, der begreift, daß wir uns immer durch Willenskraft über den Stand, den uns die Geburt angewiesen, erheben können, und daß uns, trotz der Richtung, der wir gezwungen folgen müssen, die Gefühle des Herzens, die Rathschläge der Vernunft unsre Stellung in der Welt geben.

Dies Bewußtsein, das ihn in seinen eignen Augen erhebt, läßt ihn doch nie die Kluft vergessen, welche die Gesellschaft zwischen sich und ihn gesprengt hat, und wenn man sie auch einen Augenblick aus dem Gesicht verlieren könnte, so würde sich Herr Sanson selbst bemühen, sie in's Gedächtniß zurückzurufen.

Etwas fiel mir auf: er hatte oft vor mir seine Tabaksdose geöffnet, ohne sie mir anzubieten. Dies Abweichen von dem Gebrauche der Schnupfer, von der Höflichkeit, die keine mehr ist, wenn sie zur Gewohn-

heit geworden, setzte mich in Erstaunen, ohne daß ich es mir erklären konnte. Plötzlich, inmitten einer Unterhaltung, die meinen Bewegungen die Seele raubte, maschinenmäßig, ganz ohne Absicht, bot ich ihm Tabak an. Er hob abwehrend seine Hand, mit einem Ausdruck der Physiognomie, den wiederzugeben unmöglich ist, der mich erstarren machte. Der Unglückliche! — eine Erinnerung von gestern hatte ihm die Finger mit Blut benetzt!

Herr Sanson plaudert gern, vielleicht, weil er viel und mit Nutzen gelesen hat. Er besitzt wirklich eine zahlreiche und ausgesuchte Bibliothek, die bei ihm kein Gegenstand des Luxus ist. Seine Bücher sind seine einzige Gesellschaft: durch sie kann er sich, dem Zwange und der Demüthigung entgehend, mit den Menschen unterhalten, von ihnen kann er Zerstreuung von seinen furchtbaren Pflichten fordern, Trost gegen die Verachtung seines Jahrhunderts, Ruhe für seine Tage, Schlaf für seine Nächte.

Der Paria der Civilisation, ausgeschlossen von der Gesellschaft der Lebenden, findet er in der todten Gemeinschaft unserer großen Männer Ersatz, und diese kann er ohne Schaudern betrachten: sie sind nicht von seiner Hand gestorben! —

Unter den Werken, aus denen die Bibliothek des Scharfrichters besteht, sind zwei, welche ich hier nicht gesucht hätte: die Schriften des Herrn von Maistre und der letzte Tag eines Verurtheilten.

Die Untersuchung der Bücher des Herrn Sanson gab mir einen Gegenstand des Gesprächs, dessen Auffinden mich sehr erfreute. Bis dahin hatte sich die Unterhaltung nur fortgeschleppt; ich wagte nicht, ihn mit Fragen zu bestürmen, und er selbst vermied, mit dem Takte, der ihm eigen ist, von Etwas zu reden, was sich an seinen Beruf knüpfen konnte.

Aber sobald ich ihn auf das Kapitel der Litteratur gebracht, ließ er sich ganz gehen; der Zwang, den er sich bis dahin auferlegt hatte, verschwand mit einem Male; er äußerte Grundsätze, bestritt meine Ansichten, wie ein Mann, der sich selbst Rechenschaft abgelegt hat, und, einige Ketzereien abgerechnet, die vom Mangel des ersten Unterrichts herrühren, brachte er Urtheile vor, die einem Mitgliede der Akademie der Inschriften und schönen Künste zur Ehre gereichen würden.

Dieser kleine litterarische Kursus ließ schnell Alles verschwinden, was unser Tete-à-Tete bis dahin Gedrücktes und Geschraubtes gehabt; es war, als ob wir uns zehn Jahre kennten. Herr Sanson zeigte sich ganz offen und unverhüllt, ich konnte ihn nach Gefallen betrachten.

Es möchte scheinen, daß die Natur seines Berufs, die Art Leute, mit denen sie ihn unaufhörlich in Verbindung bringt, alles menschliche Gefühl in ihm erstickt haben müßte — weit davon entfernt; hat sich dadurch seine Seele höchst gefühlvoll entwickelt.

Derselbe Mann, der mit kaltem Blute alle Vorbereitungen zur Todesstrafe beaufsichtigt, der, Stück für Stück, die gräßliche Maschine der Vernichtung zusammensetzt, die Stricke einschmieren läßt, mit dem Daumen die Schärfe des Beils prüft und mit festem Griff den Hals löst, welcher der Erde giebt, was der Himmel geschaffen, — derselbe Mann kann die Thränen nicht zurückhalten, wenn man ihn an eine Hinrichtung erinnert. Ihr hört ihn, mit jugendlicher Energie, sich wider die Todesstrafe auflehnen, mit Lebhaftigkeit alle Mittel entwickeln, durch welche sie wirksam ersetzt werden könnte; ihr seht ihn, am Tage des Greveplatzes, bleich und verstört, alle Nahrung verschmähend, als hätte er die Rolle vertauscht und der Andere wäre der Henker!

Das ist es, was man nicht weiß, das ist es, was ich selbst nicht geglaubt haben würde, wenn ich es nicht gesehen hätte, was diejenigen hätten sehen sollen, welche sich mit dem ganzen Ansehen ihres Talents auf das Werkzeug der Gerechtigkeit geworfen, wenn sie sich schon ehrfurchtsvoll vor der Hand beugen, die es in Thätigkeit setzt.

Er erzählte mir eine Menge besonderer Umstände von den letzten Augenblicken einiger berühmter Verurtheilter, doch werde ich sie hier nicht wiederholen. Oft rührend, zuweilen spaßhaft, haben all' diese Geschichten etwas Peinliches und Gezwungenes — wie das Lachen eines Gehängten!

Das Einzige, was ich erzählen werde, ist, welchem Umstande man es verdankt, daß jetzt das Schaffot, gleich nach der Exekution, abgerissen und an seinen Ort geschafft wird. Sonst blieb es noch mehrere Stunden stehen; das war eine zarte Aufmerksamkeit gegen die Zuschauer: das Trauerspiel ist kurz und man wollte sie noch den Anblick der Dekoration genießen lassen.

Nur ein Vorlegeschloß hielt das schräge Instrument oben fest.

Nach einer Hinrichtung im Jahre 1797 war der Henker mit seinen Gehülfen in das erste Stock der Trinkstube an der Ecke des Greveplatzes und des Quais Pelletier gegangen. Sie plauderten, tranken und lachten vielleicht.

Man klopft an die Thüre des Kabinets. Ein Mensch, eine Art Handwerker, ist es, der Herrn Sanson bittet, ihm den Schlüssel anzuvertrauen, der das Beil auf dem Schaffot löst. Ein Perückenmachergesell ist ergriffen worden in dem Augenblicke, als er unter der Menge, die sich nach der Hinrichtung verlief, eine Uhr gestohlen. — Das Volk, in seiner expeditiven Justiz, hatte den Schuldigen gepackt, zum Schaffot aufgezogen, auf das Brett geworfen, unter das Messer gewälzt, und sein Kopf wäre gefallen, ohne die Vorsicht, die man allemal, gewiß aus Instinkt, gebrauchte. Der Scharfrichter, welcher dem Kerl die Thüre selbst geöffnet hatte, erwiederte auf das freche, wunderliche Verlangen, daß

Herr Sanson, der allein den Schlüssel habe, fortgegangen sei, und erst in zwei bis drei Stunden zurückkehren werde. Man mußte sich also bescheiden, die Menge verlief sich nach und nach, nur das geduldige Schlachtopfer des Todes befand sich noch immer in seiner schrecklichen Lage. Endlich, nach einer Zeit, deren Länge man nur ermessen kann, wenn man sich in die Stelle des armen Teufels denkt, kam man, ihn zu befreien. Es ist nicht zu sagen, in welchem Zustande er war und was er in der langen Todesqual hatte leiden müssen.

Und wenn man bedenkt, daß sich dieser Vorfall einige Jahre nach der Revolution zugetragen hat — zwei Jahre lang war das Blut unaufhörlich geflossen, die Hinrichtungen waren auf regelmäßige Weise betrieben worden, und noch war das Volk nicht des Blutes, der Richt-Scenen satt!

Weniger aus Neugier, als um Herrn Sanson den Zweck meines Besuchs zurückzurufen, bat ich ihn, mir die Kammer zu zeigen, wo er die Werkzeuge für die verschiedenen Todesarten früherer Zeit verschlossen hält.

Der Anblick dieses Museums erfüllte mich mit eisigem Entsetzen.

Eine einzige Sache in dieser Blutkammer verdient, daß man davon spricht: das ist das Schwert, mit dem der Herr Marquis von Lally enthauptet worden. Es wurde ganz besonders dazu gemacht und mußte dreimal umgeschmolzen werden, ehe man es passend fand.

Zu jener Zeit, wenn eine merkwürdige Hinrichtung Statt fand, stiegen die jungen vornehmen Herren auf die Plateform des Schaffots, wie sie sich des Abends auf die Bühne der Comedie française drängten. An dem Tage, wo Herr von Lally sein Urtheil erlitt, war die Menge beträchtlicher, als gewöhnlich — einer der Eifrigsten bei dem schauderhaften Feste stieß den Scharfrichter an den Arm, als er eben die mörderische Waffe über das Haupt des Verurtheilten schwang. Der Stoß ließ das Schwert fehlschlagen, so daß es, statt das Genick zu treffen, in den Hinterkopf bis zum Kinnbacken fuhr, ohne den Kopf ganz zu zerspalten. Die Klinge bekam eine Scharte durch einen Zahn, den sie traf, und ein Gehülfe des Henkers mußte, mit einem Häftmesser, ein Ende machen! — —

Ich habe die verhängnißvolle Waffe in der Hand gehabt; ein Zahn würde ganz gut in die Lücke passen, welche ausgesprungen ist. —

Eine Anekdote wird hier vollkommen ihre Stelle finden.

Um das Jahr 1750 gingen mitten in der Nacht drei junge Leute durch die Vorstadt Saint-Martin. Sie gehörten zum Hochadel, der das Monopol hatte, Fenster einzuschlagen, Vorübergehende zu beleidigen und Wächter zu prügeln; es waren Solche, die nach einem zu langen Zwischenraume die so muntern, so unverschämt aristokratischen Sitten der Regentschaft wieder aufleben ließen.

Die drei jungen Leute hatten in einem kleinen Hause ein köstliches Souper eingenommen; denn damals soupirte man noch, eine retroactive Civilisation hatte noch das gute Naturell der alten Zeit verdorben, wo man das Couvert zur Schlafenszeit auflegte, um es zur Stunde, wo man sonst aufsteht, erst wieder abzunehmen.

Sie hatten soupirt, die drei jungen Leute. Herrlich und in Freuden, das kann ich Euch zuschwören; ein Souper, das einer unsrer Freunde Euch auf eine so köstliche Art erzählen würde, daß Ihr betrunken würdet, wie von Champagner.

Ich, der ich nicht erzählen kann, sage ganz einfach, daß die Herren nach dem Souper zwischen zwei und drei Uhr des Nachts, durch die Vorstadt Saint-Martin schritten, lachend, tollend und in jenem vergnüglichen Geplauder verkehrend, wo man nicht weiß, was man sagen will und was man gesagt hat.

Sie wollten nicht vor Tage nach Hause gehen, und nirgend war es noch offen.

Als sie vor die Straße Saint-Nicolas kamen, hörten sie Instrumente klingen, eine fröhliche heitre Musik, welche verkündete, daß man dort ausgelassen, natürlich, abscheulich, bürgerlich tanzte.

Welcher Fund! Sie werden die Nacht verbringen können.

Einer klopft an, ein Mann öffnet: höflich, einfach, wohlgekleidet.

Der junge Herr, der angeklopft hat, beeilt sich, den Grund des ungestümen Besuchs zu erklären: „Wir suchen die Freude, unsre Nacht hat eben, köstlich und toll, begonnen; wir wußten nicht wohin, als Ihr fröhliches Fest uns plötzlich anzog. Wo man lacht, sind wir willkommen; erlauben Sie, daß wir uns unter Ihre Gäste mischen."

— Ich kann es nicht, meine Herren, erwiederte der Hauswirth mit kalter Höflichkeit. Es ist ein Familienfest, wo kein Fremder zugelassen werden darf.

— „Sie haben Unrecht. Bessere Gesellschaft hat vielleicht nie Ihr Haus beehrt."

— Wie gesagt, meine Herren, ich kann Sie nicht aufnehmen.

— „Bah! Wahrhaftig! — Sie wissen nicht, wen Sie abweisen."

— Es thut mir leid, ich versichere es Ihnen.

— „Geben Sie Acht, guter Mann! Wir gehören zum Hofe, wir haben eben in unserm kleinen Hause soupirt, und es ist eine große Ehre, die wir Ihnen erzeigen, indem wir unsre Nacht bei Ihnen verbringen wollen."

— Noch einmal, meine Herren, ich bin gezwungen, Sie abzuweisen — und wenn Sie wüßten, wer ich bin, würden Sie nicht darauf bestehen, Sie würden so eilig von hinnen gehen, als Sie sich jetzt eifrig um Einlaß bemühen.

— „Charmant! Auf Ehre!“ sagte der Dringendste, der Tollste von ihnen. „Glauben Sie denn, daß es so leicht ist, uns einzuschüchtern?“

— Meine Herren, bestehen Sie nicht darauf, ich bitte Sie, meine Herren!

— „Nun mein Gott, wer sind Sie denn?“

— Ich bin der Scharfrichter von Paris! —

— „Köstlich! Hahaha! Was? Sie sind es, der die Köpfe abschneidet, die Glieder zerreißt, die Knochen zermalmt, der die armen Teufel so angenehm foltert?“

— Nun, nun, mein Herr, das sind freilich die Pflichten meines Amts, aber ich überlasse sie meinen Knechten. — Nur wenn ein Mann von Rang, ein Vornehmer, wie Sie, meine Herren, das Unglück hat, die Strenge des Gesetzes zu verwirken, so überlasse ich die Sorge, ihn zu bestrafen, keinem Andern, ich mache mir eine Ehre daraus, ihn mit eigener Hand abzuthun.

Der mit dem Henker sprach, war der Herr Marquis von Lally.

Zwanzig Jahr später starb der Herr Marquis von Lally durch die Hand desselben Mannes, über dessen Beruf er damals so tolle Spöttereien getrieben. —

Als ich den Henker verließ, war meine Brust fürchterlich beklommen.

Die Luft erweiterte meine Lungen nach und nach wiede

Von allen Eindrücken, die sich in so kurzer Zeit

meiner Seele aufgedrängt, blieb mir nur eine tiefe Verachtung unsrer Civilisation, von allen Gedanken nur der Wunsch, unser peinliches Gesetzbuch revidirt zu sehen.

Eine letzte Bemerkung wird das Gemälde dieses Mannes vollenden.

Als ich ihn nach dem langen Besuche, der mir aus den Augen entrückt, bei wem ich gewesen, verließ, reichte ich ihm, von dem natürlichen Gefühl getrieben, das uns zu Leuten zieht, die uns gefallen, die Hand; er trat einen Schritt zurück und sah mich mit erstaunter, fast bestürzter, verwirrter Miene an.

Die Tabaksdose kam mir wieder in den Sinn und ich errieth seine ganzen Gedanken — die Hand, welche jeden Tag in Berührung mit dem Verbrechen kommen muß, wagte nicht, die eines ehrlichen Mannes zu drücken.

James Rousseau.

Paris vor tausend Jahren.

In meine Studien des Mittelalters, wie in eine Einsamkeit, zurückgezogen, kenne ich das heutige Paris kaum. Ich kenne das frühere Paris weit besser. Hier ist denn ein Bericht von der Belagerung unserer Stadt im Jahre 885, nebst der Geschichte der vor fast tausend Jahren auf dem Pont-au-Change, dem Platz du Chatelet, dem Petit-Pont und der Straße de la Huchette bestandenen Kämpfe.

Ich weiß nicht, ob diese alten Geschichten für irgend Jemand einige Merkwürdigkeiten haben werden, doch glaube ich sie vortheilhaft am Platz in dieser glänzenden Ausstellung der Produkte unsrer Litteratur, wär' es auch nur, um Contraste hervorzubringen. Sollte es aber einige Pariser geben, die sich gern in unsrer alten Stadt ergehen, wie ich, die sich gern in Gedanken den

Zustand derselben vor fast zehn Jahrhunderten vorstellen, so würde ich sehr glücklich sein, ihrer Einbildungskraft einige Züge zu liefern.

Es war in den letzten Tagen des November 885, als die Normannen zur Belagerung von Paris schritten. Die Seine war mit Barken bedeckt bis Saint-Cloud. Der Fluß, sagt der poetische Historiker Abbon, schien in irgend einem Schlunde verschwunden zu sein, der ihn allen Blicken verbarg und erst zwei Meilen weiter ans Tageslicht zurück förderte.

Ein Wort von Topographie zum Verständniß des Folgenden.

Im Norden der Insel der Cité, welche damals ganz Paris war, befand sich eine Holzbrücke mit einem Thurm an ihrem Ende; diese Brücke ist unser Pont-au-Change geworden, der Thurm wurde das Grand-Chatelet, jetzt ist es der Platz Chatelet.

Gegen Mittag ebenfalls eine Holzbrücke mit einem Thurm am Ende — das ist unser Petit-Pont und war sonst das Petit-Chatelet.

An den Ufern der Seine lachende Fluren, hier und dort, mit Klöstern und Kirchen besäet.

Gegen Mittag das große Kloster Saint-Germain-des-Pres — das ist, was wir noch heut die Abtei nennen.

Im Norden die Kirche Saint-Germain-le-Rond, heut Saint-Germain-l'Auxerrois, auf einem kleinen

Hügel erbaut, der heut nur noch durch die Verschiedenheit des Niveaus zwischen den Häusern in der Straße der Pretres-Saint-Germain und denen des Quai de l'Ecole angedeutet wird.

Der Häuptling der Normannen, Siegfried, suchte den Bischof Goslin von Paris auf. „Wir verlangen nur", sprach er, „die freie Durchfuhr unter die Brücken der Stadt; wenn Du sie gewährst, so werden wir Paris nimmer ein Leid zufügen, und weder Deine Lehen, noch die des Grafen Odo plündern." Der Bischof antwortete: „Der König Karl hat, nächst Gott, unsrer Hut diese Stadt anvertraut. Nicht soll das Reich durch sie mit Verderben und Noth heimgesucht werden, sondern sie soll ihm ein Schirm sein." — „Wohlan!" sprach Siegfried: „Morgen greife ich die Thürme Deiner Stadt an, bereite Dich auf den Sturm vor; am Tage wirst Du unsre Pfeile abzuwehren, des Abends die Verwundeten zu verbinden haben und am Tische die Hungersnoth, und das werden wir alle Jahr thun, bis ich Dir den Kopf mit meinem Schwerte abgehauen habe, den ich den Hunden vorwerfen will."

Am folgenden Morgen sahen die Wachen des Thurms (Grand-Chatelet) die Normannen aus ihren Barken steigen. Man zog die Glocken, die Trompeten der Geharnischten schmetterten, Alles lief auf den Thurm und die Wälle. Da war Odo, sein Bruder Robert, der Graf Rainer und der tapfre Abt von Saint-Germain,

Ebles.

Edles. Auch der Bischof Goslin wappnete sich. Die Priester griffen damals oft zu den Waffen. Als die Klöster und Kirchen von den Normannen geplündert wurden, und die weltlichen Herren sich nicht darum kümmerten, sie zu vertheidigen, hatten die Priester und Mönche den Entschluß gefaßt, sich selbst zu wehren. Die zweite Hälfte des neunten Jahrhunderts ist die Zeit der kriegerischen Aebte und Prälaten.

Ein guter Theil des Klerus ahmte dem Bischof nach und lief zu den Wällen. Da gab es einen jungen Menschen, der Friedrich hieß und ein Vasall der Kirche war. Als er hörte, daß die Heiden Paris angreifen würden, lief er nach der Kathedrale, vor St. Germains Leichnam, den die nach Paris geflüchteten Mönche von Saint-Germain-des-Pres dort beigesetzt, zu beten, dann waffnete er sich, und lief nach dem Thurme der großen Brücke. Er stellte sich neben den Bischof und kämpfte mit ihm den ganzen Tag. Als das Gefecht nachließ, stimmte er mit dem Bischof und dem Klerus die Psalmen an. Gegen Abend empfing er eine Wunde und fiel. Auch der Bischof wurde durch einen Pfeilschuß leicht verwundet. Zwei Mönche von St. Germain trugen Friedrich hinweg und zeigten ihn dem Volke als einen Märtyrer. Der Bischof, auf einen seiner Priester gestützt, ging vor dem Jünglinge her und nannte ihn gleichfalls einen Märtyrer, dem alle seine Fehler verziehen wären und der ins Paradies eingehen würde,

wenn er an seiner Wunde stürbe. In der Kathedrale angekommen, verschied Friedrich, und die Mönche versicherten mit Mehreren aus dem Volke, daß sie in demselben Augenblicke eine weiße Taube gesehen, die zum Himmel aufgeschwebt wäre, ohne daß man gewußt, von wannen sie gekommen, wonach es also bewiesen war, daß es die Seele des Jünglings gewesen.

Der Thurm an der großen Brücke, vor Alters von Römern erbaut, war halb verfallen; während der Nacht erhöhten ihn die Pariser mit Zimmerwerk, und am Morgen sahen die Dänen einen neuen Thurm, der den alten überragte. Sie erneuten den Sturm: der Abt Ebles hatte große Kübel mit siedendem Pech bereiten lassen. Als die Normannen am Fuße des Thurmes waren, gossen die Belagerten die Kübel über sie aus. Da wurden Viele lebendig verbrannt, die Andern rannten in großer Hast heulend und schreiend nach der Seine und ihre langen Haare standen in Flammen. Die Belagerten aber stießen ein schallendes Gelächter aus und schrieen: „Nach der Seine! Nach der Seine! Wir haben Euch den Haarputz verwirrt, Ihr braucht Wasser, um ihn wieder zu ordnen! Nach der Seine!“ Ebles tödtete sieben Feinde mit seinem Bogen, und zugleich hörte er nicht auf, den Mönchen, die das Pech schmolzen, zuzurufen: „Besorgt Eure Küche, Brüder!“

Viele Normannen, obgleich es noch nicht Zeit zum Abendessen war, kehrten in ihre Barken zurück, Einige

erschöpft, Andre verwundet, Manche sterbend; aber ihre Weiber empfingen sie mit Schmähungen, behandelten sie als Feiglinge und rauften sich das Haar vor Verzweiflung, solche Männer zu haben. „Was willst Du machen? Warum verläßt Du den Thurm? Ihr Teufelskinder! Ihr nehmt ihn nicht, Ihr Feiglinge! Hab' ich Dir nicht schon zu essen gegeben? Hast Du nicht Brod und gesalznes Schweinefleisch und Wein gehabt? Warum kommst Du so bald zu den Zelten zurück? Vielfraß! Kommen die Andern auch? Und wenn sie kommen, soll es ihnen eben so ergehen!"

Erschöpft von zwei Tagen unnützen Stürmens, setzten die Normannen ihre Angriffe aus und schlugen ihr Lager bei Saint-Germain-le-Rond (Saint-Germain-l'Auxerrois) auf, von wo sie sich über das Feld verbreiteten. Auf dem linken Ufer verwüsteten sie von Neuem das Kloster Saint-Germain-des-Prés. Der Leib des Heiligen war nach Paris geschafft, aber das Grab blieb. Die Normannen entheiligten es auf alle Weise, sie machten aus der Kirche einen Stall. Von den Wällen in Paris sah man sie das Heiligthum plündern, aber man sah auch die Wunder, durch welche der Heilige sein theures Kloster rächte. Graf Odo versicherte, daß er auf der Mauer in Paris gesehen, wie ein Normann von der Höhe des Thurms zu Saint-Germain durch eine Hand gestürzt wurde, die plötzlich in den Wolken verschwand. Einen Normann, der mit

einer Axt in der Hand, wahrscheinlich um die Altarzierden zu zerstören, in die Kirche gegangen war, sah man heraustragen; die Axt hatte sich gegen ihn gekehrt und ihm den Kopf zerspalten. Ein Andrer würde blind, als er das Grab des Heiligen sehen wollte. Endlich starb alles Vieh, das die Heiden in die Kirche gesperrt, und das Fleisch war vor üblem Geruch nicht zu essen.

Inzwischen wären die Monate December und Januar verronnen. Den 2. Februar, am Tage von Mariä Reinigung, wuchs der Fluß plötzlich in der Nacht und riß die kleine Brücke fort. Der Thurm, der am Eingange unsrer Straße Saint-Jaques erbaut war, befand sich auf diese Weise von Paris getrennt, und wehrlos den Normannen hingegeben. Es war ein wichtiger Posten. Um die vierte Stunde der Nacht (Abends zehn Uhr) ließ der Bischof den Muthigsten der Kathedral-Kirchen-Vasallen, mit Namen Herward, rufen und befragte ihn um die Namen seiner eilf tapfersten Gefährten. Herward nannte sie. Da sprach der Bischof: „Nimm sie mit Dir und nachdem ihr Gott Seel' und Leib empfohlen, so besetzt den Thurm der kleinen Brücke, vertheidigt ihn, wenn die Normannen angreifen, bis wir die Brücke, welche das Wasser fortgerissen, wieder hergestellt haben können.“

Herward ging, die eilf Vasallen zu wecken, die er dem Bischof genannt hatte. Es war Hermanfried, Herland, Ottocar, Erwich, Arnold, Solius, Gosbert,

Uvido, Ardrad, Hemard, Goßin. Die Tapfern rüste
sich geräuschlos, und nachdem sie sich unter Herwar
Anführung vereinigt, zogen sie nach der Spitze der J
sel, die gen Osten schaut (heut der erzbischöfliche Ga
ten); hier fanden sie den Bischof, der sie einsegnete u
zu dem Boote geleitete, das sie mitten in der Nac
trotz des Ungestüms der empörten Wogen, auf das lin
Ufer setzte. Von da gelangten sie still an den Thur
gaben sich den Wächtern zu erkennen und wurden ei
gelassen. Es war Zeit. Eine Stunde nachher beran
ten die Normannen, von dem Sturz der Brücke b
nachrichtigt, den Thurm.

Als der Tag erschien, machte sich der Bischof m
dem Volke und den Kriegern ans Werk, die Brü
wieder herzustellen. Die Normannen griffen ihrerse
die Arbeiter an und suchten zu gleicher Zeit den Thu
wegzunehmen. Herward und seine Gefährten wies
die Angriffe tapfer ab; sie sahen von der Höhe d
Thurms die Arbeit ihrer Freunde, welche Balken u
Bretter zusammentrugen, um die Brücke wieder herz
stellen. Zwei Bogentrümmer, die an den Thurm st
ßen, waren stehen geblieben; die andern Bogen ha
der Strom fortgerissen. Um die beiden halbzerstört
Bogen bildeten die Wasser einen wilden Strudel, w
ches die Barken der Normannen verhinderte, von die
Seite bis an den Fuß des Thurms zu gelangen. V
der Landseite war der Thurm durch die Ueberschwe

mung zwar auch mit Wasser umgeben, aber dies war nicht tief. Einige Normannen stießen bis an den Fuß des Thurmes einen ungeheuern Wagen mit Heu, den sie alsdann in Brand setzten. Dichte Rauchwolken und bald auch lodernde Flammenwirbel umhüllten den Thurm. Herward und die Pariser konnten sich nicht mehr sehen, aber sie verkehrten noch durch ihr Geschrei.

Der Thurm der kleinen Brücke, wie der auf der großen, war über einem alten steinernen, gemauerten Römerthurme, der halb verfallen war, von Holz erbaut. So lange die Flamme an den Steinen leckte, trotzten Herward und seine Gefährten der Feuersbrunst; aber bald stieg die Gluth in gefräßiger Lohe bis zum Holze des obern Thurms. Sie ließen gleichwohl den Muth nicht sinken, sondern versuchten, den Brand zu löschen. Es gab mehrere Eimer im Thurme, welche mit Hülfe langer Stricke dazu dienten, für die Wächter aus der Seine Wasser zu schöpfen. Die Hälfte der Vertheidiger des Thurms begann dies zu thun, während die andern die vollen Eimer auf den Brand goß. So verzögerten sie die Fortschritte des Feuers. Eine Zeit lang hinderte der Rauch die Normannen, das Beginnen der Belagerten zu sehen. Sie gewahrten es endlich, aber da sie wegen des Wasserstrudels nicht wagten, bis an den Fuß des Bogens zu fahren, so konnten sie ihre Feinde am Schöpfen nicht hindern; sie schleuderten daher Pfeile und Steine nach den Eimern,

um sie zu zertrümmern, und es gelang ihnen bald, einen zu zerbrechen. Während der Zeit begann das Feuer den Thurm zu erfassen; die Hitze ward unerträglich. Herward hörte das Gebälk in Flammen krachen. Es galt, Wasser zu haben oder umzukommen. Nicht mehr von den Waffen hing das Schicksal der Belagerten ab, sondern von den Eimern, die unaufhörlich sanken und stiegen.

Ein Eimer war schon zerbrochen. Es blieben noch drei, das war die ganze Hoffnung Herwards und seiner Gefährten. Ueber den Rand des Thurmes gebeugt, verfolgte ihr Blick mit unaussprechlicher Angst den Eimer, wie er herabsank, sich füllte und wieder aufstieg mitten durch die Würfe der Normannen; an dem gebrechlichen Stricke hingen alle Augen, den in der Luft schwebenden Eimer betrachtete Freund und Feind, dieser mit Zorn, jener mit Hoffnung. Das Feuer prasselte, der Gipfel des Thurms war in Rauchwolken verhüllt. „Wasser!" schrie Herward, „Wasser! Das Feuer erreicht uns!" In diesem Augenblicke wurde der zweite Eimer durch einen großen Stein zertrümmert, der aus einer Barke, die sich dem Bogen genaht, kraftvoll geschleudert worden, und der Strick des dritten, von Pfeilen zerfetzt, riß beim Aufsteigen. Der Eimer sank unter dem Jauchzen der Normannen. Es blieb nur noch ein einziger — das Wasser, das er anschleppte, konnte kaum das Umsichgreifen des Feuers verzögern

„Auf die Knie, meine Brüder!“ schrie der Bischof, der von den Wällen der Stadt die Todesnoth seiner tapfern Vasallen sah. „Auf die Knie! Betet zu Gott und den Heiligen um Rettung für unsre Gefährten!“ Und mit starker Stimme, welche das Prasseln des Feuers, das Geschrei der Normannen übertönte, begann er das Kyrie Eleison! Volk und Krieger stimmten laut ein und knirschten, daß sie ihren Brüdern nicht helfen konnten. Kyrie Eleison! antworteten matte gebrochene Stimmen von der Höhe des Thurms aus dem Wolkenschleier, den schon einige raschzüngelnde Feuergarben zu zerreißen begannen. In diesem Augenblick entsank der letzte Eimer den Händen Hermanfrieds, der vom Rauch erstickt wurde. Der Bischof sah ihn fallen und rief mit stärkerer Stimme denn zuvor: „Der Segen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes sei mit Euch, Ihr Märtyrer der Kirche!“

Die lang' zurückgehaltene Flamme erhob sich plötzlich, ein furchtbares Krachen ließ sich vernehmen. Brennende Balken und Bretter fielen in die Seine und auf die Barken der Normannen, die sich nicht schnell genug entfernen konnten. Es war der Einsturz des hölzernen Thurms. Freund und Feind verlor die Vertheidiger aus dem Gesicht und glaubte sie vom Feuer verschlungen. Als aber die Flamme sich geläutert hatte, sah man sie, beim Lichte der Feuersbrunst, auf die Trümmer des Bogens geflüchtet, der an den Thurm stieß.

Ihre Haare, ihre Kleider waren halb verbrannt, ihre Gesichter vom Dampfe geschwärzt. Auf dem halb zertrümmerten Bogen, der sie kaum fassen konnte, zusammengedrängt, streckten sie die Hände nach den Parisern aus, die in Verzweiflung über ihre Ohnmacht waren. Rasch nahten die Normannen auf ihren Barken. „Ergebt Euch!" schrieen sie; „Ergebt Euch!" Herward wandte sich, wie fragend, nach dem Bischofe. Der rief ihnen zu, ihr Leben um jeden Preis zu retten. Sie ergaben sich.

Die Normannen verdienten ihren Sieg nicht. Sie hieben alle die Tapfern schändlich nieder und verschonten nur Herward; weil er schön und hohen Wuchses war, hielten sie ihn für einen Grafen und boten ihm an, sich loszukaufen. „Tödtet mich," sagte er, „wie Ihr es schändlich mit meinen Gefährten gemacht; ich habe kein Geld, um mein Leben zu erkaufen!" Und sie erschlugen Herward auf der Stelle.

Der Untergang dieser Tapfern entmuthigte die Pariser nicht. Sie widerstanden noch ein Jahr. Endlich im Monat December 886, sah man eines Morgens auf dem Berge Montmartre die kaiserlichen Feldzeichen wehen. Es war Karl der Dicke, der mit einem mächtigen Heere kam, Paris zu befreien. Abends zogen die Normannen ab. Aber Paris erfuhr zu gleicher Zeit, daß der Kaiser den Frieden erkauft hatte, statt ihn mit der Schärfe des Schwerts zu gewinnen. Er hatte den

Normannen mehrere tausend Pfund Silbers und Burgund zur Verheerung gegeben.

Indem ich diesen Bericht aus den Chroniken jener Zeit, vorzüglich des Dichters Abbon, gezogen, wollte ich einige Erinnerungen an das Schicksal unsrer Väter ans Licht fördern, und dem Platze du Chatelet, dem Abhang des Petit-Pont zwischen der Straße de la Huchette und der Straße la Calandre etwas geschichtlich romanhaftes Interesse geben.

Saint Marc Girardin.

Die Böotier von Paris.

Moralische Skizze.

(Zweite Sammlung.)

In unserer ersten Reise um die geistige Welt hatten wir das ganze Pariser Böotien durchstrichen, dies Steppenland, welches der Cretinismus bewohnt. Wir sind an den Grenzen von Attika stehen geblieben, in der Hoffnung, sie heut zu überschreiten; aber während dieser Rast haben wir zurückgeschaut, und ach! neue Völkermassen Stumpfsinniger haben sich uns gezeigt, so zahlreich, so bemerkenswerth, so wunderlich verschieden, daß wir sie wohl auch nothgedrungen schildern müssen.

Es ist gleichwohl die grobe, undurchsichtige Dummheit nicht mehr, die unsre ersten Vorbilder auszeichnete. Hier empfindet man schon etwas die Nachbarschaft von Athen; man denkt hier schon oder doch beinahe; man

denkt — aber ach! sehr oft mangelhaft, zuweilen übertrieben und immer mit Unvernunft.

Das werden wir übrigens gleich sehen.

Zuerst giebt es Menschen, die zu spät denken; das ist eine der verschiedenartigen Klassen. Man kann sich um eine Stunde, um einen Tag, um ein Jahr verspäten. So zum Beispiel, die Einen begreifen Euch erst nach zwanzig Minuten. Besonders der Sarkasmus ist ihnen, Dank der Schale Ironie, welche ihn umhüllt und verbirgt, schwer zu knacken. Er ist eine bittere Mandel, die sie lange im Munde umherwälzen, ehe sie den Kern herausbekommen und seine ganze Schärfe schmecken. Habt Ihr ihn gegen sie gerichtet, so empfangen sie ihn gefühllos. Der Stich kommt unterdessen durch, er schmerzt sie mit der Länge der Zeit, dann werden sie Euch auf die Schulter schlagen und zu lachen anfangen. „Haha!" werden sie sagen: „Sie böser Spaßvogel! Sie haben wohl geglaubt, man würde Sie nicht verstehen? O, wir sind nicht ganz so einfältig!"

— „Was ist's denn?"

— „Was ist's? Ja, ja, spielen Sie nur den Unwissenden! O, wir haben ein gutes Gedächtniß! Zum Beweis: haben Sie nicht vor kaum einer Viertelstunde das und das gesagt?" —

Ein ander Mal werden sie Euch erst am folgenden Tage ihre Betrachtungen mittheilen: „Apropos, Sie

sagten gestern Abend — Wahrhaftig, da haben Sie ganz Recht!"

Oft gar nach Verlauf eines Monats von ein und dreißig Tagen: „Erinnern Sie sich, das und das, an dem und dem Tage, vor den und den Leuten gesagt zu haben? Sehen Sie, da bin ich nun gar nicht Ihrer Meinung!"

Endlich sprechen sie wohl auch erst nach einem vollen Jahre: „Da fällt mir ein, daß Sie an jenem Tage die und die Meinung geäußert haben. He! he! Es ist viel für und viel gegen darin!" —

Dann kommt der geistige Trödler, ein Vetter der Vor[illegible]ehenden. Dieser versteht Alles gleich, aber er de[illegible] an Längstvergangenes, er hat nur alte Ideen. Par[illegible]immelt von diesen Leuten; es sind kleine Schiffs-Uhren, welche zu langsam gehen, und acht, neun, zehn oder eilf Uhr zeigen, wenn der große Weiser des Jahrhunderts auf Mittag steht!

Besonders an Sonn- und Festtagen speien die Verwaltungs- und besondern Büreaus, die Wechselhäuser, die Magazine, die Comptoirs und was weiß ich? alle die Oerter, wo man sich dumm rechnet, solch abgetragenes Zeug von Denkern in das müßige Treiben der Welt, auf die Schaubühne des Lebens. Es ist ein wahrer Kartätschenhagel! Daher kommt es, daß für den Mann, der hören will, um zu verstehen, und sprechen, um verstanden zu werden, der Sonntag ein: Rette sich,

wer kann! ist. Beim Abschreiben und mit der Elle Messen wird nur die Faust geübt, das Bischen Geist rostet ein und kommt nothwendig mit den Tagesbegebenheiten in keine Berührung, deswegen überschütten euch diese Höhlenbewohner mit Erkundigungen, so oft sie euch ansprechen. Mit ihnen muß man alle Dinge seit dem letzten Sonntage wieder durchnehmen, man muß sie gleichsam durch die ganze Woche bugsiren.

— „Wie weit ist das Budget?"

Es ist grade acht Tage her, daß es abgestimmt worden ist.

— „Ach! Und die Belgier, was wird aus ihnen? Ach! Und Polen? Ich höre gar nicht mehr davon reden. — Ach! Und die Reform? Weiß man etwas davon?" Man ist versucht, ihnen statt aller Antwort die Erstürmung der Bastille zu verkünden.

Einen Kerb tiefer ist es noch schlimmer, noch hundertmal schlimmer. Dort bringt es nicht mehr der Stand, sondern der Instinkt, der Geschmack mit sich, daß man in einer hundertmal ältern Vergangenheit stecken bleibt. Diese Art Mensch ist einem Frachtwagen vergleichbar: er schleppt seinen Verstand nur auf der Heerstraße einher, im wohlgebahnten, vielbefahrenen Gleise: dort schleicht er langsam, schwerfällig und allein, er läßt sich von Allen überholen und kommt niemals in die Herberge, als bis Alle sie schon wieder verlassen haben.

Ich besitze einen Solchen in meinem Viertel, von der langsamsten Art. Es ist ein gewesener Kleinhändler, er hat nur Bekannte, lebt für sich und kocht sich selbst.

Unbekümmert um die Tagesbegebenheiten steht er in diesem Augenblick beim Jahr der Gnade Achtzehnhundert sechs und zwanzig. Höchstens hat er, glaube ich, bei den Juli-Kanonen gesagt: „Was ist das?" Die berühmtesten Namen, welche sich von sieben Jahren her datiren, sind Hebräisch für ihn. Sei es Armuth oder Geiz, er liest Nichts, das etwas kostet. Was er liebt und sucht, das ist die Gratis-Litteratur, das Vergnügen, ohne Rechnungen zu bezahlen. Es hagelt Bücher! Es regnet Dinte! Der Unempfindliche, Unverwundbare! Er deckt sich mit seiner Gleichgültigkeit, das schirmt ihn vor allem Bespritzen der Gegenwart.

Seine Politik ist höchst originell. Die einzigen Journale, die er sich erlaubt, werden ihm als Umschläge von seinem Butterweibe geliefert oder als kleine Düten von seinem Tabakshändler. So trifft er deren von allen Jahrzahlen.

Da er mich amüsirt, so bildet er sich ein, mich zu belehren, und kommt alle Augenblick, mir eine große Neuigkeit zu verkündigen: heut zum Beispiel, den Fall des Herrn de Cazes, morgen, den Verkauf von Don Miguels Epistel, übermorgen die Einnahme des Trocadero; was weiß ich? Zur Stunde, wo ich spreche,

findet er es sehr übel, daß Herr von Villele die Renten umsetzt, und interessirt sich lebhaft für den möglichen Ausgang des Krieges der Russen gegen den Groß-Sultan und, zu seiner Ehre gesagt, für den Kampf der Griechen gegen ihre wilden Unterdrücker.

Aber vorzüglich durch das Studium alter Pamphlets klärt er seine Meinung auf; der Gewürzhändler leiht ihm ganze Berge davon. So hat mein Nachbar auf diesem Wege alle Vons gelesen, die vom Jahre 1815 bis zum Jahre 1826 inclusive erschienen sind: Von Frankreichs Zustand, Von Frankreichs Lage, Von Frankreichs Zukunft u. s. w.

Herr de Pradt ist sein Entzücken. Noch gestern, den 25. April, fühlte ich mich auf der Treppe festgehalten: — „Aha, Nachbar!“ sagte er zu mir mit triumphirender Miene, „Sie wollen immer nicht lesen, was ich Ihnen anbiete; aber lesen Sie, lesen Sie mir dies neue Opusculum des Erzbischofs von Mecheln!“

— „Wie? Herr von Mecheln wäre wieder in die Carriere eingetreten?“

— „Ha! das ist nicht Schade, wenn er sich hinein mischt! Er schmettert sie nieder, das sag' ich Ihnen vorher, er beweist ihnen, klar wie der Tag, daß in ihrem Projekt kein gesunder Menschenverstand ist. —“

— „Sehr möglich!“

— „Daß ihr Gesetz grausam und blutig ist, ein wahrer Rückschritt. —“

— „Ei! Verständigen wir uns! Welches Gesetz, wenn ich fragen darf?“

„Nun, Parbleu! ihr Gesetz vom Sacrilegium!“ —

Den Leuten, welche zu spät denken, geben wir zum Gegenstück die, welche zu früh denken.

Man trifft wirklich solche Menschen voll Ungeduld, verfehlte Astrologen, deren Geist immer darauf aus ist, in die Zukunft zu schnüffeln, die aus Gewohnheit sagen: „Gott!“ ich wollte, es wäre Morgen, nächste Woche, über's Jahr um diese Zeit! Gott! ich möchte wohl wissen, wie das ablaufen wird! — Gott! ich würde viel darum geben, wenn ich wüßte, wie die Welt im Jahre 1840 aussehen wird!“ —

Es giebt Andre, welche die Gefälligkeit haben, für euch zu denken und all' eure Reden zu vollenden. Sprecht: „Ich habe Robert den Teufel gesehen, und bin sehr zufrieden gewesen —“ „Ach! Ja! Mit Nourrit? Ich auch!“ — „Man versichert, daß Herr von Chateaubriand —“ „Ach! Ja! Eine neue Broschüre bearbeitet.“

Noch Andre, so bald ihr zu reden anfangt, springen euch an die Kehle und beantworten im Voraus Alles, was ihr gar nicht habt sagen wollen. Zum Beispiel: — „Man versichert, daß Ludwig Philipp —“ „O, das ist nicht wahr!“ — „Wie? Nicht wahr?“ — „Ganz gewiß nicht. Jemand, der sehr wohl unterrichtet ist, versichert mir das Gegentheil.“ — „Wovon denn?“ —

„Daß er seine Reise aufgeschoben hat." — „Nun, dasselbe wollte ich Ihnen eben auch sagen."

Diese Geisteshast besitzt gleichwohl ihre löbliche Seite. Ehre denen, die früh denken, aber auch gut! den schnellreifen Männern, welche leuchtenden Verstandes der Gesellschaft voranschreiten, wie die Feuersäule, welche Israel nach dem Lande der Verheißung führte. Ehre ihnen, aber auch Mitleid! Es ist ein schwerer Stand, frühzeitig Recht zu haben, ein wahres Apostelamt. Ich könnte einen der Verwegensten anführen, der vielleicht zuerst Lamartine verstanden, der für Walter Scott verwundet wurde, der sich für Lord Byron beschimpfen und für Hugo fast in den Bann thun ließ, dem Weber zwei Rippen kostet, Gericault zehn Freunde, Paul Courier mehrere Zähne, Rossini, ich weiß nicht wie viel Haare, und die Republik schon früher ein Erbtheil.

Das Leben dieser Menschen ist nur ein langer Selbstmord. —

Hundertmal besser, die letzte Stufe unter den unvollständigen Denkern einzunehmen. Da sieht man auftreten: Dreiviertelsdenker, Halb=, Drittels=, Viertelsdenker, Quarterons und endlich: die Denker, welche wollen, aber nicht können.

Die Einen fangen wundervoll an und lassen auch etwas Gutes erwarten. Dann kommt die Verlegenheit und endlich die Dummheit. Es ist ein Gewehr, das versagt, nur das Zündkraut blitzt auf.

„Mein Herr, werden Andre nach tausend ohnmächtigen Anstrengungen sagen, ich selbst kann Ihnen das nicht so auseinandersetzen; aber warten Sie nur, das erste Mal, das wir mit dem und dem zusammenkommen, will ich ihn auf die Kapitel bringen. Sie sollen sehen, Sie sollen sehen!“

— „Mein Herr“, werden die Dritten sagen, „Ihre Meinung ist nicht ganz richtig, denn — Eh! Mein Gott, was wollt' ich doch sagen? Warten Sie — ich hab' es beinahe, doch nein — Zum Teufel, zum Teufel, zum Teufel! wie ist das unangenehm, und doch hatte es mir geschienen —“

Ganz gewiß! Das ist der Wille ohne die That.

„Mein Herr“, werden die Vierten mit abnehmender Emphasis sagen: „der Gang der Regierung hat das sehr Gute — (Pause.) daß in den gegenwärtigen Umständen — (Neue Pause.) man gekonnt hätte — (Piano.) ja ich sage — (Orgelzug.) Man hätte gekonnt — (Nichts.).“ Die Uhr ist stehen geblieben.

Aus Höflichkeit giebt man diesen Herren den schönen Namen Zerstreute; aber die Zerstreutheit im eigentlichen Sinne bietet einen ganz andern Charakter. Wie dem auch sei, sucht einmal diese Hand voll Worte zu drehen und damit Etwas auszudrücken! —

Nach den Denkern mit Ideenstückwerk kommen die Denker mit einer ganzen, aber alleinigen Idee.

Die Wiederherstellung der Nationalgarde hat die

Zahl der Letztern sehr vergrößert. Ich kenne einen Solchen, einen dicken Pausbackenhelden, dessen Fähigkeiten sämmtlich in seinem Berufe als Bürgersoldat untergegangen sind. Er denkt nur die Capote, spricht nur von der Patrontasche und träumt von Gewehrbeschlägen.

Und in seiner Dienstmütze schläft er.

Jedesmal, wenn er euch begegnet, heißt es: „Nun! welchen Tag kommen Sie auf Wache? Ich komme heut über vierzehn Tage auf Wache. Haben Sie schon unsere Offiziere ernannt? Wie viel kosten Ihre Epaulettes? Sind Sie von der Mobilen? Exerciren Sie schon im Feuer? Wir exerciren schon im Feuer!"

Und man muß hören, mit welchem cäsarischen Tone er das: im Feuer exerciren, ausspricht.

Selbst in bürgerlichen Kleidern zeigt er sich nur mit rothgestreiften Pantalons, wo die Streifen so breit sind, daß man fragen könnte, ob die Beinkleider roth oder blau sein sollen.

Und dann grüßt er nie anders, als indem er die verkehrte Hand an die Stirn legt.

Und dann hat er seinen Jungen von 2 Jahren als Artillerist behoset. Unter den Nasenlöchern aber kultivirt er mit kosmetischen Mitteln zwei Strähne rother Haare, die, parallel in die Höhe gezogen, ihm das Gesicht wie zwei Ausrufungszeichen interpunktiren!!

Diese Einseitigkeit des Verstandes hat auch der

Saint-Simonismus hervorgebracht und das System Jacotot und noch früher das System des Doctor Gall. Man erinnert sich, daß zur Zeit, wo der Vater der Schädellehre sich unter uns zeigte mit seinem Gefolge von Skeletten und Gypsschädeln, ein Volk von Cranomanie-Befallenen auftrat, das die Unterhaltung mit Organen, Höckern und Auftreibungen überschwemmte. Von der Theorie gingen sie bald zur Praxis über und man war nirgends mehr sicher. In dem Augenblick, wo ihr am wenigsten daran dachtet, fühltet ihr etwas über eure Haare gleiten; ihr wandtet euch um — es war eine Hand, die Hand eines Lehrlings, der an euch die Aussprüche des großen Meisters erprobte. Wenn ihr euch nun gutmüthigerweise diesen Untersuchungen hingabt, wenn ihr diesen Seelen-Geographen erlaubtet, die Höhen und Thäler eures Kopfes zu untersuchen, die Länge und Breite eurer Fehler und Vorzüge zu bestimmen und die Polhöhe eures Verstandes, so sagten sie euch manchmal mit akademischer Naivetät: „Mein Herr, Sie haben das Organ des Mords. Sie haben denselben Höcker, wie der Luchs, der Tiger, das Rhinoceros, mit einem Wort: wie alle reißende Thiere.“

Oder auch: — „Madame, Sie haben einen außerordentlich entwickelten Hinterkopf.“

— „Und was bedeutet diese Entwickelung meines Hinterkopfs?“

— „Madame, der Hinterkopf ist der Sitz der physischen Liebe bei allen Thieren.“

So war es der Fall mit dem Magnetismus, mit dem Galvanismus, mit dem Somnambulismus, so mit den Theorieen gewisser Oekonomisten, welche so viel improductive Productoren hervorbrachten, so mit den romanhaften Berechnungen eines berühmten Statistikers, so mit dem transcendentalen Spiritualismus eines namhaften Philosophen: alles Schulen, welche ihre Monomanen erzeugt haben; so war es selbst mit dem cistèm ortografiq de Mocieu Marle, qi n'a pa lécé qe de piqé viveman la curiozité, é a manqué aquaparé la vog: so war es endlich der Fall mit jedem System, gut oder schlecht, das bei seiner Entstehung verblendete und in Erstaunen setzte. Die geistigen Maulaffen erhaschen im Fluge ein Paar von den hervorstechendsten Ausdrücken und bilden sich aus diesen Brocken eine fixe Idee, eine grobe handgreifliche Idee, welche überschwenglich alle Kammern ihres Hirns ausfüllt.

Die Politik ist vorzüglich geeignet, den Verstand einzusaugen, wie der Schwamm das Wasser. Nichts Gewöhnlicheres giebt es jetzt, als diese lebendigen Möbel der Lesekabinette, diese Ogers für Stempelpapier, welche fähig sind, täglich dreißig Journale zu verschlucken, ohne eine Krankheit zu befahren! —

Dennoch findet man unter den Rentiers noch zahlreicher diese menschlichen Vegetabilien, welche nur eine

Idee zur Blüthe bringen. Das macht, weil eine Zeit kommt, wo man sich gemeinhin von den Gedanken zu gleicher Zeit, wie von den Geschäften zurückzieht: wenn man der einen so gut, wie der andern müde ist. Die Ruhe, seht ihr, das ist das Glück. Nach dem Leben im Schweiß und Arbeit, in Geistesanstrengung und Sinnetrunkenheit bedarf man des ruhigen, glücklichen Lebens, des Lebens an fester Stelle. Auf den Mißbrauch aller Dinge, körperlich nicht minder als geistig, folgt allgemeine Diät, vollständige Enthaltung von starken Getränken und raschen Ideen. Keine Indigestion mehr, weder des Magens, noch des Herzens, noch des Kopfs. Der Körper bekommt verdünnten Wein, Fleisch von Geflügel und Kräuter-Bouillons die Seele einen Gedanken, einen einzigen, der lau, aber feststehend und nüchtern sein muß; das Herz endlich einen brütenden Kanarienvogel und einen Rosenstock am Fenster.

Ach ja! Manche Rentiers gleichen Drehorgeln, welche nur eine Melodie spielen; ihr habt gut drehen am Griffe, es ist immer dieselbe, bis die Zeit sie mit einer neuen Walze versieht. Das macht sich in mehr oder minder entfernten Zeiträumen. Ihr Geist mausert sich, so zu sagen, und wirft seine alte Haut für eine neuere ab.

Da ist Einer, Herr Bargeot, der in den zwölf Jahren, daß er sich unnütz gemacht, schon funfzehn

Mal gemausert hat. Er ist jetzt bei seiner sechszehnten Haut, bei seiner sechszehnten Idee. Sechszehn in zwölf Jahren! das ist einer von den Hautverschwendern! So ist er geflattert, der Schmetterling, von Lelievre zu Castaings, von Castaings zur Tochter Cornier, und von Vidocq zu Papavoine. So hat er nach einander an Ouvrards Einkäufe Schaldloshaltung, Gas, Bolivar, Dampfboote, Omnibus, Silo's, seidne Hüte, Polignac, Kometen und Baumwolle gedacht. Warum Baumwolle? Er hörte neulich unter seinen Fenstern rufen: „Süperbe Schnupftücher von süperber Baumwolle! — Zu wie viel? Zu fünf und einen halben Sou!" Diese Ankündigung verwandelte ihn urplötzlich — seit dem Augenblick wurde Pflanzung, Kultur, Einlaufen, Weben, kurz die ganze Existenz der bescheidenen Wolle gleichsam seine eigne. Es war für ihn ein weiter Horizont nicht gekannter Wahrnehmungen, eine neue Welt, ein Ganzes, das Weltall der Baumwolle.

Sprecht ihm von der Wahrscheinlichkeit des Krieges: „Teufel!" wird er sagen, „wenn wir Krieg haben, wird die Baumwolle sehr bald theuer werden. Aber glauben Sie wohl, mein Herr, daß man jetzt ganz süperbe Schnupftücher für fünf und einen halben Sou bekommt?"

Sprecht ihm von Empörung: — Ach!" wird er entgegnen, „das wundert mich nicht. Der Arbeiter leidet,

leidet, er leidet, der Arbeiter. Glauben Sie wohl, mein Herr, daß man jetzt ganz superbe —"

Sprecht ihm von der Erblichkeit: „Haha!" wird er boshaft sagen, das beste Ding währt nur eine Zeit. Glauben Sie wohl, mein Herr —"

Wie gesagt, Herr Bargeot käut die Idee der Baumwolle wieder, wie die Ochsen das Heu. Bis wann wird sie seinem Bedarfe genügen? Ich weiß es nicht, aber er würde von seiner sterbenden Frau sagen: „Ach, mein Herr, als sie das Uebel ergriff, war sie noch mit mir beschäftigt, sie säumte mir Foulards. Glauben Sie wohl, mein Herr, daß man jetzt —"

Nun beurtheile man nach dieser hartnäckigen Beharrlichkeit, wie eine allgemeine Unterhaltung beschaffen sein muß, wo nur ein halbes Dutzend solcher Wiederkäuer figuriren!

Das Luxembourg, der Pflanzengarten, der Königsplatz, die Champs-Elysées, alle Oerter besonders, wo Luft, Windstille und Sonne ist, sind von eilf bis fünf Uhr, zwischen dem Milchkaffee des Morgens und dem Rindfleisch des Abends von diesem Denkerpöbel überschwemmt. Ihr findet sie hier und dort auf den Bänken zerstreut, zuweilen unbeweglich wie das Bildsäulenvolk, das sie umgiebt, zuweilen aber auch in kleinen Gruppen durch die unbelebtesten, schutzreichsten Alleen wandelnd, wenn man überhaupt eine Art einförmig langsamen Umherbewegens Wandeln nennen kann, da

es oft durch lange Stationen stehenden Fußes unterbrochen und so unmerklich ist, wie das Fortrücken eines Uhrzeigers. Sind es sechs? so könnt Ihr sagen: Da schleppen sechs Böotier ihre Kugel, da wärmen sich sechs Ideen in der Sonne." Wirklich, hört nur zu: inmitten kurzer Variationen über Hitze und Kälte, ihren Appetit und Schlaf, wird jeder sein Lieblings-Thema herbeiführen. Das bildet einen Mischmasch von Ideen, ein Charivari von Worten, daß man es sich gar nicht wunderlich genug vorstellen kann. Es ist Jean-Jacques berühmte Kakophonie. Nun! dies geistige Glockenspiel, das die Menschen dieser Art vereint, in Form einer gemeinschaftlichen Beisteuer, hervorbringen, wird in einer andern Klasse von Böotiern durch jedes einzelne Individuum ganz allein in Bewegung gesetzt. Das sind die Leute, welche zu viel denken, deren Geist so veränderlich ist, wie das Spiel eines Kaleidoskops.

Dies Laster ist, so zu sagen, endemisch in gewissen Klassen der Pariser Gesellschaft: an der Börse, im Theater, im Gerichtssaal; bei den Spekulanten vorzüglich, den Projektmachern, den großen Vervollkommnungssüchtigen, welche immer einen Kanal zu graben, einen Berg abzutragen, eine Stadt zu bauen haben und selbst eine Revolution einzuführen in der Art und Weise, wie man das Licht putzt oder den Topf an's Feuer schiebt.

Auch bei den Geschäftigen, den ewigen Juden un-

serer Zeit, welche gehen, kommen und vorüberschreiten, ohne sich je zu verweilen, deren Tageslauf nur ein ungeheurer Zickzack ist.

Und noch bei dem vertrauten Publikum der Männer von Talent, bei jenen Spürhunden des Rufs, die sich alle Morgen, nachdem sie rasirt sind, des Ruhms wegen an unsern Berühmtheiten reiben.

Und dann denken sie in kleinen Sprüngen, wie die Heuschrecken setzen, reden Alles durch einander und urtheilen ein Chaos zusammen. Es ist eine Scala auf einem verstimmten Klaviere.

Uebrigens findet man diese Schamlosigkeit bei Einigen nur momentan, während sie bei Andern fortwährend anzutreffen ist. Die Erstern hüllen sich oft in ein düsteres Schweigen. Ihr glaubt, sie spinnen Verrath? Keineswegs. Es sind dann Gewehre, die sich laden, Flinten à la Perkins, die sich mit Geschossen füllen. Laßt nur eine Gelegenheit kommen, welche den Abzug trifft — dann Vorgesehen! Sie sind im Stande, funfzehn hundert Ideen in der Minute loszufeuern.

Es war in der Oper. „Gott!" hieß es, „was ist die Taglioni für ein rasend schönes Weib! Welche Poesie, welches — wie soll ich sagen! — welches Drama in ihrer ganzen Gestalt! Ich habe das von Alexander Dumas gelesen. Wahrhaftig, schön! Das Manuscript ist zu einem tollen Preise verkauft worden. — Es scheint, der Buchhandel hebt sich wieder etwas —

Ach! und der Spekulant, der jetzt Brod aus Sägespänen macht! Es ist erstaunlich, diese Spekulanten! erstaunlich, erstaunlich! — Nun, wer weiß? Als, unter Bonaparte, die Rede von Runkelrübenzücker war, lachte man darüber, und gleichwohl — Aber, sagen Sie einmal, man spricht ja gar nicht mehr von seiner Asche — Sollte das berühmte Projekt, sie unter die Säule —? Uebrigens ist es klar, daß sie mit ihrem System des Friedens um jeden Preis — doch sagt man, daß das Ministerium — Kennen Sie Sebastiani? — Seinen Bruder kenne ich. Ach! sehen Sie, da ist er in der Loge — Doch nein, es ist der General Lamarque — Lamarque, Lamarque, Lamarque! — Ich möchte ihn lieber in der Vendée wissen! — Steht immer noch in Flammen! Man ermordet sich dort am hellen lichten Tage! — Apropos, die Gazette des Tribunaux berichtete diesen Morgen einen sehr spaßhaften Mord — Ja! Parbleu! absolut wie mit dem armen Capo d'Istrias — Wissen Sie, man spricht von einem baierischen Prinzen für den Thron von Griechenland — Wahrlich, die Welt geht recht drunter und drüber! Ich war gestern in der Kammer. Da habe ich so viel gelacht — Auch in den Variétés — Das neue Stück müssen Sie sehen — Man sprach viel von dem Keßnerschen Deficit — Er soll in Belgien sein — Auch ein närrisches Ding damit —"

— „Womit?" unterbrach ich ihn ungeduldig. „Mit dem Wechsler?"

— „J, nein“, erklärte er, „ich rede vom belgischen Staate.“ —

Es giebt Einige, deren nicht minder übereilte, zerstückelte und verstreute Gedanken unter andern die Annehmlichkeit der Form haben, daß sie als Fragezeichen gestaltet sind. Ihr schickt euch an, ihnen zu genügen: unnöthige Artigkeit! Eins von beiden: entweder hören sie euch gar nicht an, oder während ihr Athem schöpft, richten sie zwanzig andre Fragen an euch. Dazu kommt, daß sie in den meisten Fällen Frage und Antwort selbst machen: „Ei, guten Tag!“ rufen sie, „wie befinden Sie sich? Ich sehe etwas schlimm aus, nicht wahr? Aber was treiben Sie denn? Haben Sie Balzac lange nicht gesehen? Was macht er? Arbeitet er? Und wie steht's mit den Vergnügungen? Ach, beim Teufel! Das hätt' ich fast vergessen — Ich sagte doch immer bei mir selbst: Mein Gott, habe ich ihm denn gar nichts zu sagen? Wahrhaftig, die originellste Geschichte von der Welt! — Vor Allem, Sie werden sie doch nicht weiter erzählen! Hören Sie: Kennen Sie Madame —? Entschuldigen Sie, wer ist der Herr, der dort geht? Der und der, nicht wahr? Adieu, ich habe Ihm ein paar Worte zu sagen — (Und im Abgehen.) Apropos, die Fonds? Wie stehen sie? Sie wissen's nicht? Nein? Guten Abend! Wann sieht man Sie? Werden Sie mich besuchen?“ —

Wenden wir uns zu Andern.

Hier denkt man zu tief, dort nicht genug. Die Ersteren dringen so weit, so gründlich in alle Fragen ein, daß sie sich und euch darin ersäufen. Die Letzteren dagegen schwimmen auf der Oberfläche, wie ein Kork auf dem Wasser.

Die Einen werden zu euch sagen: „Napoleon, mein Herr (und wenn ich sage, Napoleon, sollt' ich Bonaparte sagen, denn für mich ist Bonaparte der Mann), Bonaparte konnte sich nicht von dem spanischen Kriege lossprechen, denn es war Schicksal, und ich sehe es für ausgemacht an, daß, wenn er es gethan hätte, Bonaparte nicht mehr Er selbst geblieben wäre.“ Verstehe es, wer kann! —

Wir begegnen hierauf den ungeschickten Denkern, welche ihre Ideen, Einige diesseit der Wahrheit, Andere jenseit, Diese daneben, Jene selbst drüben schöpfen, doch so, daß sie fast immer das Ziel umstoßen. Fragt sie: „Was denken Sie von Delavigne?“ so werden die Ersten antworten: „Es ist nur ein Versemacher“; die Zweiten: „Es ist unser erster Dichter“, und die Dritten: „Ich ziehe Lamartine vor.“ Sagt zu den Vierten: Jene Frau mag wohl ihre fünf und dreißig Jahre haben!“ so werden sie mit Kopfschütteln und nachdenklicher Miene antworten: „Oho! Fünf und dreißig Jahr! Sie hat ganz gewiß sechs und dreißig!“ Oder: „Es ist halb neun Uhr!“ „Hehe!“ werden sie sagen,

ich glaube, Sie irren sich, es fehlen noch fünf Minuten!" —

Es ist auch eine Ungeschicklichkeit, zur Unzeit zu denken. Es giebt solche Staarmätze, die von ehelichem Mißgeschick vor einem unglücklichen Ehemanne reden, von Häßlichkeit vor einem Unhold, von Höckern vor Buckligen, die gegen euch über euern Stand herziehen, die in eurer Gegenwart von euren Freunden und Verwandten, von euch selbst vielleicht, lieblos reden, welche endlich, nicht minder kindisch an Manieren, stets auf euren Füßen herumtreten, euch stoßen und anrennen, und selten einen Gegenstand von Werth berühren, ohne ihm einigen Schaden zuzufügen. Gott bewahre euch vor solchen Leuten, wie vor halbblinden Kegelschiebern! —

Außerordentliches Gedächtniß ist ein Seelen-Gebrechen, das zuweilen recht lästig werden kann. Man trifft wirklich solche geistige Registraturen, wo Alles hinein-, aber Nichts herausgeht, wo Alles, was man dort niederlegt, auf immerdar versiegelt wird. Hier Jahreszahlen und Localitäten, dort Begebenheiten, Worte und Eigennamen. Aber gewöhnlich findet man auch weiter Nichts darin. Die Phantasie erstickt unter dieser ungeheuern Last von Wichtigkeiten.

Ich hatte zum Mitschüler einen vollkommenen Böotier mit niedriger Stirn und großen Augen, der seinen ganzen gradus ad Parnassum auswendig wußte, und

den der Tod beim Buchstaben Th seines französisch-lateinischen Noel überfiel. Der Arzt behauptete, er sei an Unverdaulichkeit gestorben. Das ist möglich, aber an einer Wörterbuchs-Unverdaulichkeit. Man stirbt von weniger! —

Biographieen, wie die folgende, habt ihr gewiß schon hören müssen. — „Was? Ich? Ob ich Herrn Pitrat kenne? Ach, das will ich meinen! — Das heißt, nicht gerade ihn, aber seine Familie, vorzüglich seine Frau Mutter — das war eine Demoisell Labal, die als Wäscherin in erster Ehe eine Person von Wichtigkeit heirathete, einen gewissen Staatsrath Dublouzet, einen sehr schönen Mann, dessen einäugiger Bruder, beiläufig gesagt, ein wahres durchlöchertes Sieb war, ein herzloser Vielfraß, der sein ganzes Vermögen in Pferden durchbrachte und das seiner Frau mit, das er sich hatte verschreiben lassen. Ach! das war das interessanteste, engelhafteste Geschöpf! — Nicht wie ihre Schwester Madeleine, die Lange, Trockene, Magere mit den hochblonden Haaren, die sich bei ihren Lebzeiten nicht eben zu gut aufgeführt hat. Sie konnte sich rühmen — aber was geschehen ist, das ist geschehen und geht uns weiter nichts an. Sie hatte mehrere Kinder, man wußte nicht recht woher; der Aelteste, ein sehr angenehmer Mensch, hatte das Glück, in eine der ersten Familien der Normandie zu kommen. Es war viel zu erschnappen in diesem Hause, wegen

der Erbschaft des Großvaters, der in Amerika eine sehr vortheilhafte Heirath mit der Tochter des reichsten Pflanzers seiner Gegend geschlossen hatte — einer Demoiselle Pernotte, Pernitte, Pernette, ich weiß nicht einmal. Doch, doch! Pernotte hieß sie; ihr Onkel von Mutterseite, Herr Papelard, war ja Schöppe in der Stadt Rouen. Ich habe des braven Mannes Bild gesehen, das mir einen Eindruck wie ein wahrer Patriarch gemacht hat. Er pflegte immer lachend zu seinen Kindern, Enkeln und Urenkeln zu sagen: „Meine Kinder, hehe! Ihr werdet nicht immer jung sein! Hehe! Ihr werdet auch einmal alt werden, hehe!“ Es war ein Mann von so viel Gaben! Und auch sein Vetter, der Capitain von den Chevauxlegers, freilich etwas lüderlich; aber Ludwig XV. machte sein Glück, indem er ihn mit einer seiner Concubinen verheirathete, einer jungen, sehr wohlerzogenen Person, deren Familie durch die Aubersons mit den Durochers verwandt war, welche Letztere, sagt man, durch die Frauen von den Grafen von Corcelles abstammen, den nächsten Verwandten des berühmten Freiherrn von Traquenade, deren Erster am zweiten Kreuzzuge Theil nahm und bei der Rückkehr aus Palästina eine Heirath mit — Kurz, ich kenne die Familie Pitrat, als ob ich sie gemacht hätte.“

Man muß gestehen, daß Gedächtnisse von solcher Tüchtigkeit die stärksten Beweisgründe sind, welche man

der Seelenwanderung entgegenstellen kann. Denn fände eine solche wirklich Statt, so würden sich diese Leute ganz gewiß erinnern, ob sie Mohrrübe, Groszlama, Krokodill oder Gurke gewesen. —

Von diesen lebendigen Repertorien ist es sehr weit zu den undurchdringlichen Geistern, an denen Alles abgleitet, Unterhaltung, Lectüre, Bemerkungen — wie Wasser an der Wachsleinwand. Tragt ihnen etwas Wichtiges auf: es sind eitle Worte, auf Wellen geschrieben, sofort verwischt, gleich hinter dem Griffel. Hört ihre Gespräche mit an: sie sind in allen Richtungen mit den Worten Dings und Geschichte durchschossen. — „Ich war in der ersten Vorstellung von Ludwig XI. von Dings! — Was sagen Sie zu dem Ministerium — Dings? — Haben Sie, Demoisell — Dings tanzen gesehen? — Wann bekomm' ich von Ihnen die neue — Geschichte? Kann ich Ihnen aufwarten mit dieser — Geschichte? Wahrhaftig, wer hätte geglaubt, daß wir 1830 eine solche — Geschichte haben würden?"

Ich kann Herrn Bertrand anführen, der alle seine großen Taschen mit Gedanken vollstopft. Röcke, Westen, Beinkleider, Alles strotzt davon, sowohl die er auszieht und an den Nagel hängt, als die er anlegt. Ihr begegnet ihm. „Ha! daß ich daran denke — Was Teufel hatte ich Ihnen doch zu sagen? Wissen Sie es nicht? Wahrhaftig, ich hatte Ihnen Etwas zu sagen —

Es ist schon länger als acht Tage her — Lassen Sie sehen, ich werde einmal in dieser Tasche nachsuchen — Nichts für Sie — In der andern — Auch nichts — Einmal in der hier — Aha! hier ist 'was! — Das heißt, nein — das betrifft Herrn — Herrn Dings, Sie wissen ja! — Lassen Sie uns in diese schauen — Vielleicht doch am Ende — O diesmal, glaube ich, haben wir's — Nein, noch nicht — das ist zum Ankauf einer Geschichte — Sie wissen ja! Sehen wir wo anders nach — Nirgend etwas — nicht hier — nicht dort, weder auf dieser, noch auf jener Seite — Na, wir wollen es vor der Hand aufgeben, ich habe Ihre Geschichte gewiß in der Hintertasche meines blauen Ueberrocks gelassen oder vielleicht in meinen grauen Hosen — wenigstens auf jeden Fall — Aber sein Sie nur ruhig, ich verspreche Ihnen, nachzusehen, denn es ist sehr interessant für Sie — Halten Sie — haben Sie Papier? — Mein Gott, fast gar keins — Sie haben keins? Teufel, Teufel, was machen? — Ich hab's, — das kleine Stückchen Holz ist genug — ich lege es in meine Uhr — das wird mich heut' Abend erinnern, daß ich an Etwas denken wollte."

Derselbe Herr Bertrand sagt euch jede Minute: — „Apropos, erinnern Sie mich doch daran, ja?" Und er trägt seinen Namen, Vornamen, sein Alter, seine Eigenschaften und Wohnung im Hutdeckel. Ob er

wegen seiner Vergeßlichkeit oder blos als Eigenthümer diese Vorsicht gebraucht? Ich weiß es nicht. —

Und dann, der Mann von Wachs, der so weiche Denker, daß seine Gedanken oval, viereckig, dreieckig — was weiß ich Alles? — werden, nach der Hand, die eben Eindruck darauf gemacht. — „Es ist eine schöne Sache," ruft er aus, „den Manen großer Männer einen Tempel zu weihen!" Er hat den Courrier français gelesen. Einen Augenblick nachher: „Meiner Treu! es ist sehr lächerlich, große Männer durch Sitzen und Stehen zu machen!" Er hat seitdem die Debatten gelesen. — Aber ich habe neulich noch etwas Besseres gesehen. Zwei Schwätzer bekehrten sich gegenseitig durch ihre Beredsamkeit. Es war ein gelehrtes Lanzenbrechen, wo die beiden Kämpfer, von den entgegengesetzten Enden im gleichen Schritt ausgehend, mit dem Beweis in der Hand, sich trafen, umherstritten und kreuzten, so daß sie am Ende völlig die Plätze gewechselt hatten. Nur eine Sekunde waren sie einerlei Meinung gewesen, in dem Augenblicke, als sich ihre Wege kreuzten. —

Wir kommen jetzt zu der großen Familie der Zornigen. Ich möchte lieber eine Stunde in der Hölle zubringen, als mit einem zornigen Menschen von Geburt. Und das wegen des dummen Vorurtheils, das den Zornigen überredet, euer Puls, die ihr ruhig seid, ginge denselben Schlag wie der seinige.

Besonders an öffentlichen Orten ist diese Qual ganz

entsetzlich. Begegnet ihr auf der Straße einem Menschen in großem Zorne, sei er auch sonst von der mildesten Laune, und ihr fragt ihn: Was haben Sie? — „Was ich habe?" wird es heißen; „ach! sprechen Sie mir nicht davon! Ich bin wüthend! Eine furchtbare Scene habe ich eben gehabt, mit dem Schlingel von Michel. Ja, es ist ein Schlingel, ich sag' es unverhohlen! Stellen Sie sich vor, daß ich ihm hundert Thaler leihe — es ist schon länger als ein Jahr her — gestern sollte er bezahlen; er hatte sein Ehrenwort darauf gegeben. O ja! Trauen Sie nur der Ehre eines solchen Schlingels! Ich warte und warte, Ihr Diener! So wenig ein Michel, als der Großtürk!"

Und, dies sagend, erhitzt sich euer liebenswürdiger Sprecher immer mehr und mehr, wie ein Schauspieler auf der Bühne; er erhebt die Stimme, er schreiet, er brüllt, er zerdrückt euch den Arm, er faßt euch beim Kragen, er schüttelt euch, zerrt euch, ihr mögt wollen oder nicht, rechts und links, vor und zurück. Dann seht ihr die Vorübergehenden still stehen und euern Schritten hohnlächelnd folgen.

Will man, um einen solchen Menschen zu beruhigen, ihm bemerklich machen, daß er ein Schauspiel giebt: „Ach was!" wird er antworten, „ich lache die ganze Welt aus. Ja, Herr, Sie haben sich wie ein Straßenjunge betragen; ich weiß, was ich rede! Es ist nicht um die hundert Thaler; nein, Herr, die kön=

nen Sie behalten, ich mag sie gar nicht haben; aber die Art und Weise, zum Donnerwetter! so kann sich nur ein Straßenjunge betragen; ja Herr, ein Straßenjunge; erlauben Sie mir, Ihnen das zu sagen, zum Donnerwetter!"

Und was entsteht daraus? Das Publikum, wenn es so Etwas hört, nimmt ihn für den Gläubiger und euch für den Schuldner! Das ist sehr angenehm! —

Zu den geräuschvoll lebhaften Organisationen rechnen wir ferner die weitschweifigen Menschen, wahre Krückenschleicher, die sich nur mit zwei Synonymen forthelfen können. — „Es ist nicht warm, es ist kühl — die Nacht ist dunkel und finster — der Himmel ist hell und rein — ich liebe das Theater, das Schauspiel — diese Tänzerin ist munter und lebhaft — der Mann ist traurig und melancholisch." — Aber noch besser kann man ihre Liebe zum Ueberladen an dem Schlusse ihrer Reden beobachten. Das Endwort schlägt noch mehrmals auf, wie eine Kugel von der Erde. — „Ich befinde mich wohl, recht wohl, wohl, wohl! Wenn ich auf die Jagd gehe, schieße ich oft einen Hasen, o ja, recht oft, oft, oft! Madame Dorval ist sehr schön in dieser Rolle, wahrhaftig, sehr schön, schön, schön!"

Dahin rechnen wir endlich die Telegraphen-Menschen mit langen, breiten, langsamen, unvermeidlichen Geberden, welche Alles materiell darstellen, den Fuß aufheben, wenn davon die Rede ist, Miene zum Trinken

machen, wenn von einem Toast gesprochen wird, und selbst den mimischen Ausdruck so weit treiben, euch einen Faustschlag zu geben, wenn sie von irgend einer Balgerei sprechen. —

Es giebt drei Quellen der verschiedenen geistigen Naturen; die erste sprudelt lebendig und heiß, die andere fließt schaal und lau, die dritte langsam und kalt.

Die Denker des ersten Grades kommen mir immer vor wie galvanische Frösche. Ihre Abneigung, wie ihr Enthusiasmus, hat etwas Heftiges, Zuckendes, Künstliches. Ihnen gilt Nichts eben für gut, sondern Alles ist vortrefflich — Nichts für schlecht, sondern Alles für das Schlimmste; es ist nicht einmal mehr ein Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen. „Göttlich! Abscheulich! Wundervoll! Stockgemein! Herrlich! Schrecklich! Entzückend! Scheußlich! Zum Rasendwerden! Um in Ohnmacht zu fallen!" Das ist der Haupt-Inhalt ihres Wörterbuchs. Sie dutzen euch oft, nach einer Unterhaltung von einer Stunde, was die peinlichste Verlegenheit erzeugt. Ihr Feuer ist übrigens ein Schwefelholz-Flämmchen, es flackert, aber erlischt bald. O mein theurer Freund! und in fünf Minuten vergessen sie, euch zu grüßen. Das Buch, das sie gestern berauschend gefunden, erscheint ihnen heut in der empörendsten Nichtigkeit, und kann, dem unbeschadet, morgen wieder bezaubernd werden. Es ist nicht selten, daß sie zwanzigmal ihre Gefühle täg-

lich, stündlich mit der Conversation wechseln — wie die Hörner mit Einsetzstücken, welche im Laufe einer Symphonie nach und nach in die verschiedensten Tonarten übergehen.

Die Lauen dagegen gefallen sich in einer richtigen Mitte, unbeweglich wie stehendes Wasser. Ohne Enthusiasmus für das Gute ermangeln sie auch des heiligen Zorns, den man gegen das Böse haben soll: — „Nun, es ist nicht so übel — ei, das ist recht merkwürdig — die Frau ist ziemlich nach meinem Geschmack — er hat sie an der Börse ruinirt, aber was wollen Sie? er hat es recht wohl zu machen geglaubt.“

Die gefrorenen Denker gleichen geschlagenem Champagner: erhitzt sie, rüttelt sie, wenn Ihr wollt, daß sie schäumen sollen, und sie werden schäumen. Denker dieser Art ermangeln nicht des Feuerstoffs, aber man muß ihn entwickeln. Sie können sich selbst mit Reden und Erörterungen erwärmen, wie fichtne Bretter durch langes Reiben in Brand gesetzt werden können.

Zwei Menschen lustwandeln zusammen: „Apropos, haben Sie dies Buch gelesen? — Hm! Ich glaube, ja. — Was halten Sie davon? — Nun ich — Was? Sie? — Ich — Herr, hm! — Putt, putt! — Es ist nicht so übel, als ich geglaubt habe. — In der That, man findet hier und da Sachen, die gar nicht schlecht sind. — Das gebe ich zu. Manches ist sogar recht hübsch. — Entsinnen Sie sich der Stelle —? — Und

Sie jener? — Wissen Sie wohl, daß im Allgemeinen —? — Ja, ja! Von Anfang bis zu Ende — Ein recht merkwürdiges Buch — Sehr merkwürdig — Aeußerst merkwürdig. — Und dann, der Stil! — Gott! welcher Stil! — Und die Beobachtung! — O welche Beobachtung! — Und am Ende, welche Kenntniß des menschlichen Herzens! — Welche Höhe der Ansichten! — Welche Erudition! — Welche Gedankenfrische! — Es ist sehr gut! — Es ist schön! — Bewundernswerth! — Entzückend! — Erstaunlich! — Ein Meisterstück! — Ach, mein Freund! wie freue ich mich, Sie dieser Meinung zu finden! — Gleichfalls, gleichfalls! — Ach! — O! — Ach! — Haben Sie schon dinirt? — Noch nicht. — Diniren wir zusammen? — Getroffen! Wir besprechen es über Tisch weiter. — Gewiß! — Welche Lust, mit Leuten von Geschmack zu verkehren! — Und die lebhaft fühlen!“

Wie ihr seht, haben die beiden Bretter Feuer gefangen, und wenig fehlt, so hätten sie in der Hitze geweint, wie das grüne Holz zu schwitzen anfängt, wenn es in Brand geräth. Das große Publikum aber hat etwas vom grünen Holze. Um es also bis zu dem gehörigen Grade zu erhitzen, setzt man mitten in die Parterres jene Feuerstätten der Bewunderung, jene lebendigen Kohlenbecken — im gewöhnlichen Leben bekannter unter dem Namen Claqueurs! —

In die große Familie des lebhaften Verstandes setzen wir noch die folgenden Böotier.

Der Widersprechende, ein wahrhafter Raufbold, der keine andere Sorge hat, als seine Meinung mit der eurigen zu kreuzen. Denkt: weiß, so wird er schwarz denken; sagt: schwarz! so spricht er: weiß! Setzt euch hin, wo ihr wollt, so könnt ihr im Voraus gewiß sein, daß er sich zu eurem Antipoden machen wird.

Der zweiköpfige Denker, im Gerichtssaal so häufig, der zugleich für und gegen denkt. Er spricht: „Ich habe seit gestern das Fieber und große Kopfschmerzen. Uebrigens dank' ich sehr, und befinde mich ganz wohl.“ Er wird auch sagen: „Sprechen Sie mir nicht von dem! das ist ein unzuverlässiger Mensch, ein Geizhals, ein Schuft; übrigens ein trefflicher Mensch, der unfähig ist, ein Kind zu kränken, ein außerordentliches Haus macht und den ich unendlich achte!“ —

Der Guitarren-Mensch ist ein Superlativ, dessen Seele von falschen Ideen — Accorden wiederhallt. Seine Ideen vereinigen sich, verschlingen und verwirren sich in der That und bilden in seinem Kopfe etwas Unauflösliches, wie ein verwickeltes Knäuel. Daher kommt es, daß er oft hier spricht und anderswo denkt, daß er ein Wort für das andere setzt, daß er ganz das Gegentheil sagt von dem, was er sagen wollte, daß er einen Seufzer mit spöttischem Lächeln endigt und einen Freuden-Ausbruch mit tiefem Stöhnen. Seine

Figur ist ein wahres Theater, wo die Dekorationen sichtlich wechseln. Aber seine Lieblingstrope ist die Parenthese, und das macht langsam, schleppend und erregt Ungeduld, wie ein vorbrennendes Gewehr. — „Ich muß Ihnen doch erzählen, was ich im heutigen Journal gelesen habe. Es ist eine Geschichte von einem National-Gardisten, der nach Hause kommt. Sehr interessant! Stellen Sie sich vor — (Aber vor allen Dingen, Marie, mach' die Thür zu! es kommt ein fürchterlicher Wind herein!) Stellen Sie sich vor, daß ein National-Gardist — (Aber um Gotteswillen, Marie, tritt doch leiser auf! Wer wird denn so stampfen!), der sich unwohl fühlt, von seinem Chef — (Still! Ich kann das Raisonniren nicht leiden!) von dem Chef des Postens verlangt — (Gieb uns ein Scheit Holz, und mach' ein Ende; das Feuer geht aus!) von dem Chef des Postens — (den Blasebalg auch!) von seinem Chef die Erlaubniß verlangt — (Danke!) die Erlaubniß, nach Hause zu gehen und sich schlafen zu legen. Er kommt also an, zieht sich aus — (Kann ich Ihnen eine Prise anbieten?) — zieht sich im Dunkeln aus — (Ist nicht schlecht, mein Tabak, nicht wahr?) und legt sich nieder. (Es ist Contrebande. Ich kann Ihnen auch welchen verschaffen. Er kostet mir nur — Was beliebt? Die Fortsetzung meiner Geschichte? welcher Geschichte? Ach ja, ja! Wo war ich doch? Aha!) Ich sagte also, daß ein National-

Gardist, der sich unwohl fühlte — (O ich war ja schon weiter. Ich war beim Niederlegen.) Mein Gardist legt sich nieder. Es war, glaub' ich, ein Sergeant-Major. (Bei dem Sergeanten — wissen Sie, ob Bolene wieder ernannt werden wird? Ich für mein Theil glaube es nicht, weil —) Nun, wie mein Kerl ernannt ist, ausgestreckt, wollte ich sagen, fühlt er neben sich — (Warten Sie, ich muß erst das Licht putzen, daß wir dabei sehen können) fühlt er einen Körper neben sich — (Da! Ich Ungeschickter! Da hab' ich's ausgeputzt! Ich mache es allemal so!) Fühlt er einen eisigen Körper — (Marie, gieb uns die Lichtscheere — Nein, nein, was Teufel sag' ich! Nicht die Lichtscheere — Du weißt schon, was ich will — Gieb nur her — die Schwefelhölzer, wollt' ich sagen — wir können doch nicht im Finstern sitzen!) Nun endlich, nun wieder auf besagten Hammel zu kommen, der eiskalte Körper war — (Mein Gott! was riecht denn so branstig! Riechen Sie den Brand-Geruch? — Sieh' doch unter Deine Röcke, liebes Kind! Vielleicht bist Du's! Nicht? Nun, ich kann mich getäuscht haben!) Es war der Liebhaber seiner Frau — (Ach, das ist der Schwefel gewesen, jetzt rieche ich's ganz deutlich.) Sie aber — (Ruhig, Medor!) die Unglückliche — (Verfluchter Kläffer!) wurde andern Tages in der Morgue gefunden — Das ist nun sehr kläfferig, traurig wollt' ich sagen) und doch — wenn man sich die Verlegenheit

des Ehemannes denkt, welche Figur er gespielt haben mag, als er sah — Hahahà! das ist ganz erstaunlich lächerlich!"

Wenn man eine solche Erzählung hört, so glaubt man einen Friseur vor sich zu sehen, der mehrere Zöpfe durch einander schlingt und zu einer großen Flechte vereinigt. —

Hier aber, ihr, die ihr so viel Geduld gehabt, mir zu folgen, gestattet mir einen zweiten Ruhepunkt. Wir sind wieder an die Grenzen von Attika gekommen; laßt uns etwas rasten, um sie bald zu überschreiten. Fürchtet übrigens nicht, sodann von ausschließlicher Bewunderung ergriffen zu werden, wenn wir die Denker besuchen. Die Race der Böotier ist wie die Race der Juden, die ganze Erde ist damit überschwemmt. Es ist eine Schmarotzerpflanze, welche selbst auf dem schönen Boden, wo der Gedanke blüht, in dicken frischen Trieben aufschießt, Feldmohn bei Korn-Aehren.

Ludwig Desnoyers.

Die Catacomben von Paris.

Historische Einleitung.

Man glaubt im Allgemeinen, daß die Mehrzahl der Catacomben in Italien und Sicilien, wie die zu Rom, Neapel, Syrakus und andern großen Städten, ihren Ursprung nur den Steinbrüchen, den Aushöhlungen in Tuffstein und Puzzolan, dem Graben nach Erde und Sand verdankt. Diese unterirdischen Gewölbe dienten später zu verschiedenen Zwecken. Man machte Gefängnisse und Grüfte daraus. In der Unverletzlichkeit dieser Gräber suchten die verfolgten Christen eine Zuflucht. Aber man findet dort undeutliche Spuren von allen Arten der Gottesverehrung.

Die Catacomben von Paris, welche auch nichts waren als Steinbrüche, unter den Vorstädten Saint-Germain und Saint-Jacques gelegen, haben in unsern Tagen eine religiöse Bestimmung erhalten. Man hat

daselbst unzählige Haufen von Knochen aus allen innern Kirchhöfen der ungeheuern Hauptstadt zusammen gebracht und diese von der Zeit gebleichten Mauern bilden eine unterirdische Stadt, deren Symmetrie das blinde Wüthen des Todes regeln zu wollen scheint. Ein schwarzer Strich, in der Mitte des Gewölbes gezogen, dient zum Führer in den geheimnißvollen Gängen. Wolltet ihr ihn nicht befragen, so würdet ihr euch bald in den verschiedenen Höhlen verirrt haben, welche sich weit über die lebendige Stadt hinaus erstrecken, unter der ihr geht, deren eitles Treiben über eurem Haupte verhallt; ihr würdet mit Entsetzen in der dunkeln Erde umherspähen, deren durch des Menschen Fleiß zerrissener Schooß ihn mit all' seinen Werken zu verschlingen droht.

Drei Treppen führen zu den Catacomben. Die an der Höllen-Barriere bietet eine merkwürdige Analogie des Namens. Einige Etymologisten, sagt Saint-Foix, behaupten, daß die Straße Saint-Jacques vor Alters via superior geheißen, und die Höllenstraße via inferior oder infera. Rechts und links von der ersten Galerie der Catacomben trifft man einige andre, die sich unter der Ebene des Montrouge hinstrecken. Von Zeit zu Zeit stößt man auf Felsen. Man verweilt beim Anblick einer furchtbar pittoresken Ruine. Auch Stalactiten bemerkt man, Alabasterkrusten, vom tropfenden Wasser erzeugt. Wenn man die Galerie des Boulevard Saint-

Jacques verfolgt, so sieht man die großen Arbeiten des Aquaducts Arcueil, aus Ludwigs XIII. Regierung, und die Vorkehrungen, bestimmt, den unterirdischen Schleichhandel zu verhindern. Im Südwesten korrespondirt der Weg des Doppelsteinbruchs mit der alten Straße von Orleans, genannt der Hohlweg, wenn man unter dem Aquaduct des Kaisers Julian durchgeht. Fast überall finden sich die Spuren des großen Volks wieder — in alle Ideen von Glanz und Vergänglichkeit mischen sich einige Erinnerungen an Rom.

In derselben Richtung, durch mehrere Krümmungen, steigt man in die Galerie Port-Mahon nieder, nach dem Reliefplane des Forts dieser Stadt benannt, welchen ein invalider Krieger, Decure, in den Stein gehauen; er hatte unter dem Marschall Richelieu gedient, und wurde hier bei den Arbeiten gebraucht; ein Steinsturz raubte ihm das Leben, als er noch den Meißel in der Hand hielt, der ihm seine alten Feldzüge zurückrief.

Ein Brunnen, für die Arbeiter, ist in diesen Souterrains gegraben worden. Das Wasser, das aus der dunkeln Umfassung übersickert, verliert sich mit leisem Geräusch, Tropfen auf Tropfen, wie eine Generation nach der andern.

Zuerst nannte man den Brunnen die Lethequelle und dann: die Samariterin, nach einer Stelle des Evangeliums, die ihm passender, als eine mythologische Anspielung, zur Inschrift dient.

Fische,

Fische, die man in das Becken geworfen, konnten sich nicht fortpflanzen — es fehlt die Sonne, das Leben zu befruchten.

Auf einem Piedestal, in antik geformter Vase, wird Feuer unterhalten, um die Luft zu reinigen; es ist die Lampe, welche bei den Todten wacht, ohne ihre Asche zu erwärmen.

Eine Mineralien=Sammlung bietet der Neugier alle Proben der Erd= und Steinlagen, aus denen der Boden dieser Gewölbe besteht.

Eh' man bis zu dem Beinhause vordringt, kann man auch ein pathologisches Museum besuchen — traurige Mühe, wo das menschliche Wissen nichts lernt, als daß es eitel ist!

Die Vorhalle der Catacomben ist achtwinklig. Zwei Pfeiler mit einer dichterischen Inschrift bilden die Pforte. Es zeigen sich noch eine Menge anderer in allen Sprachen, nach Maßgabe, wie ihr durch die schweigende Stadt schreitet, deren Straßen und Plätze durch dicke Mauern von Knochen gebildet werden, wo nur Altäre und Obelisken von menschlicher Sprache Zeugniß geben.

Leset die so rührenden, salbungsreichen Verse eines berühmten Satirikers, von dem jener Sarkophag den Namen Gilberts Grab entlehnte. Das Hospital vernahm mehr als einmal den Gesang des Schwans:

Am Gastmahl des Lebens, des Unglücks Gast,
Erschien ich. — Ein Tag! und ich sterbe!

Hier ist der Pfeiler des Memento, der in zwei Worten das ganze Schicksal des Menschen darstellt:

Pulvis est!

Weiterhin der, welcher den Namen der Clementinischen Nächte trägt, wegen der Inschriften aus diesem Gedichte auf den Tod des Papstes Clemens XIV., dem Voltaire seinen Mahomed gewidmet:

Sprecht, grause Reste! was ist nun geblieben
Von den gerühmten Ehren eures Standes?
Der Menschen Ungleichheit, ist sie nicht Wahnsinn?

Dort auch Sühndenkmäler:

Hos, dum crudelis Discordia sceptra tenebat,
Hortatrix scelerum, contemptaque jura jacebant,
Saeva caede cohors furiis incensa peremit.

Möge die Erde unsern Augen allen Sauerteig der Zwietracht verbergen! Die Geschichte reicht hin, wenn man sie zu benutzen weiß. Friede sei mit den Todten! Eintracht und Vergessen mit den Lebenden!

An dieser Stätte schweben mindestens nicht die Erinnerungen des Stolzes über dem Staube, wie auf dem ungleichen Kirchhofe des Pater Lachaise, wo die Aristokratie der Gräber herrscht. Das gänzliche Verschwinden aller Namen zeichnet die Catacomben von allen andern Räumen des Todes aus. Völlige Gleichheit!

Man unternahm 1777 die Gewölbe der Steinbrüche zu unterstützen, deren Aufsicht viel zu lange vernachlässigt worden war. Mehrere Häuser waren in ver-

schiedenen Erdstürzen verschlungen worden. Jetzt correspondirt jede Straße unten mit einer andern Straße oben, in derselben Anzahl von Nummern, um sogleich jeder bedrohten Stelle schleunige Hülfe zu leisten.

Man schuf eine allgemeine Verwaltung, eine Compagnie Ingenieure wurde besonders mit dem Bau der Höhlen beauftragt. Mauern und Gegenmauern sicherten die Dauerhaftigkeit derselben, welche durch die Vergrößerung unsrer Hauptstadt nach und nach gefährdet worden war — das Bild aller Menschengröße, die sich auf wandelbarem Grunde aufbaut.

Andrerseits hatten die ungeheuern Niederlagen des Todes, welche im Schooße der Stadt nur Hauptherde der Fäulniß waren, die Einwohner beunruhigt und häufige Beschwerden verursacht. Der Kirchhof der Unschuldigen, der Jahrhunderte lang der einzige gewesen, und schon 1554 Besorgnisse erregte, hatte seinen Boden schon um acht Fuß gegen den der anliegenden Straßen und Wohnungen erhöht. Endlich verordnete 1785 ein Befehl des Staatsraths die Aufhebung dieses Kirchhofs und seine Verwandlung in einen öffentlichen Platz. Den 7. April 1786 wurde der Raum der Catacomben mit allem Pomp kirchlicher Feierlichkeiten eingeweiht. So boten dieselben Steinbrüche, aus denen Paris seine Grundmauern gezogen, der Bevölkerung von mehreren Jahrhunderten eine letzte Wohnung.

Dem Kirchhofe der Unschuldigen folgten bald der

von Saint=Eustache und Saint=Etienne=des=Grés. Alle menschlichen Ueberreste, in dem weiten Beinhause aufgehäuft, empfingen dort zum zweitenmale die Ehren des Begräbnisses. Aber bald sollte die Revolution ihre Opfer hier aufthürmen, die der verschiedenen Gefechte, im Schooße von Paris 1788 und 1789 geliefert und in den Tuilerien den 10. August 1792, und die in den Gefängnissen Niedergemetzelten am 2. und 3. September. In demselben Jahre dekretirte der Convent das Aufhören aller Kirchhöfe innerhalb Paris. Mehr als je bedurfte der Tod neuer Schlünde! Das lebende Geschlecht und die ausgescharrten Generationen — scheußlicher Anblick! — beeilten sich gemeinschaftlich in toller Verwirrung, die einen, zum Grabe zu kommen, die andern, wieder hinein zu gelangen.

Von 1792 bis 1808 empfingen die Catacomben die Ausbeute von zwölf Kirchhöfen; von 1808 bis 1811 alle Knochen, die man durch neue Umgrabungen, zur Wasserleitung des Canal de l'Ourcq, in dem gewesenen Kirchhofe der Unschuldigen gefunden hatte; später die des Kirchhofs der Insel Saint=Louis, der Kirche Saint=Benoit; endlich die des Hospitals der Dreifaltigkeit, 1813. Man hatte auch alle Grabes=Denkmäler hingeschafft und in Ordnung mit ihren Inschriften um den Haupt=Eingang der Catacomben aufgestellt, welcher das Grab Isoire oder Isouard heißt, von einem berüch-

tigten Räuber, der an dieser Stelle getödtet und verscharrt sein soll.

An derselben Stelle hatte man auch einen gemauerten Brunnen angebracht, um die Knochen hinein zu werfen. Aber alle diese Gegenstände frommer Verehrung wurden 1793 zerstört. Das Grab Isoire, welches die Stadt Paris an sich gebracht, wurde als Nationalgut verkauft und nachdem es zehnmal in zwanzig Jahren seine Eigenthümer gewechselt, wurde eine Schänkstube daraus, wie aus dem Kirchhofe Saint-Sulpice ein Tanzsaal geworden, wo man über der frommen Inschrift:

Has ultra metas requiescunt, beatam spem expectantes.

las:

Zephyrball!

Die Catacomben von Paris.

1.

Mein Fuß drang unter die berühmten Bogen,
Die einst Paris zur Grabesstatt ließ weihen,
Wo abgeschied'ner Todten stille Reihen
Den frommen Grund mit Trümmern überzogen.
Ihr bleiches Licht muß mir die Fackel leihen,
Das flüchtig vor mir theilt des Dunkels Wogen
Und am Gewölb' ein Strich, auf g'rader Bahn
Der mächt'gen Sonne ihren Lauf zeigt an.

Der droh'nden Felsenmasse Ueberhänge,
Formlos zerstört, erfüllten mich mit Schauern,
Und die Natur in ernster Schönheit Trauern
Erhöhte dieser Räume düstre Strenge;
Das Wasser, Tropf' um Tropfen aus den Mauern
Den Durchgang suchend, weckt allein die Klänge
Der Echo in der tiefgewölbten Gruft
Und Alabaster deckt die Felsenkluft.

In dieses Labyrinthes weiten Hallen
Bewundert man in wechselndem Vereine
Der alten Römer Spuren an dem Steine
Und unsers Frankreichs Arbeit mit Gefallen;
Auch Manches beut sich dar, das nach dem Scheine
Der neuern Zeit gehört, im Fürderwallen —
Denn kunstreich ausgeführt von Kriegerhand,
Erscheint Port-Mahon an der Felsenwand.

2.

Halt an! Hier ist der Catacomben Schwelle!
Ich will des Grabesräthsels Lösung finden,
Des Staubes Sphinx im düstern Reich ergründen,
— Ein kalter Schreck erstarrt des Blutes Welle!
Voran! Was fürchtest Du in diesen Schlünden?
Droht Dir Gefahr an solcher heil'gen Stelle?
Der Mensch, der einst bei ihnen sein wird müssen,
Soll unter Todten auch zu leben wissen.

Genug, o Stolz! Erbärmlich, trüg'risch Wesen!
Koloß, Du bist nur eines Wahnbilds Schimmer —
Die Wahrheit steigt auf diese Menschentrümmer,
Wo Alles gleich, wo Rang und Stand gewesen!
Der bodenlose Schlund entführt auf immer
Den Strom der Sterblichen, und nicht zu lesen
Ist auf verschwund'ner Wogen öder Flur
So des Jahrhunderts, wie des Tages Spur.

Und wag' ich dieses Grabgewölb' zu fragen:
Was beut Gewisses deine dunkle Kunde?
Den Tod! — Wie! Und sein Tempel in der Runde
Muß diese Stadt, die herrlich schöne, tragen,
Den Zauberspiegel, wechselnd jede Stunde?
O der Contrast! Paris! Dort oben jagen
Die Menschen rastlos sich, wie Ebb' und Fluth —
Und unten ew'gen Schlafs die Vorwelt ruht.

3.

Paris, das stolze Monumente decken,
Sein erster Grund ist dieser Höhl' entsprungen.
Bescheiden, rings vom Arm der Sein' umschlungen,
Kaum Herrin ein'ger weit verstreuten Flecken,
Hat es gemach ihr Feld und Moor errungen;
Das Louvre wächst, anstatt der Waldesstrecken
Und, folgend solcher Arbeit hehrem Lauf,
Strahlt unser Glanz wohl über'm Abgrund auf.

Doch, als der hohle Schooß der tiefen Erde
Den Vätern einst ihr Eintagshaus entrichtet,
Träumt ihnen nicht, daß später dort errichtet
Ein Mausoleum ihrer Asche werde.
Die Leichen, seit Jahrhunderten geschichtet,
Mit ihrem Gifthauch weckten die Beschwerde;
Gefüllt, doch nicht gesättigt war das Grab —
Die Erde nun viel weit're Grüfte gab.

Und schon das Schrecken, seine Fackeln schwingend,
Mit einem blutig grausen Morgenrothe
Die schöne Flur der Heimath uns bedrohte.
Noch mehr Gebein, den Grüften sich entringend,
Strömt dort hinein. Lebendige und Todte,
In wirrer Fluth zum off'nen Schlunde dringend,
Beeilen sich, Die: wieder einzugeh'n,
Und Jene: dort die ew'ge Ruh' zu seh'n.

4.

Wie rings um euch die Wälle sich erheben,
Die Säulen von getrockneten Gebeinen,
Die grausen Schädel hoch darauf erscheinen,
Der Dorischen Pilaster Stützen geben
Die Zeit Ruine mit des Todes Steinen, —
Altäre, Trauerzeichen euch umgeben —!
Der Welle Flieh'n, des düstern Feuers Licht,
Das Alles vom Geschick des Menschen spricht.

Und, großer Gott! wie sündlich kühn beeilen
Sie die verhängnißvolle droh'nde Stunde!
In blinder Wuth befördern sie die Runde
Der flüchtig kurzen Jahre, die nicht weilen! —
Sogar der Tod erschrak im grausen Schlunde
Vor allen Opfern, blutend unter Beilen,
Als, heil'ge Freiheit! deinen Namen gellt'
Ein blutiges Gespenst der bangen Welt.

Der Thron versinkt, man sieht Schaffotte ragen,
Den Scepter der Bourbons vom Schwert zerschneiden;
Der König fällt, ihn zeiht sein schweres Leiden
Der Schwachheit, doch verdient er uns're Klagen —
Konnt' er des Hofes Frechheit nicht vermeiden,
Konnt' er nicht herrschen — lernt' er doch ertragen,
Das Bitterste großmüthig zu verzeih'n
Und starken Muthes sich dem Tode weih'n.

Im Grab' entgingen doch den Räuberhänden
Die niedern Opfer — und man kann mit Grauen
Die Henkerlust an Königsmanen schauen,
Wie neue Frevel ihre Asche schänden!
Seht dort vom Altar blut'ge Tropfen thauen,
Ich muß mich schaudernd von der Inschrift wenden:
Der zweite des Septembers! — Blut'ge Zahl!
Wie mahnst du mich an Tage grimmer Qual!

Der Mensch befleckte stets durch Grausamkeiten
Die schönste Sache; blut'ge Märtyrtaufen,
Sie mußten Freiheit, Religion erkaufen.
Ihr stillen Gräber, bergt auf alle Zeiten
Die trübe Kunde; aus den Trümmerhaufen
Erwächst die Freiheit: möge sie verbreiten
Die Eintracht unter uns, auf daß fortan
Erkalten mag der rauchende Vulkan!

Epilog.

Leb' wohl, o Stadt, die nur die Todten füllen,
Du stumme Sammlerin erhab'ner Lehren!
Mir konnte Wahn und Träume nur gewähren
Die Welt der Lebenden und wider Willen,
Des bittern Irrthums Spielzeug, mußt' ich kehren
Mich fragend an den Himmel; doch verhüllen
Für uns des Schicksals Bücher fort und fort
Des Lebens und des Todes ernstes Wort.

O, wie der Welt Geschrei, der Erde Wehen,
Der Heeressturm, der Sturz der alten Thronen,
Die allverheer'nden Revolutionen,
Die Siegeswagen — hier so schwach verwehen!
Ich lieb' es, in dem Abgrund tief zu wohnen,
Wie auf des öden Felsens Wolkenhöhen!
Fern von der Welt! Da hört's sich mächtig an:
„Hiernieden schon beginnt die Himmelsbahn!“

O, heilt doch eure kind'schen Liebeswunden,
Den Kummer und Verdruß von wenig Tagen,
Lernt Undank nur in Mitleid zu ertragen,
Verachtet, die als Neider sich bekunden,
Zerbrecht die Ketten, die am Leben nagen;
Der Ehrgeiz wiegt euch ein für wenig Stunden,
Ein eisern Joch vergoldend; doch hier fällt
Die Maske und sein Flug ihn nicht mehr hält.

Und Menschen träumen Zukunft, Glück und Ehre! —
Gleichwie ein Fluß, der allzueng umschlossen,
Sich zürnend und verheerend ausgegossen,
Rasch, ohne Namen, untergeht im Meere —
Sind Völker und Geschlechter so verflossen,
In Grüften aufgehäuft zur letzten Ehre —
Jahrhunderten ein Augenblick geweiht:
Hinab zur Ewigkeit ruft Gott die Zeit.

Nestor von Lamarque.

Der Pariser zur See.

Pariser. S. m. Die größte Beleidigung, das gröbste Schimpfwort für einen Matrosen; auf den Schiffen die Bezeichnung für einen elenden Kerl und manchmal für einen schlechten Kerl.

Willaumez, Marinewörterbuch 438.

I.

Mathieu Guich.rd war der Sohn Jean Guichards, des Schlossers in der Straße Saint-Benoit.

Mathieu Guichard war ungefähr siebzehn Jahr, von mittlerm Wuchs, mager, nervig und blaß; er hatte graue Augen und kastanienbraunes, dünnes, seidenweiches Haar; seine Gestalt verkündigte ein seltsames Gemisch von List und Einfalt, von Lebhaftigkeit und Trägsinn; sein bleigraues, fahles Gesicht hatte die schwindsüchtige, krankhafte, abgelebte Farbe, welche den Pariser Kindern

aus den niedern arbeitenden Klassen eigen ist. So viel von Mathieu Guichards Physischem.

Was das Moralische betrifft, wenn Mathieu überhaupt noch etwas Moralisches hatte, so war Mathieu frech, höhnisch, trotzig, unzüchtig, faul und gefräßig, tückisch und hinterlistig, weil ihm die körperliche Kraft abging; weder ungläubig, noch fromm, noch skeptisch, sondern verteufelt gleichgültig in Religionssachen, und den Namen Gottes rief er nur auf eine so abscheuliche Weise an, daß es besser gewesen wäre, ihn gar nicht anzurufen. Aber deswegen muß man wahrhaftig Nichts auf das arme Kind haben; die ersten Worte, welche ihn sein Vater Guichard, ein alter Kanonier, stammeln gelehrt, waren die schrecklichsten Schwüre, welche man sich nur denken kann. Das war die Erholung, die Freude des alten Soldaten; Abends nach vollbrachtem Tagewerk fand er ein Hauptvergnügen darin, sich neben die ausgelöschte Schmiede zu setzen und Mathieu auf seine harte Lederschürze zu nehmen, wo er sich dann wie ein Seliger ergötzte, wahre Renegatenlästerungen aus dem Munde des Kindes zu hören, und seiner Frau, welche zuweilen vom Beten und der heiligen Jungfrau und dem Kindlein Jesu zu reden wagte, antwortete: „Ich bin weder getauft, noch eingesegnet, noch sonst etwas; ich habe Dich nur durch einen Civilakt geheirathet, und will nicht, daß mein Sohn ein Pfaff oder Jesuit werden soll!“

Nun, Mathieu täuschte die Wünsche seines vortrefflichen Vaters nicht; er wurde kein Jesuit, das liebe Kind!

Mit zehn Jahren stieß er seine Mutter mit Füßen, beleidigte alte Leute, stahl Nägel, um sie zu verkaufen, that Nichts in der Werkstatt, empfing glorreiche Püffe von seinem Herrn Vater und brachte ganze Tage außer dem Hause zu.

Mit zwölf Jahren hatte Mathieu schon, wie man sagt, die Liebe gekannt, Fenster eingeschlagen, Wächter geprügelt und war einer der Koryphäen des Amphitheaters im Ambigu und den Funambulen geworden.

Solche Abscheulichkeiten nahmen immer mehr zu, und der Strom seiner Ausschweifungen wurde so, daß er Ruf, Ehr' und Habe Jean Guichards zu verschlingen drohte, der besagtem Strome vergebens als Damm eine bedeutende Menge Ulm- und Eschenstöcke entgegengesetzt hatte; sie waren auf Mathieu's Rücken sämmtlich in Stücke zersprungen, ohne die geringste Aenderung in seinen Sträflingsgewohnheiten zu bewirken. Aber glücklicherweise entsann sich Jean Guichard einer naiven Volkstradition, in Frankreich und vorzüglich in Paris sehr gewöhnlich, welche darin besteht, die Marine als eine Art Bagno oder Abzugsgosse zu betrachten, in welche man allen gesellschaftlichen Unrath werfen kann. So, wenn ein Sohn von Familie einen jener entzückenden Streiche begangen hat, die man unglücklicherweise nur

im Morgenrothe des Lebens unternimmt, so versammeln sich die hohen Verwandten und beschließen feierlich, den Don Juan einzuschiffen und nach den Inseln zu senden, damit er Gott den Herrn erkennen lerne!

Wenn ein Straßenjunge das Schrecken des Viertels geworden und kein Ende seiner Zügellosigkeit abzusehen ist, bedroht man ihn mit dem Commissarius, mit Gefängniß, mit Galeeren, und endigt das furchtbare Crescendo damit: „Es bleibt nichts übrig als ihn zum Schiffsjungen zu machen.“

Das verfehlt nicht zu beweisen, wie hoch man im Allgemeinen diesen rühmlichen Stand hält.

Also, eines Morgens trat Vater Guichard in das Bodenkämmerlein seines Sohns, der, ich weiß nicht durch welchen Zufall oder welche Unregelmäßigkeit der Aufführung, sich grade unter dem elterlichen Dache und zwar im Bette befand.

Indem er die Augen aufschlug, entsetzte sich Mathieu unwillkührlich, denn er sah, daß sein Vater keinen Stock bei sich hatte.

— Er wird mich erdrosseln! dachte der Elende.

— „Höre, Mathieu,“ sagte der Vater ruhig, „Du bist funfzehn Jahr alt und der nichtswürdigste Hallunke, den ich kenne; Prügel schlagen nicht an, Du wirst es bis zur Guillotine bringen. Ich bin Soldat gewesen und bin ein ehrlicher Mann, also kann das nicht so fortgehen. Du wirst mit mir nach dem Havre reisen.“

— „Wann das?“

— „Gleich; zieh' Dich an.“

Mathieu sagte kein Wort, kleidete sich an, warf einen verstohlenen Blick nach der Thüre, ging zwei Schritt, und mit Einem Satze war er auf der ersten Treppenstufe. Doch der Urheber seiner Tage hatte seine Bewegungen belauscht, und Mathieu fühlte sich gepackt von den gewaltigen Fäusten des Schlossers.

— „Nicht so rasch, Bursche!“ sagte dieser und ging seinem Sohne voran in die Werkstatt. Von dort schickte er seine schluchzende Frau, ein Cabriolet zu holen, und stieg mit seinem Sohne Mathieu hinein, der eine Thräne in seinem Auge fühlte, als er seine Mutter neben der Schmiede knieen sah und weinen — nein, weinen, um die Seele zu zerreißen!

— „Kutscher, nach der Schnellpost-Expedition!“ sagte Jean Guichard.

Aus dem Cabriolet stieg Mathieu in die Diligence, von seinem Vater begleitet, der ihn nicht einen Augenblick verließ.

Andern Tages war man in Havre.

Es giebt in jedem Handelshafen Gastwirthe, welche brodlose Matrosen auf Credit beköstigen und beherbergen. Wenn sie Anstellung finden, bezahlen sie, was sie dem Wirthe schuldig sind, und wenn sie von der Seefahrt wiederkommen, verzehren sie bei ihm, was sie auf ihrem Feldzuge erbeutet haben; dann folgt dem Baaren wieder

der Credit, und das beginnt immer von Neuem, bis eine Klinge vom Kap Horn oder ein Windstoß unter den Wendekreisen diesem Wechsel von guten und bösen Tagen ein Ziel setzt.

In solche Wirthshäuser kommen nun die Offiziere der Handelsmarine, um ihre Mannschaft zu rekrutiren.

Der Conducteur der Schnellpost, dem Jean Guichard sein Vorhaben mitgetheilt, wies ihn demzufolge an den Gastwirth zum Tau ohne Ende und gab ihm einige Instruktionen.

Man sperrte Mathieu vorläufig in eine kleine, gehörig verriegelte Kammer, welche erst andern Morgens gegen 9 Uhr geöffnet wurde.

— „Da ist das gute Subjekt," sagte Jean Guichard im Eintreten zu einem ziemlich starken, untersetzten, braunen, tiefgefärbten Manne, indem er ihm seinen Sohn zeigte.

— „Es ist nur," sagte der starke Mann, „dieser Taugenichts wird nicht einmal gut genug sein, um meinem Schiffsjungen die Pfeife anzuzünden, wenn mein Schiffsjunge rauchte —"

— „Sie haben mir aber doch versprochen, Capitain—"

— „Was ich versprochen habe, werde ich halten; der Wind ist günstig, ich fahre um eilf Uhr ab, jetzt ist es neun; Allons — Pariser, der Name paßt für Dich, aber ich werde Dich umtaufen, in zwei Tagen sollst Du der Lendenlahme heißen."

Mathieu Guichard begriff vollkommen, was ihm beschieden war. Er suchte mit bewundernswürdiger Schnelligkeit alle Möglichkeiten durch, zu fliehen oder dem Willen seines Vaters sich zu widersetzen, und da er keine fand, so ergab er sich drein.

„Nun, Muthieu!“ sagte Jean Guichard zu ihm, „bessere Dich, umarme mich, werde ein ordentlicher Mensch, dann sollst Du uns wiedersehen —“

— „Niemals,“ antwortete Matthieu, indem er sich der letzten Umarmung seines Vaters entzog, und die Melodie: „Du kriegst meine Rose nicht“ pfeifend, folgte er dem Capitain auf den Fersen.

— „Aber wenn er nicht wieder zurückkäme!“ dachte der Schlosser. „Bah!“ rief er endlich. „Er ist gut zu Neste gewöhnt.“

Gleichwohl war Jean Guichard lange Zeit traurig.

2.

Die Charmante=Louise, Brigg von 189 Tonnen, für Fernambuco beladen, war seit fünf Tagen von Havre abgereist, den einzigen Erben der Familie Guichard mit hinwegführend.

Denn Mathieu Guichard war wohl und gebührend eingeschifft und befand sich als Schiffsjunge an Bord.

Dieser Typus und Prototypus der Pariser Volksmasse, die man, ich weiß nicht warum, Maulaffen und Bewunderungssüchtige genannt, wunderte sich über gar

nichts, weil er überall Analogien fand; als ein Matrose ihm den Hauptmast der Brigg zeigte und sprach: „Da würdest Du Dich wohl nicht aufhissen können, Pariser!“ antwortete Mathieu mit verächtlicher Miene: „Schon bekannt! Ich habe zwanzig Mal eine Kletterstange, ganz mit Seife beschmiert, erstiegen, und das ist ein wenig anders, als hier auf all' den Stricken bequem hinaufgehen.“ Da man seine Geschicklichkeit in Zweifel zu ziehen schien, war der Pariser mit der Behendigkeit eines Eichhörnchens auf der Spitze des Hauptmastes, ohne das Katzenloch zu benutzen und ließ sich, stolz wie ein Seiltänzer, am Stag des Hauptmastes nieder.

— „Was hat mir denn sein Thier von Vater vorgeplärrt?“ fragte sich der Capitain, als er Mathieu's Geschicklichkeit sah. „Er hat wahrhaftig kein so übles Ansehen, der Herr Sohn —“

Der Wind war frisch und der Wellenschlag ziemlich stark; die Matrosen erwarteten den Pariser seine Hemden zählen zu sehen; keineswegs: der Pariser hatte nicht den kleinsten Anfall von Seekrankheit, nagte seinen Zwieback, zerriß sein Rindfleisch mit eisernen Zähnen, trank zwei Portionen Wein, weil er eine einem andern Matrosen gestohlen, und ging nach dem Vordertheil, seine Pfeife zu rauchen.

— „Das Rollen thut Dir also Nichts, Wildfang?“ sprach ein Seemann zu ihm sehr piquirt; denn er rech-

nete nicht allein darauf, des Anblicks der Zuckungen des Parisers zu genießen, sondern auch seinen Wein zu trinken, während er durch die Seekrankheit abgespannt sein würde.

— „Schon bekannt!" erwiederte Mathieu kalt, zwischen zwei Rauchstößen; „ich habe zu oft in den Champs-Elysées Wippen gespielt und in der russischen Schaukel gesessen, als daß mir dergleichen etwas thun könnte —"

Und diese Antwort war von ungeheuern Dampfwirbeln begleitet, welche den Pariser einen Moment vor Aller Augen verbargen.

Aus dem Rauche, der sich zertheilte, tauchte die lächelnde Gestalt des Capitains hervor; er hatte Alles gehört und bei sich gesagt: „Der Vater ist entschieden ein alter Esel und sein Sohn mehr werth als er."

Sogleich auch sprach er zu Mathieu:

— „Von heut an, mein Sohn, bist Du nicht mehr Schiffsjunge, sondern Noviz."

— „Wie Sie wollen," sagte Mathieu gleichgültig.

Am folgenden Tage, als der Capitain, der Alles sah, nur die fünf Matrosen von der Wache auf dem Verdeck bemerkte, stieg er in das Afterverdeck hinab, und blieb stehen, als er dem Bug nahte, denn er hörte einen großen Lärm von durcheinander schreienden Stimmen.

Es war abermals der Pariser.

— „Der Lump ist ohne Weiteres Noviz gewor-

den; das ist eine Ungerechtigkeit, er muß gekielholt werden!"

— „Das könnt Ihr thun, wenn Ihr wollt," sagte der Pariser mit gräßlichen Flüchen und Lästerungen; „aber ich werde mich rächen; ich bin allein, aber das ist ganz egal — kommt mir nicht nah'!"

— „Was, Du Schuft?" schrie ein Redner; „wie kannst Du Dich unterstehen, nicht die Seekrankheit zu kriegen? Und Dich so schnell zur Mastspitze aufzuhissen als wir? He? das ist ein Kniff, um den Vorgesetzten zu schmeicheln —"

„Ja, ja!" schrieen die Andern im Chor. „Er thut es mit Willen!"

— „Hört," sagte der Pariser, „wenn Einer von Euch, ein Einzelner, etwas mit mir zu thun haben will, so nehmen wir Jeder eins von diesen spitzigen eisernen Dingern (er zeigte Splitzeisen) und machen die Sache wie brave Jungen ab."

— „Geht an!" sagte der Redner.

Es ist entschieden der Vater, der gekielholt zu werden verdient! dachte der Capitain; der Sohn ist ein treffliches Subjekt.

Und der Chef trat mit seinem Ansehen ins Mittel, der Streit hörte auf; aber des Abends fand der Kampf Statt und schlug zum Vortheil des Parisers aus.

Nachdem er sich so gut aus diesen wiederholten Prüfungen gezogen, wurde der Pariser fortan nicht

mehr an Bord beunruhigt und genoß der Achtung seiner Vorgesetzten und der Freundschaft seiner Kameraden.

3.

Wenn Mathieu Guichards Capitain mit etwas analytischer Fähigkeit begabt gewesen wäre, so hätte er gewiß ein Mittel gefunden, sie zu üben, indem er den Charakter seines Matrosen studirte; aber der treffliche Capitain analysirte wenig oder vielmehr gar nicht: er begnügte sich, Mathieu zu schlagen oder mit Gunstbezeugungen zu überhäufen, je nachdem Mathieu Gutes oder Uebles von ihm verdient hatte. Ohne von der Wirkung zur Ursache zurückzugehen, betrachtete er nur das Resultat, und wenn er seine Rechnung machte, fand er allemal als Facit einen Faustschlag oder ein Glas Grog.

Es wäre übrigens sehr schwer gewesen, seit den zwei Jahren, daß Mathieu auf der Charmante-Louise diente, ganz genau anzugeben, ob die Balance zu Gunsten des Faustschlags oder des Grogs stand; denn der Teufelskerl hatte dabei weder gewonnen noch verloren, und eine Seele, welche jung in die austrocknende Luft von Paris getaucht worden, läuft an und bleibt ewig wie sie ist.

Daher hatte auch Mathieu diese sorglose Faulheit, gepaart mit augenblicklicher kraftvoller Thätigkeit bewahrt, welche seine Race charakterisirt, diese fieberische

Exaltation, welche einen ungeheuren Graben überspringen läßt, aber nicht die geduldig anhaltende Kraft, welche dazu gehört, einen Berg zu erklimmen.

Handelte es sich um ein mühevolles Manöver bei schönem Wetter, o! da war der Pariser schlaff, unthätig, schweigsam; aber wenn der Wind in die Segel pfiff und der Donner grollte, war es, als ob das Gewitter, auf seine reizbare Organisation zurückwirkend, seine Kraft und Energie verhundertfachte: dann war der Pariser auf allen Raaen, denn es galt nicht, eine Last aufzuheben oder mühsam ein Ruder zu handhaben, sondern nur ein Tau zu kappen. Freilich ging es ums Leben, aber es war nicht fatigant, und der Pariser zeigte sich so kalt und ruhig wie ein alter Matrose.

Kam wieder schönes Wetter, so wurde der Pariser, was er gewesen, was er ist und sein wird: faul, frech, spöttisch; denn er hatte den lebendig pittoresken Geist unsrer Straßen, listig, weil er schwach war, obgleich er schon ein besondres Uebergewicht über die Mannschaft und selbst den Capitain gewonnen hatte.

Auch konnte man den verdammten Pariser immerhin in Ketten und Taue legen oder mit Schlägen fast rädern — er verlor dadurch nicht einen Witz, nicht einen Bissen, nicht eine Stunde Schlaf.

Der Schlingel äffte Jederman nach; wollt ihr den Capitain sehen? da ist der Capitain mit seiner heisern Stimme, seinem halbgeschlossenen Auge und seinem Lieb-

Lieblingsfluch; gebt dem Pariser den grauen Ueberrock und den gewichsten Hut des Capitains, und das Abbild wäre frappant. — Wollt ihr den Meister Koch sehen? da ist der Meister Koch, er ist es, das ist sein schiefes Bein, sein albernes Stottern! —

Und die Trinklieder! die Romanzen! und die Brokken von Scenen aus Komödien, Melodramen, komischen Opern, welche der Pariser entzückend hersagte, indem er Ton, Stimme und Gebehrde der Schauspieler nachahmte!

Auch lachten Matrosen und Capitain bis zu Thränen und hatten nur noch Kraft zu sagen: Sackerm— Pariser, geh!

Es war nicht zum Aushalten: man vergaß das Manöver, der Steuermann lenkte ganz verkehrt, man schlief nicht mehr an Bord, wenn der Pariser erzählte, die Hangematten wurden leer und man mußte die natürlichen guten Gestalten der Matrosen sehen, die, um ihn her gedrängt, mit aufmerksamer Miene und ungestörter Ernsthaftigkeit die Geschichten und Lügen des Parisers anhörten.

Und dann fuhr der Pariser fort sich über Nichts zu wundern. Die Matrosen hatten auf die Kolonieen gewartet; sie rechneten auf die Wirkung der Neger, der Palmen, der Cocosbäume, des Zuckerrohrs — keineswegs! das ewige: Schon bekannt! stürzte alle weisen Voraussichten über den Haufen. Der Pariser hatte

Neger bei Robinson, Palmen im Pflanzengarten gesehen, für zwei Sous Zuckerrohr auf dem Pontneuf gekauft und eine Cocos ausgehöhlt, um seiner Geliebten eine Tasse zu machen. Was sollte man mit einer so encyklopädischen Organisation anfangen? Schweigend bewundern. Das that denn auch die Schiffsmannschaft.

4.

Es war ein Sonntag. Die Charmante-Louise, welche sich gewöhnlich auf Reisen nach den Antillen beschränkte, war nach einer ziemlich guten Seefahrt für Cadix ausgerüstet worden. Sie brachte Bordeaux-Weine und sollte Xerez-Weine zurückbringen.

Der Pariser, gegen die Kolonieen, die Negerinnen und Mulattinnen ganz abgestumpft, war nicht böse, sich ein wenig zu verändern, wie er sagte, und kaum war die Brigg, Bord am Quai, nah am Seethore befestigt, als mein verdammter Mathieu, dreißig Franken reich, mit Einem Satze ans Land sprang. Er war häuptlings mit einem kleinen Strohhut von schmalem Rande und niedriger Form geziert, sonst aber mit weißen Pantalons und einer blauen Jacke mit Ankerknöpfen angethan, und eine große Koralle, das Liebeszeichen einer Dame des Forts Royal auf Martinique, hielt seinen Hemdkragen.

Es ist unmöglich, zu leugnen, daß der Pariser mit einer wunderbaren philologischen Fähigkeit begabt

gewesen war. Sein Verfahren, ganz einfach, setzte ihn in Stand, alle Schwierigkeiten der Sprachen und Mundarten ohne Ausnahme zu lösen.

Seine Methode war folgende: Hatte er einen Engländer nach dem Wege zu fragen, so ahmte der Pariser so gut wie möglich das lächerliche Patois nach, das man den Inselbewohnern in all' unsern Possen unterlegt. Wandte er sich an einen Deutschen, so erlitt sein Accent eine leichte Modification, bei einem Italiener, Amerikaner, dasselbe. Man muß freilich auch sagen, daß die Methode zuweilen unvollkommen blieb, daß oft Fremde, welche ihn vielleicht verstanden hätten, wenn er klares Französisch gesprochen, bei seinem unverständlichen Geschwätz taub schienen. Dann überredete sich der Pariser, daß es böser Wille, schlechte Erziehung oder Nationaleifersucht sei. Jedenfalls ist ausgemacht, daß Mathieu die schüchterne Verlegenheit nie empfand, welche der Fremde immer in einem Lande fühlt, dessen Sprache er nicht kennt.

Auch schritt der Pariser so fest und dreist durch das Seethor in Cadix ein, als ob er sieben Jahr in Badajoz oder Toledo über der Grammatik von Rodriguez y Berna blaß geworden wäre.

Mathieu gelangte auf den Fischmarkt, und der Anblick gefiel ihm, diese belebte Menge, die malerischen Trachten, die Männer in kleinen Hüten und langen braunen Mänteln, die Frauen aus dem Volke in Atlas

und Seide beschuht, die kleinen Füße, die kurzen Röcke, die eng an die Hüften sich anschließenden Basquiñas, die natürlichen Blumen, geschmackvoll im reichen schwarzen Haare verstreut, endlich, was soll ich sagen? der Tritt, die Gangart, kurz das Salero, Alles das erregte höchlichst die Aufmerksamkeit des Parisers, der in Gedanken diese andalusischen Schönheiten mit den farbigen Töchtern der Antillen verglich und sich nicht beeilte, seine Parallele zu schließen, weil ihm die wirklichen Thatsachen fehlten.

Als er unter einer Treppe vorüberging, welche auf den Wall führt, erhob er die Augen und sah auf der Hälfte dieser Scala eine Spanierin, welche sehr rasch die letzten Stufen erstieg; ihr schnelles Heraufgehen erlaubte dem Pariser, eine gedrechselte Wade und einen andalusischen Fuß zu sehen; er lief die Treppe eben so schnell hinauf, und wie er überhaupt mehr Dreistigkeit als Schüchternheit besaß, näherte er sich dem jungen Mädchen sehr vertraut — denn es war ein junges hübsches Mädchen —, sah dem hübschen Mädchen grade ins Gesicht, und da er nicht wußte, auf welche Weise er seine Sprache entstellen sollte, um daraus ein spanisches Kauderwelsch zu bilden, begnügte sich mit einem Infinitiv und sprach: „Spanierin, Ihr sehr schönes Weib sein!" Das junge Mädchen erröthete, fing an zu lächeln und verdoppelte seine Schritte, indem es die Mantilla niederließ.

— „Wo Teufel hätte ich mein Spanisch gelernt?"

fragte sich der Pariser, in der festen Ueberzeugung, verstanden zu sein, und verfolgte seine neue Eroberung mit großen Schritten.

Sie stieg dem Zollgebäude gegenüber hinab, wandte ihr Köpfchen, sah den Pariser an, und schritt über den kleinen Platz de la Torra, nahe dem Eingange der Straße Tideo.

Der Pariser, feurig aufgeregt, enthusiasmirt, entzückt, will folgen. — Eben biegt er in die Straße, da lassen sich Kirchengesänge hören und ein langer Zug blauer Pönitenten wallt aus einer nahen Gasse hervor. An der Spitze des Geleits erschienen lange Kerzen und Panniere, dann kamen Reliquien mit ihren köstlichen Behältern, und Blumen und das Allerheiligste und der Gobernador. Kurz, es war eine feierliche Prozession, um vom Himmel ein wenig Wasser zu erflehen; denn die Dürre war schrecklich im Jahr der Gnade 1829.

Der Pariser, statt sich zu der frommen Menge zu gesellen, stieß eine schauderhafte Lästerung aus, denn die Prozession versperrte ihm den Weg, und er fürchtete, seine Andalusierin mit den schwarzen Wunderaugen aus dem Gesichte zu verlieren.

Die Volksmenge entblößte die Häupter beim ersten Schnurren der Klapper eines weißen Mönchs, der den Zug eröffnete.

Der Pariser behielt den Hut auf, hob sich auf den Fußspitzen, streckte den Hals aus, hielt die Hand zum

Schirm über die Augen, und sah Nichts, weder die schwarze Mantilla, noch die blau und weiße Blume an der Seite des üppigen, ebenholzschwarzen Haarnestes. Es kam ein zweiter Mönch, aber ein grauer, der trug eine Laterne, auf deren Glasscheiben menschliche Figuren mitten in Flammen gemalt waren. Er zeigte sie in einer Hand und reichte mit der andern eine Sparbüchse umher, für die Seelen im Fegefeuer.

Die Umstehenden warfen sich auf die Kniee, Einige gaben Etwas, aber Viele flüsterten und zeigten sich den Pariser, der sich an den Rücken des Laternenmannes stemmte, um sich größer zu machen und zu sehen, ob er nicht seine Andalusierin bemerken könnte.

In diesem Augenblick erregte ein kostbares, von Edelsteinen funkelndes, Goldkästchen, welches den Arm des heiligen Sereno enthielt, die allgemeine Aufmerksamkeit und Andacht. Nur der Pariser blieb aufrecht stehen und unterbrach die fromme Stille durch einen, der Pariser Volksmenge eigenthümlichen, Schrei, den man zuweilen in den Theatern der Boulevards gellen hört.

Es war, weil der Pariser die schwarze Mantilla nebst der blau und weißen Blume bemerkt zu haben glaubte, und er lockte auf seine Weise.

Dieser wilde, ungewohnte Kehlton, die Entweihung der Andacht, riß alle Häupter zugleich empor. Da sah man denn, daß der Pariser allein aufrecht und

bedeckt vor Sanct Sereno's Arm geblieben, und es entstand ein Gemurmel des Unwillens, anfangs dumpf und leise, bald aber furchtbar, als das Volk bemerkte, daß der Pariser eine freche, unverschämte Miene annahm. Das Allerheiligste nahte, schon sah man die goldnen Franzen in der Sonne blitzen, die Federn wallen; der Weihrauch füllte die Luft mit Aromen, und fernher tönte Musik, und die klangreichen Stimmen der Mönche de la Merced sangen die schönen biblischen Hymnen.

Die Zeit drängte, der aufgeregte Pariser hielt Stand, schlug seinen Hut fest auf den Kopf, stemmte beide Hände in die Seiten und schwur mit fürchterlichen Gotteslästerungen, daß man nicht das Recht habe, ihn niederknieen zu heißen.

Das Allerheiligste war ganz nah'; ein Andalusier von gewaltiger Statur rang mit dem Pariser; der sprang einen Schritt zurück, fiel zu den Füßen des Erzbischofs und stieß ihn heftig an. Da schrie man: Sacrilegium! Ketzer! Franzosen! Der Tumult wurde fürchterlich, und trotz des wehrenden Priesters nahm der Streit den Charakter der Wuth an, die Messer blitzten und — um den Pariser war es geschehen.

Unser Konsul ließ die Sache untersuchen; es wurde bewiesen, daß die Veranlassung von Seiten des Parisers gekommen, und der Capitain konnte keine Genugthuung erhalten.

Im schlechten Wetter, bei heftigen Stürmen, vermißte man den Pariser nicht sonderlich.

Aber wenn das Meer still war und die Charmante-Louise ganz ruhig ihre sechs Knoten bei gutem Winde zurücklegte, da merkte man noch lange nachher, daß Etwas an Bord fehlte, und die Matrosen zeigten sich mit bedauernder Miene einen Hühnerkäfig auf dem Vordertheil, denn auf diesen Käfig setzte sich der Pariser gern, um zu erzählen.

Seit seinem Tode ehrten die Matrosen den Käfig; der Künstler am Bord hatte zwei Anker unter einem Tabaksbeutel darauf geschnitzt, und der Abschnitt des sinnbildlichen Wappenschildes trug die Inschrift: O — Pariser! wie hast Du uns zu lachen gemacht!

Als Vater Guichard den Tod seines Sohnes erfuhr, weinte er sehr; aber was ihn einigermaßen tröstete, war, daß Mathieu, der nach seinen Grundsätzen das Glück gehabt, weder getauft, noch eingesegnet, noch sonst etwas zu sein, wie er sagte, auch nicht als Jesuit gestorben war.

Eugen Sue.

Der Platz — —.

Ibam forte via sacra.
Horat.

Wie soll man ihn nennen? Bei all' seinen Namen ist er doch namenlos, wie jenes Piedestal ohne Bildsäule, jener Triumphbogen ohne Widmung, ohne Helden, jener Tempel ohne Gott! Unter all' seinen Namen, welchen annehmen? — Ludwigs des Funfzehnten? Man verwirft ihn, und gewiß, ich hänge auch nicht daran: er war nur gut, anzudeuten, daß dort die Monarchie untergegangen ist, daß sie sich durch das Märtyrthum aus ihrer Schmach wieder emporgehoben und in ihrem reinsten Blute die schimpflichen Flecken abgewaschen hat. — Den der Revolution? Man gräbt ihn in der That wieder aus: wäre es, weil die ganze Revolution in dem Blute gewesen, das auf dem Pflaster, wo wir

stehen, vergossen worden, und daß es ihr Ruhmesanspruch ist, Münzen durch Henkershand hier geschlagen zu haben? — Den der Eintracht endlich? Ha, nur keinen Hohn an solcher Stätte! Eintracht? O betrachtet doch das Schauspiel, das euch umgiebt! Seht doch, ob unser Frankreich sich über ein Gefühl, über einen Willen, über eine Einweihung einigen kann. Warum, von allen Seiten, diese Ruinen? Ruinen von gestern, Ruinen von Denkmälern, welche zerstört scheinen, ohne je vollendet gewesen zu sein! Woher all' diese Steinhaufen, die zu unsern Füßen zerstreut liegen? Was wollen alle diese geschwärzten Gerüste sagen, welche jede Regierung, welche vorüber geht, Sorge trägt, um ein Stockwerk zu erweitern, damit die Steinschichten verrückt werden, welche die vorhergehende so mühsam aufgethürmt? Es ist das Bild der letztverflossenen vierzig Jahre, es ist unsre Geschichte, aufgeprägt unsern eingestellten Arbeiten, unsern wechselnden Schöpfungen. Auf diesem verhängnißvollen Platze hat es nichts Feststehendes gegeben, als die Schaffotte. Sie allein sind funfzehn Monate hindurch hoch aufgerichtet geblieben.

Zuerst war die Reiterstatue Ludwigs XV. Man hatte den Einfall, sie auf vier Tugenden zu stützen, welche als Karyatiden gebogen und wie Sklaven oder Besiegte des Alterthums gebückt waren. In der That mußten sie unter dem Gewichte so vieler Laster und Ausschweifungen einsinken. Lange Zeit schien das

vollendete Denkmal das Licht zu scheuen, ein schamhafter Schleier verbarg es allen Augen. Ludwig XVI. ließ es endlich einweihen. Er war das Opfer, das demjenigen Ehre erzeigte, für den es büßen sollte. Aber das schimpfliche Bild hatte keine lange Dauer. Der Herrscher, welcher, die Monarchie in Frankreich bis ins innerste Mark verderbend, nur Einen Wunsch hatte: daß sie so lange leben möchte wie er, konnte nicht erwarten, daß sein Ehrendenkmal sie überleben würde. Auf Ludwig XV. folgte — nach einer geheimnißvollen Gerechtigkeit — die Freiheit, die Freiheit von damals, die Freiheit mit der phrygischen Mütze und dem ehernen Beile, die Freiheit, welche den Tod auf alle Stände schleuderte, wie Ludwig XV. die Schande, — die demagogische Freiheit, der himmlischen Strafen fürchterliche Vollstreckerin. Das unheimliche Bild überragte das Schaffot, das an seinem Piedestal aufgerichtet, es war die Gottheit, auf ihrem Altare strahlend. Endlich fiel der blutige Opferheerd. Es kam der Mann, der im Schooße der Revolution geboren war, um seine Mutter zu hassen, zu bekämpfen und in Fesseln zu schlagen. Er stürzte die Freiheit, ohne daß man sagen konnte, ob er die Ausschweifungen, welche sie geheiligt, oder ihren Namen und ihre Rechte mehr verabscheute. An die Stelle des niedergeworfenen Idols kündigte er, ich weiß nicht welche Säule an, von der die Pariser ein nichtiges Modell bewunderten, ohne daß sie jemals

errichtet worden wäre. Später verordnete die Restauration ein Monument, dem dasselbe Schicksal beschieden war. Sie hat nur den Anschlag, die Bestellung, die Geld-Anweisungen und die Bretter-Umzäunung geliefert, die treue Zier aller unsrer öffentlichen Plätze, das Grabtuch, mit dem wir prophetischen Geistes alle unsre Schöpfungen umhüllen. Von fern seht ihr das verödete Piedestal ragen, das auf seiner Marmorplatte den Namen der Charte mit Kohle geschrieben zeigt und eine dreifarbige Fahne auf seinem weißen Sockel trägt. Es war wohl der Mühe werth, daß Karl X., den Tag nach der spanischen Expedition, an der Spitze der höchsten Staats-Behörden, mit allem Pomp der Religion und des Sieges, den ersten Stein eines Sühndenkmals für die Manen des königlichen Märtyrers legte! Dieser Pomp, das Gelübde, der König und seine Monarchie, das Alles ist verschwunden. An seiner Stelle weht die dreifarbige Fahne. Besser berathen, scheinen wir gegenwärtig noch zu keinem Entschlusse gekommen zu sein, ob wir Ludwig XV., Ludwig XVI. oder die Freiheit wiederherstellen sollen. Diese harrenden Steine, die Planken, die halb zugehauenen Blöcke, kurz diese Ruine — das Alles hat Aussicht, lange stehen zu bleiben.

Die Wandelbarkeit des Orts hat sich sogar auf die Gebäude ausgedehnt, deren Ansicht den Platz ziert. Nirgends können die Blicke zu etwas Vollendetem ihre Zuflucht nehmen. Vor uns entfaltet sich die alte Kö-

nigswohnung, allein unveränderlich, weil sie nicht aus unsrer Zeit ist. Die Tuilerien bilden die Grenze zwischen dem antiken und modernen Paris, zwischen den alten und neuen Sitten, die Grenze zweier Welten. In dem getreulichen Karavanserai der Macht haben nach und nach alle Regierungen die Gastfreundschaft genossen, der Convent, das Kaiserreich, das alte Königthum wie das neue, ohne daß die von Jahrhunderten geschwärzten Mauern den Eindruck der Revolutionen angenommen hätten, welche sie beherbergten. Die Spur einer Kugel vom Juli 1830, in eine der Säulen tief eingerissen, hat Reparaturen nöthig gemacht; der uralte Pallast mußte eine Wunde aus unsern Kämpfen haben.

Zur Rechten ist der Pallast der Deputirten im Bau begriffen. Inmitten der Wohnung der Condé's erhebt sich die Tribüne. Die Revolution baut auf den ersten Grundstein, den Herr de la Bourdonnaie gelegt hat. Hier ist eine Monarchie niedergeworfen, eine andere aufgerichtet worden. Der alte Saal hat sich diesen Moment zum Einsturz ersehen. Der Quai und alle seine Zugänge sind mit Trümmern und Schutt bedeckt, und l'Hopital, d'Aguesseau, Montesquieu, welche wir vor wenig Jahren haben einweihen sehen, zeigen schon eine altersgrüne Stirn, als ob, selbst für steinerne Weise, Jahre wie die unsrigen, so schwer ins Gewicht fielen wie lange Jahrhunderte!

Weiterhin der Triumphbogen des Sterns! Weiß er

noch, welche Triumphe er der Nachwelt zu verkünden beauftragt worden ist? Zuerst war es Wagram, später wurde es el Trocadero. Heute muß man sich, statt an den Ruhm, an die Statistik wenden, wenn es sich um dergleichen handelt. Ein Bericht, den ich im Moniteur gelesen, spricht davon, das kolossale Denkmal mit den Statuen unsrer vier und achtzig Hauptstädte zu beladen. Das wird für unsre Kinder ein sehr theurer Geographie-Unterricht werden. Bis jetzt dienten die Triumphbogen der Geschichte, der fruchtbaren Mutter großer Lehren und großer Thaten. In Wahrheit, ihr letztes Wort ist noch nicht gesprochen. All' diese einförmigen Cybelen, die man projektirt, werden sich hoffentlich noch in berühmte Krieger oder Gesetzgeber verwandeln. Der Marmor hat in unsern Tagen sehr oft Beruf und Bestimmung wechseln müssen. Wer könnte sagen, wie viele Mutius Scaevola, wie viele Horatius Cocles nachher Cäsaren geworden sind, die, sich bei reiferen Jahren bekehrend, im Begriff waren, in Heilige und Apostel verwandelt, zu kirchlicher Erbauung zu dienen, als die Revolution von 1830 vor ihrem neuerwachten Ehrgeize neue Laufbahnen eröffnete.

Seht links die Madeleine! Zuerst sind es die Baumeister, welche ihre Grund-Einrichtung fort und fort umkehren, dann sind es die Regierenden. Einen Tag der Religion zugethan, den andern der Victoria, bald Hirngespinnsten, bald Erinnerungen, können sie einer

einfachen Kirche so wenig Halt geben, als unsern Gesetzen. Heut ist die Reihe wieder an den Tempel des Ruhms gekommen. Eitler, thörichter Ehrgeiz! Man wird Rom und Griechenland nach zweitausend Jahren nicht wieder herstellen. Der alte Olymp war eine glückliche Idee als Bestreben der Menschheit, zum Throne der Vorsicht zu gelangen; man bevölkerte das Universum mit dem Gotte, den man nicht kannte. Wir dagegen! Um ihn aus dem Universum zu verbannen und die ungeheure Leere zu füllen, erfinden wir Allegorien ohne Enthusiasmus, Traumbilder ohne Glauben, Apotheosen ohne Zauberei. Aber mit Reichs-Dekreten macht man noch keine Mythologie, auch nicht einmal mit den kaiserlichen Trophäen. Unser Tempel des Ruhms, wenn er zu Stande käme, würde leer bleiben. Weder Volk, noch Priester, noch Götter würde er haben.

Der ungeheure Platz, dessen Aussicht sich auf alle diese Bauwerke, die Zeugen der Größe und auch der Gebrechlichkeit unsrer Entwürfe, erstreckt, könnte die großartigste Perspective der Welt sein. Wie geräumig ist die Fläche! wie regelmäßig und edel sind die Verhältnisse! Dazu der königliche Garten von Lenotre, die Champs Elysées, würdig ihres Namens, der Fluß mit den stolzen Krümmungen, die zierlichen Brücken, die nahen Palläste, die fernen Dome! Wo findet man mehr Glanz und Schönheiten? Aber nein: dieser verfallene Platz, mit den halb versunkenen, unnützen Marksteinen,

die ihn verengen, mit den Gerüsten rings umher, würde jeden Vorübergehenden traurig ansprechen, wenn er auch nicht wüßte, daß jeder Stein, auf den er tritt, ihm erzählen könnte vom Fall eines Königs, einer Königin, verehrter Fürstinnen, glänzender Frauen, junger Mädchen, am Hochgerichte vermählt, berühmter Feldherren und Bürger und der Edelsten eines großen Volks. Und wie kann man es nicht wissen? Dem merkwürdigen Boden ist gleichsam das Siegel aller unsrer Leiden aufgedrückt. Im Sommer verzehrt euch die glühende Sonne: dann ist es die Wüste, eine Ansicht von Theben oder Palmyra. Wem hat sich die Wüste nicht tausendmal mit allen Opfern bevölkert, welche hier von der erbarmenlosen Sichel niedergemäht worden sind? Im Winter herrscht der Zugwind ohne Hinderniß, man wandert mitten im Sturme. Wie kann man da nicht der andern Stürme gedenken, welche so viel Verheerungen angerichtet haben? Ich für mein Theil habe nie den Schauplatz jener Schauerscenen betreten, ohne von Neuem dem furchtbaren Drama beizuwohnen, das ich gleichwohl nicht gekannt, das um mehrere Jahre meiner Wiege vorangegangen, das aber meine Vernunft und meine Seele als Franzose belastet, als ob wir Alle Theil an jenen Vatermorden hätten, oder als ob ich, der Erörterung vaterländischer Interessen mich weihend, mehr als ein anderer Bürger die Verpflichtung eingegangen wäre, die französische Freiheit gegen alle Schwie-

rigkeiten und Gefahren zu vertheidigen, welche jener strafbare, jener gräßliche Anfang über sie gehäuft. Hier hat sie im Vorüberziehen eine lange Spur von lebendigem, unauslöschlichem Blute zurückgelassen, welche Blick und Gedanken zugleich ergreift. Hier ist die schrecklichste und größte Hekatombe von Menschen dargebracht worden, mit der sich je die Geschichte civilisirter Nationen befleckt — ein furchtbares Beispiel von der Bahn, in welche sich ein Volk stürzt, das den großen Namen der Freiheit mißversteht und ihrem Afterbilde in Revolution, Republik und Volksmacht nachjagt, statt sie selbst in dem Fortschreiten der Zeit, im Gesetz und in der Ordnung zu suchen. Hier hat eine siegreiche Demokratie, eben dadurch unfähig, gegen ihre entfesselten Leidenschaften zu kämpfen, unfähig, sich selbst zu beruhigen, zu lenken und zu regieren, des Erbtheils wegen die Köpfe abgeschlagen, Fluthen auf Fluthen gewälzt und im Abgrunde, wie ein unnützes Ding, die ganze alte Gesellschaft ertränkt, mit ihr im gleichen Schiffbruch, im gleichen Verderben, die Urheber, die Häuptlinge, Freunde und Stützen der Revolution selbst vermischend.

Hier haben unsre Väter die alte Magistratur, das versammelte Parlament, die Molé, d'Esprémenil, Gilbert des Voisins, Hocquart, Pasquier an der Spitze, ganz und gar vor dem Gerichtstage der Demagogie verschwinden sehen. Hierher sind die Administrationen,

das Finanzwesen, die Geistlichkeit, der Adel gekommen, um auf Karren zu Sechszigen ihr Todes-Contingent zu bringen. Hier sind mit blutigen Lettern alle grossen Namen Frankreichs eingeschrieben, die Montmorency, die Villeroy, die Bethune, Mirepoix, Noailles, Beauvilliers, Crequy, Tonnerre, Crussol, Broglie, Thiars, Boufflers, Talaru, Soyecourt, d'Estaing, Saint-Priest, was weiß ich? die ganze Elite der alten Monarchie, deren langes Reich gewiß nicht ohne Vorwurf gewesen war und viel Frevel zu vielen Arbeiten, Fortschritten und Eroberungen gefügt hat, das gleichwohl im Buche der Geschichte durch viel Verderbtheit, aber durch noch weit mehr Ruhm hervorstechen wird. — Hier hatte auch der dritte Stand seine Blutschuld zu bezahlen: Alles, was sich unter der Menge durch Reichthum oder Verdienst auszeichnete, wurde in des Volks Prokrustesbett geliefert. Wer weiß es nicht, welche Masse von Banquiers, Rechtsgelehrten, Notarien und Schreibern sich auf die Liste der hier Geopferten drängte? Die Wissenschaft fordert von diesem stummen Steinpflaster: Chenier, Roucher, Linguet, Thouret, Lavoisier, bei Lebzeiten getrennt, im Tode vereint. Tugend und Talent wurden hier niedergeschlagen in Malesherbes und Vergniaux, Lachalotais und Gensonné, Magon-Labalue und Brissot. Der Siegesruhm ward nicht mehr geachtet als die Tugend. Hier sah das Heer seine Führer verschiedenen Ranges fallen. Custine und Houchard,

Westermann und Biron, Dillon und Rossin, Lamorliere und Beauharnais, La Valette und Luckner, den Schlachten entrissen, um auf dieser Wahlstatt ihr Leben zu lassen, wo es nur Einen möglichen Erfolg giebt: den Tod! nur Einen Gegner: den Henker! Hier sühnte Charlotte Corday ihr heroisches Verbrechen, Madame Elisabeth ihre königlichen, ihre engelgleichen Tugenden, die unglückliche Dubarry ihre schändlichen Freuden und Ehren. Hier traf der ganze Hof, die Herzoginnen du Chatelet, de Grammont, d'Ayen, die Marschallinnen Biron, Noailles, Levy mit der jungen Camille Desmoulins, mit der Wittwe d'Hebert und der starken Frau der Republik, Madame Roland, zusammen, in dem Gemenge des Schaffots. Hier sank der König. Er büßte für alle Verherrlichung, für allen Glauben, für alle Tradition der Vergangenheit, deren erhabener Repräsentant er war, und sein Vaterland hat das meineidige Blutopfer mit vierzig Jahren voll Elend gebüßt. Der alte gesellschaftliche Pact, auf dessen Treu und Glauben ein Volk lange gelebt hat, kann nicht zerrissen werden, ohne daß der Boden bis an seine Grundtiefen erschüttert.

Vielleicht noch ein größerer Frevel geschah hier. Der König, im Grunde, ist ein Mensch. Wenn er geboren wird, weiß er, daß er von Menschenhand sterben kann. Das Schwert der Schlachten kann ihn treffen. Haß und Empörung haben tausend Wege gebahnt, ihm

ans Leben zu kommen. In dem Spiele der Menschenloose setzt er seine Tage auf die Karte, worauf das Schicksal ein Königreich gesetzt. Aber Frauen! Aber die Königin! Aber Marie Antoinette, die Fürstin, welche unter solchen Huldigungen in Frankreichs Schooß kam, welche Anfangs mit so viel Liebe umringt, welche gemacht war, durch den Zauber der Anmuth und Schönheit mehr als durch die Majestät des höchsten Ranges zu herrschen! Und auf dem Boden ritterlicher Ehre fand sie, statt der liebreichen, glänzenden Gastlichkeit des Throns, nur Verleumdungen, Beschimpfungen, wachsende Gefahren, endlich Kerker und Ketten und dann den Tod, den gräßlichen Tod der Verbrecher, auf dem ehrlosen Karrn und dem Schaffot, im Angesicht des Königs-Pallastes, die erhabene Wohnung vor Augen, wo sie herrschte, wo ihre Kinder aufwuchsen, um einst auch zu herrschen, die Stätte, wo sie lange vom Zauber der Macht, von den Traumbildern der Jugend, von Frankreichs grosen Verheißungen umschwebt worden, dessen Aufnahme ihr Glück und Ruhm zu sichern schien! Alles ist nun verschwunden, der Talisman zerstört. Es bleibt nur das stumme Gemäuer und eine wuthentbrannte Volksmenge und ein Hochgericht! Wer könnte sagen, was Alles in dieser hohen und doch so zarten Seele vorgegangen! Welche Fluth von Verachtung mag ihr über das unsinnige Volk entströmt sein, das alles dies Freiheit nennt, das vor unwürdig niedrigen Ty-

rannen kriecht und sich tröstet, den Henker zum Herrn zu haben, weil selbst die erlauchtesten Häupter unter das eherne Gleichgewicht gebeugt sind! Endlich hält der Karrn. Marie Antoinette wirft einen letzten Blick um sich her. Dort, der Thron und hier — o Königin! auch das ist der Thron. Du bist größer als Deine Mörder. Steige nur die Stufen hinan mit Deiner ruhig stolzen Majestät. Sie, sie werden nicht Deinen Muth haben, sie werden vor Gott zittern, vor den Menschen erröthen. — Ha! im äußersten Moment erscheint ihr urplötzlich eine Hoffnung, nicht die himmlische, welche sie bis jetzt aufrecht gehalten, sondern die irdische Hoffnung. — Ein Rächerarm wird sich zeigen, ein Ruf aus der Menge Rettung bringen. Von den Männern, welche sie einst bewunderten, welche zu ihren Füßen lagen, welche ihres Lebens Stolz und Seligkeit in ein Lächeln von ihr gesetzt haben würden, Einer wird doch hervorstürzen! Wo sind sie denn Alle? Was! in unserm Frankreich kein Mann, der sein Leben für die Königin, für Marie Antoinette, die Edelste, Schönste der Frauen, wagt? Nicht Einer! Alles schweigt. Ha! ich irre mich: ein donnerndes Geschrei schallt auf, Triumph und Freude. — Sie ist nicht mehr! Unglücklich Volk! Sie wird gerächt werden und mit ihr die Tausende von unschuldigen Häuptern, welche hier vor Deiner unseligen Wuth gefallen sind. In wenig Tagen komm wieder, ein neues Opfer mit anzusehen, das

der Gironde, welche fast ganz hergeschleppt wird, strafbar, wie Du, die Republik gewollt zu haben, die unsern Sitten nicht zusagt, wie Du den Königsmord, gegen den ihr Gewissen schrie. Später wird es der Berg selbst sein, der seinen verstümmelten Rumpf hierher schleppt, Du wirst in stumpfer Betäubung den Convent sich selber richten, den Clubbs zu Gefallen sich selbst decimiren, in regelmäßigen Zuschnitten ganze Banden seiner mörderischen Gesetzgeber hierherschicken sehen, einen Tag Anacharsis Cloots und Chabot, den andern Chaumette und Danton, bis endlich die Ungeheuer, welche der Vorsicht zum Werkzeug gedient, um alle diese Ungeheuer, von unbekannter Macht getrieben, zu züchtigen, ihre verfehmten Häupter ebenfalls hierhertragen, und Couthon, Saint-Just und Henriot, welche Robespierre überlebt, den langen Reihen ihrer Opfer in eigner Person schließen. Aber, unglücklich Volk! Deine Tyrannen fallen, doch nicht die Tyrannei. Du gehst von Knechtschaft zu Knechtschaft über, und auf diesem selben Platze erwartet Dich in Zukunft ein andres Schauspiel. Hier, wiederum hier, wird sich ein Altar aufbauen, um welchen sich alle Könige des verschworenen Europa an der Spitze ihrer siegreichen Schaaren versammeln werden, Gott zu danken, daß sie Dich bezwungen und gezüchtigt haben. Und dennoch werden sich in Deinem Schooße Stimmen bereit finden, den Sieg der Fremden zu verherrlichen. Die Monarchen,

deren Rächerarm die Adler zerbrochen, das Reich entvölkert, die Trophäen zerstört hat, werden sich laut von französischen Stimmen danken und preisen hören, von Politikern, lorbeergekrönt damals, lorbeergekrönt jetzt wegen ihres europäischen Patriotismus. Nach der Knechtschaft schickt uns Gott die Schmach, nach dem Rathschlusse der Gerechtigkeit, welche die Angelegenheiten der Menschheit regiert. Die Demagogie und ihre nothwendigen Verbrechen haben uns, wie eine vor sich selbst erschrockene Heerde, unter die Zuchtruthe des Despotismus getrieben; — der Despotismus, genöthigt, um Nachfolger zu haben, uns von Triumph zu Triumph bis ans Ende der Welt zu führen, hat die Fluth aller Nationen, wie aller Fürsten, wider sich aufgeregt und uns, durch seinen zerschmetternden Fall, der Eroberung zur Beute gelassen.

So fand die Revolution die kaudinischen Päße an ihrer Wiege. Von hier hat sie ihren Lauf begonnen; hier am Pont-Tournant haben sich die Blitzschläge des 14. Juli entzündet, und schaut, ihr Wagen ist vom erzürnten Glücke wieder zum Ort der Abfahrt zurückgebracht. Hier, auf den Ruf des hirnverrückten Volks, feierte die Vernunft ihren Ritus zu gleicher Zeit, wie das Schrecken seine Opfer. Und an derselben Stätte wird dasselbe Volk die Religion seiner Väter, die sie beschimpft, das Königthum, das sie geächtet, siegreich ihren sühnenden Pomp entfalten und rächende Denkmäler einweihen sehen!

Die Restauration hätte ohne Zweifel besser gethan, sich die Geschichte dieses feierlichen Orts und unsrer Wuthausbrüche nicht zurückzurufen. Sie hätte besser gethan, keine Genugthuung in Marmor und Erz haben zu wollen. Sie hatte Unrecht, sich an diesen Erinnerungen zu reiben, unsre Wunden zu befassen, und unsre Verbrechen, welche zwischen ihr und uns standen, wieder aufzurühren.

Aber ich habe es immer bewundert, daß die Opposition, als sie sich gegen diesen Gedanken auflehnte, den Grund angab: die Volksfeste könnten dadurch gestört werden. Feste! daß unsre Redner und Publicisten den Muth besitzen, hier Feste haben zu wollen, daß sie für die Volksfreude den Anblick eines Denkmals der Trauer und Reue fürchten, ich kann es nicht begreifen. Mit oder ohne Marmor giebt es Erinnerungen, welche ewig auf dem Gedächtnisse der Nationen lasten, welche die Zeit nicht lindert, welche das sündliche Vergessen nie erreichen kann. Es liegt etwas Wahres in all' den Wundern, welche das Volk von Blutspuren erzählt, die ewig an dem Boden kleben, wo der Stahl ein großes Dasein zerschnitt. Es giebt Opfer, deren Blut nimmer verlöscht.

Die Römer nannten die Straße via sacra, wo die fürchterliche Tullia ihren ruchlosen Wagen über Servius Leiche getrieben, der wie Ludwig unter den Mauern seines Pallastes geopfert worden:

Ipse

Ipse, sub Aesquiliis, ubi erat sua regia, caesus,
Concidit dura sanguinolentus humo.

Nach mehr als zweitausend Jahren lebt noch der ehrfurchtgebietende Name und sein Andenken. Obgleich keine Statue dem Wanderer von dem Vatermorde des Alterthums spricht, so weiß doch der Römer und der Fremde: Hier war es! Eine Art frommer Scheu hat, im Laufe von drei und zwanzig Jahrhunderten, den Stein geheiligt, wo der königliche Gesetzgeber fiel! Und gleichwohl hat ihn eine einzelne Hand erschlagen und er fiel allein. Ludwig traf nicht allein die Schrecken des gesetzlichen Meuchelmordes. Es ist keine französische Familie, die nicht ihren blutigen Tribut hier entrichtet hätte. Alles Große seiner Zeit hat ihm Geleit gegeben. Inmitten eines Hofes, inmitten eines Volkes von Opfern ist er einhergeschritten zum unersättlichen Schaffot, wie ein König, der seine Getreuen in den Kampf führt. Die ganze Nation, durch die Geduld, mit der sie zusah, schien die Mitschuldige seiner Mörder. Er konnte Gott bitten, daß sein Blut nicht über Frankreich kommen möge, und er hat vergebens. Ach! laßt uns auch unsre Via sacra haben! Laßt uns fürchten, durch die Ausgelassenheit unsrer Volksspiele die Majestät so feierlicher Erinnerungen zu entheiligen! Hüten wir uns, so viel aufgethürmte Manen zu beleidigen! Ein freies Volk, das auf solchen Gräbern tanzte, wäre fähig, deren neue auszuhöhlen.

Ich weiß, daß alle Gewalten, welche in unsern vierzig Jahren über Frankreich geherrscht haben, auf diesen weiten beweglichen Schauplatz gekommen sind, ihren glänzenden Pomp, ihre Trophäen, die Freudenfeste ihrer Zeit zu entfalten. Aber ich weiß auch, daß es Freuden, Triumphe, Großthaten waren, die nur einen Tag lebten. Was hat die falsche Freude des Volks den Regierungen geholfen, welche sie aufgerufen haben? Die rothe Mütze, der kaiserliche Adler, selbst die weiße Fahne haben abwechselnd die Volkstrunkenheit hier vereinigt. Hier ist Ruggieri's Kunst verschwendet worden, um alle unsere bürgerlichen Bewegungen zu ehren, und sie haben so dauernde Früchte getragen, wie die schnell erlöschenden Lichtraketen und Feuerräder. Hier haben wir alle Siege der großen Armee gefeiert, und im Grunde, wozu haben sie geführt? Hier haben unsre Väter Robespierre's Stimme das höchste Wesen an der Spitze des Convents ausrufen hören, und das höchste Wesen hat keine Dauer gehabt, der Convent ist als Zeuge dagegen aufgetreten. Hier lud uns die Republik zu allen ihren griechischen und römischen Paraden ein, und die Republik macht uns Schauder! Hier drängte sich dasselbe Volk, das so viel erlauchte geheiligte Häupter fallen sehen, um dem Dauphin von Frankreich zuzujauchzen, als er glücklich und stolz an der Spitze der französischen Phalangen heimkehrte, welche von der Bidassoa nach Cadiz gezogen waren, um die

spanische Revolution, die schwächliche Nachahmerin der unsrigen, zu unterdrücken. Es war das erste Mal, daß ein Bourbon die Stätte trüben Andenkens betrat. Der König, die Prinzen, Ludwigs XVI. Tochter, hatten bis dahin immer Umwege gemacht, um die Räder ihres Wagens nicht auf Stellen zu bringen, welche der ruchlose Karren berührt. Seit diesem Triumphzuge war ihre Bedenklichkeit gehoben; wahrscheinlich dachten sie, daß der Sieg Alles abwäscht, daß die Macht, welche die Zukunft giebt, alle Vergangenheit deckt. Und die Zukunft ist verschwunden, und nur die Vergangenheit blieb.

Ich erinnere mich, daß ich sehr jung schon die Feste auf diesem merkwürdigen Boden, der immer zu beben scheint, nicht begreifen konnte. Noch heut bin ich oft nahe daran, zu erstaunen, daß es nicht eine Art öffentlichen Aberglaubens giebt, der die Idee des Verhängnißvollen mit all' den Freudenfesten verbindet, deren Schaubühne dieser Platz ist. Er hat den Prunk bei der Vermählung der erlauchten Antoinette geschaut. Wer erinnert sich nicht, wie es dabei zuging am Eingange der Königsstraße, wie Schrecken und Tod hineingriffen wie warnende Vorzeichen? Wahrlich, nie wurden Vorzeichen so fürchterlich wahr. Es war nicht genug, daß das junge königliche Paar so bald wieder zur selben Stelle kommen mußte, um dort seine rasche Wanderschaft durch alle Größe und alles Unglück der Erde zu beschließen. Das königliche Bett hat keine

Erben hinterlassen. Die Waise des Tempels ist durch Gefangenschaft, Gram und Leiden und durch den Einfluß seines Sterns gestorben, der ihn für Frankreichs Thron geboren werden ließ. Seine Schwester, die Antigone neuerer Zeit, ist leben geblieben, weil es ein größeres Unglück giebt, als mit funfzehn Jahren in Ketten zu sterben: nämlich zu leben, um Elend auf Elend zu häufen, um unaufhörlich den Thron aufsteigen und zusammenbrechen zu sehen, um fort und fort, wie durch eine unheilsvolle Last, auf das harte Lager der Verbannung zurückzusinken.

Dieser Platz hat noch andere Feste und eine zweite Vermählungsfeier gesehen, deren wir uns Alle erinnern. Sie war glänzend und kein drohendes Vorzeichen trübte ihre Lust. Wer kann die Wunder der kaiserlichen Pracht vergessen, den Prunk an Lichtern, Fanfaren und Gold, die fremden Könige, die funkelnden Waffen, den Jubelrausch des Volks, die Aufregung, die Erwartung von ganz Frankreich, das endlich sein schwankendes Geschick durch das Wiederaufleben der adelig unumschränkten Monarchie Ludwigs XIV. befestigen und auf immer vor dem Ungeheuer der Anarchie, diesem künftigen Schreckbild aller Geister, geborgen sah? Mit welchem Auge betrachtete es das stolze Gefolge, alle diese Fürsten, die Oberherren von zehn Völkern, alle diese Krieger, die Bezwinger der Welt, endlich Marie Antoinettens Nichte, die junge Kaiserin und ihren glücklichen Gemahl, den

Riesen, den Halbgott, den Imperator! Die Sonne erleuchtete gehorsam mit all' ihren Feuern die Scene. Welche Glorie strahlte um den Vermählungswagen! Welches Geschick schien unter ihm zu ersprießen! Die Victoria hatte verschwenderisch die Rechte der kaiserlichen Legitimität vermehrt, und Napoleon, nicht zufrieden mit seinen funfzig Feldschlachten, gab seinem Geschlechte eine neue Stütze, die alt-heiliger Erinnerung, eine neue Majestät, die der Jahrhunderte. Eine Tochter der Cäsaren saß ihm zur Seite, und dadurch schien er uns vollkommen König zu sein. Mit bewegter Seele bewunderten wir diese Verbindung von Allem, was bestimmt ist, über die Menschen zu herrschen. Mußte nicht die Zukunft für den Sohn des Glücks errungen scheinen, da er sogar die Vergangenheit erobert hatte?

Erinnert euch des Tages, wo der Kanonendonner über den Städten dem Kaiserreiche einen Erben verkündigte. Wie hallte das feierliche Dröhnen von einem Ende Frankreichs zum andern wieder! Der Royalist dachte, daß Gott augenscheinlich über das capetingische Geschlecht abgesprochen habe, und daß eine vierte Dynastie unwiderruflich über Frankreich gesetzt sei. Die Republikaner — ich vergesse, daß es keine mehr gab. Sie waren Grafen und Herzoge. Das erlauchte Kind wurde mit der Krone auf dem Haupte geboren. Es war König der zweiten Stadt des Reichs: die zweite Stadt

des Reichs war Rom! und zur Stunde, wo ich schreibe, stirbt es wie die Waise des Tempels. Es stirbt auch an seinem Mißgeschick, an seinem Exil inmitten fremder Herrlichkeit, an seiner kaiserlichen Haft, an der Todesmarter eines verfehlten, enterbten Daseins: ein junger aufgeschossener Baum, der fern von Luft und Sonne im niedrigen Raume eingesperrt, verwelkt und abstirbt, ob er auch zu Himmelshöhen erwachsen und die Welt mit gewaltiger Krone beschatten könnte. Napoleons ganze Größe hat der Koloß nur zwei- statt einmal vom Thron gestürzt, 1814 durch den Sieg des vereinigten Europa, 1815 durch eine Motion des Herrn von Lafayette. Das große Drama seines Lebens endigt in Schönbrunn. Der Sohn erlischt in dem Palläste, aus welchem der Vater seine Schlachtberichte datirte. Doch wo hätte er sterben sollen, daß er nicht einen Schauplatz des Ruhmes, der die ganze Welt erfüllte, getroffen hätte? So endigt ein großartig-schmerzliches Heldengedicht. Seine gewaltigen Stämme lassen nur schwache Sprößlinge zurück. Armer junger Mensch, den die Welt in seinen ersten Tagen schmeichelnd in den Schlaf wiegte und der mit zwanzig Jahren unter der Last dieser gegen ihn verschworenen Welt erliegt! Dein Tod enthüllt die ungekannten Qualen Deiner Seele, die innere Gefangenschaft, härter als die andre, den Unwillen gegen das Joch voll falschen Schimmers, das Gefühl eines verheerten Daseins, den Strahl des Ruhms,

der sich auf Deine Stirn und in Dein Herz verirrte, ein schreckliches Feuer, das entweder verklärt oder vernichtet, befruchtet oder tödtet. An dem befreundeten und doch fremden Hofe trauertest Du, ohne es zu sagen, um einen Thron, um ein Vaterland, um eine Geschichte. Aber selbst dort hat Dich Frankreich nicht ganz verlassen. Die Sonne von Austerlitz leuchtete über Dir.

Von diesen Trümmern der Dynastien und Menschen kommen wir auf unsre Stein- und Marmortrümmer zurück, auf das Schlachtfeld unsrer bürgerlichen Zerwürfniß, auf den Tummelplatz unsrer Leidenschaften und Täuschungen, zu den unvollendeten oder zerstörten Monumenten, von denen man, wie der Dichter, sagen kann:

Coeptae haud as urgunt turres
— Pendant operas interrupta, minaeque
Murorum ingentes, aequataque machina coelo.

Man kann wohl erwarten, daß ich von der siegreichen Revolution nicht verlangen werde, zu thun, was ich als einen Fehler der Restauration erkenne. Ich weiß nur zu gut, daß man mich nicht verstehen würde. Und doch wäre es von dem unabhängigen Frankreich ein frommer und weiser Akt gewesen, dies leere Piedestal zu füllen, den Gebrauch aller Nationen nachzuahmen, welche fluchbeladene Stätten durch heilige Monumente weihen, um so unser Nachdenken zu erwecken und unsre Bahn zu erhellen, wie man einen Pharus auf einer

Klippe anzündet, welche durch schreckliche Schiffbrüche ausgezeichnet ist. Napoleon hätte es gethan. England hat es 1688 gethan. Es fuhr fort, sich vor Karls I. Bildsäule zu neigen, und ist groß gewesen in der Achtung der Nationen. Die Revolution von 1830, welche im Namen des Gesetzes vollführt worden, hatte eine sichere Manier in Händen, ihre Trennung von der schrecklichen ältern Schwester zu bezeichnen. Es war die, zur Ausführung jener Aufgabe zu schreiten und Meißel und Kelle zur Hand zu nehmen. Sie hätte so den jüngern, unter uns jährenden Geschlechtern gezeigt, daß vierzig Jahre voll furchtbarer Lehren nicht vergebens über unsre Häupter hingerollt sind, daß wir endlich wissen, daß Rache, Blut, Frevel und Volksherrschaft fern sind davon, die Völker zur Freiheit zu führen. Dann hätten wahrscheinlich, an jenem 5. Juni, die Unbesonnenen, Wahnwitzigen jedes Alters und Standes, welche von Demokratie und Republik träumten, den Sammelplatz ihres Heeres nicht unter wer weiß welchem Vorwande einer grausen Empörung an den Fuß des Marmors verlegt, der ihnen sagen kann, welche Verbrechen unwillkürlich die Vermessenen erwarten, welche, um ihren Leidenschaften oder Theorien zu fröhnen, sich nicht scheuen, die Sitten, die Neigungen, die Wünsche eines Volks zu verletzen. Oder, wenn sie nicht vor der Gefahr zurückgebebt wären, so schrecklich fortgerissen zu werden, hätten sie mindestens

vor der Gewißheit einer nahen Züchtigung gestutzt. Ein solches Zeugniß von der öffentlichen Weisheit, Gewissenhaftigkeit und Festigkeit hätte ihrem unseligen Muthe imponirt. Das Geschütz vom Kloster Saint-Mery hätte nicht nöthig gehabt, über unsern Mauern zu zürnen. Es heißt zu allen Thorheiten und Freveln ermuntern, wenn man keinen Widerruf, keine Genugthuung zu geben wagt.

Aber, was man auch thue, so schaffe man wenigstens um Gotteswillen alle diese Trümmer fort, und befreie den schönsten der öffentlichen Plätze von all' dem Elend, das ihn verengt und beschränkt. Man vollende ihn, wenn es uns gegeben ist, Etwas zu vollenden, wenn nicht Flammen aus der gewitterschwangern Erde hervorbrechen, wie aus dem verurtheilten Jerusalem, als die Kaiser versuchten, den Tempel Salomonis wiederherzustellen. Paris möge nicht mehr den Blicken des Fremdlings ein solches Zeugniß unserer Wandelbarkeit und Zwietracht geben. Der Fürst, der in seiner bürgerlichen Muße das Palais Royal vollendete, sollte seine Ehre darin setzen, jetzt in seiner königlichen Muße unsre Denkmäler zu vollenden, wenn es in der Zeit, wo wir sind, eine königliche Muße giebt. Ich wollte, daß die unnützen Gräben endlich einmal zugeworfen wären, welche das Nationalgenie der Ohnmacht anklagen, den Raum anders als durch neue Leere auszufüllen. Ich wollte, daß die zwölf großen Männer der alten Monarchie, welche auf der engen Brustwehr der

Brücke Ludwigs XVI. ersticken, von ihren riesigen gefahrvollen Piedestals herabstiegen, wo sie jeden Augenblick ein Wind- oder Volksstoß in den Fluß versenken kann. Wir haben nicht genug dergleichen Kunstschätze, um sie auf solche Weise auszusetzen, so wenig, als zusammenzudrängen. Man kann sie nirgends von vorn sehen und von der Seite verwirren sich Alle. Von weitem, man mag vom Quai kommen oder gehen, gruppirt sie die Perspektive immer zu zweien wie die asiatischen Zwillinge, welche so unglücklich aneinander gewachsen sind. Geht man vom Fuß der Madeleine nach der Brücke, so ist der Pallast unserer neuen Gesetzgeber ganz von den Riesen der Vorzeit erdrückt, daß man an ein Bildsäulen-Epigramm denken könnte. Von allen Seiten betrachtet, bleibt es der fehlerhafteste, dürftigste Einfall, auf den man je gekommen ist.

Ich wollte, man vertheilte sie — unbeschadet anderm Ruhme, um das Ganze zu vervollständigen — rings um den ungeheuern Platz. Ihre kolossalen Verhältnisse würden zu dem Grandiosen des Orts und seiner prächtigen Umgebung passen. Es müßte ein Vergnügen sein, unsre Geschichte so lebendig versammelt zu sehen. Es würde wie ein Senat aller großen Männer der frühern Jahrhunderte ausfallen, und des Vaterlandes Vergangenheit wäre auf edle Weise gerächt wegen so furchtbarer hier erlittener Schmach! Vielleicht könnte man sie zum Gipfel eines doppelten Porticus, kreis-

förmig im umgekehrten Sinne der Kolonnaden von Regent=Street erheben, oder viereckig, um mit den Garde=Meubles zu harmoniren, eine zierliche Construktion, welche vom Fuße der Champs=Elysées einerseits und längs der erhöhten Terrassen des Pont=Tournant andererseits herrschen würde, zugleich den Unannehmlichkeiten des Sommers und den Stürmen des Winters wehrend.

Vielleicht auch — weil ich einmal im Zuge bin, zu construiren — vielleicht, trotz meiner Achtung vor der Heiligkeit unschädlicher Vermächtnisse der Vorzeit, würde ich hierher als Zeichen der Versöhnung und des Friedens die Bildsäule des großen, guten Königs bringen, von dem alle Bourbons stolz sind, abzustammen. Heinrich IV. würde den Vorsitz in der Versammlung der l'Hopital, Suger, Türenne, Condé, Suffren nach derselben Idee führen, welche ihn schon der Ehrenlegion zum Vorbild und Symbol gegeben, und einem kaiserlichen Projekte folgend, würde ich auf den Wall des Pontneuf, wo eine Reiterstatue ganz Paris den Rücken zukehrt, während eine Spitzsäule auf prachtvolle Weise dies Vorgebirge der Stadt krönen würde, den Obelisken von Luxor aufstellen.

Mögen diese Ansichten befolgt werden oder nicht, so würde ich auf Ludwigs XV. Schatten alle die Planken am Rondel der Champs=Elysées werfen, welche man aufgeschlagen, um Jenem mit aller Gewalt eine Bildsäule zu errichten oder doch mindestens zu verspre=

chen, wie ich dagegen die des weisen Cardinal Fleury in meinem historischen Prytaneum auf dem benachbarten Platze aufstellen würde.

Ich würde den Triumphbogen des Sterns vollenden, indem ich ihn der Verherrlichung unsrer Jetztzeit widmete, wie den Platz unserm alten Ruhme, und die Departements, denk' ich, würden hier anstatt der allegorischen Bilder ihrer Hauptstädte lieber die wirklichen Bilder ihrer größten Bürger sehen. Ich würde hier Alles aufstellen, was uns über die Verbrechen im Innern getröstet hat, und sie in den Augen Europa's, wie in denen der Geschichte aufwiegt. Mitten auf dem Tummelplatze jener Verbrechen würden unsre Blicke doch irgendwo mit Stolz verweilen können. Endlich würde ich Gott die Kirche la Madeleine wiedergeben, denn zurückschreiten, um zurückzuschreiten —. Da scheint es mir doch viel besser, beim Christenthum stehen zu bleiben, als wieder bis zur alten Mythologie aufzusteigen. Ich würde glauben, daß ein festerer Tempel des Ruhms im Herzen der Franzosen errichtet wäre, indem man den hohen Glauben und die erhabenen Erinnerungen des Vaterlandes zugleich ehrt.

Dann würde Aug' und Sinn alle Pracht dieser Ansicht genießen. An den vier Enden des weiten Raums würde dem Blicke das Heiligthum alles Großen und Schirmenden der Erde erscheinen. Hier die Religion, grade vor das Gesetz, und sein Thron, die Tribüne.

Von einer Seite das Königthum, von der andern die Victoria, überall Erhebendes, Beruhigendes, Tröstendes! Dann würde es offenkundig sein, daß die Lehren unserer trüben Annalen für Frankreich nicht unfruchtbar gewesen, daß es durch seine langen Leiden die Nothwendigkeit eingesehen hat, den freien Institutionen die Stütze moralischer Kraft zu geben, und daß sie als deren erste die Achtung vor Gott, vor der Zeit und ihren Werken betrachtet. Die edlen Schatten der Tausende von Franzosen, auf dem Altare des Schreckens aufgehäuft, würden fühlen, daß ihr blutiges Opfer für die Nachwelt nicht verloren ist, und sie würden getröstet in ihre Gruft wieder zurückkehren. Die bittern Erinnerungen, die schmerzlichen Bewegungen würden sich zugleich mildern. Die Welt würde an die unerschütterliche Größe eines Volks glauben, das seinen Werken so viel Verstand und Majestät aufgeprägt. Frankreich würde selbst in sein Geschick und seine Freiheit Vertrauen setzen. Vergangenheit und Gegenwart, so edel begriffen, würden endlich den Glauben an die Zukunft gestatten. Um ihrer ganz gewiß zu sein, möcht' ich hier und da noch einige Veränderungen hinzufügen . . . zum Beispiel, im Innern der Deputirtenkammer.

N. A. von Salvandy.

Die Kirche der Petits-Peres zu Paris.

Ich war dort, das stieß mir zu.
Lafontaine.

An einem Sommertage 1812 ging ich mit meinem Gemahl über den Siegesplatz, welcher damals mit der kolossalen Bildsäule Desaix's geziert war, und trotz ihrer Fehler bewunderten wir eine Weile die Schönheit im Ausdruck und die edle Gebehrde, welche so wohl die denkwürdigen Worte zu versinnlichen schien: „Sagt dem ersten Consul, daß ich sterbend beklage, nicht genug für das Vaterland und die Nachwelt gethan zu haben."

Die Hitze war unerträglich, und indem wir vor einer Kirche zwischen der Straße Notre-Dame-des-Victoires und was man den Durchgang der Petits-Peres nennt, vorüberschritten, schlug mir mein Ge-

mahl vor, hinein zu gehen und einige Gemälde von Bon de Boulogne, Carle Vanloo u. s. w. zu betrachten, welche den Chor zieren.

Ich war neugierig, die Kirche zu besuchen, wohin sich, nach Saint-Foix, vor Zeiten arme Mönche geflüchtet, nachdem Margarethe von Valois, Heinrichs IV. erste Frau, sie aus dem Kloster gejagt, welches sie ihnen mit großen Kosten in der Vorstadt Saint-Germain erbaut hatte. Die gute, fromme, aber etwas wunderliche Fürstin hatte jene Mönche aus Italien kommen lassen, um ihr das Hochamt nach Melodien ihrer Wahl, welche ihr eigener Tonkünstler componirt haben mußte, vorzusingen. Die armen Leute, welche nur Psalmen singen konnten, und vielleicht die französische Musik viel barbarischer fanden, als italienischen Kirchengesang, entsprachen Margarethens Absichten schlecht; sie überwarf sich bald mit ihnen, und zwang sie, eine andere Zuflucht zu suchen.

Mit der Zeit, nach vielen Wechselfällen, vereinigten sich die guten Väter mit andern Mönchen ihres Ordens, und kauften ein Grundstück nah' am Mail, um sich ein Haus und eine Kapelle zu bauen. Einer von ihnen, Namens Bruder Fiacre, sagte Annen von Oesterreich die Geburt eines Sohnes vorher, und als die Ludwigs XIV. solches wahr gemacht, brachte dies Ereigniß die Petits-Peres — so nannte man sie — am Hofe sehr in Kredit. Die Königin baute ihr Kloster.

Ludwig XIII. legte den ersten Stein zu ihrer Kirche, und wollte, daß sie den Namen Notre-Dame-des Victoires führe — zum Gedächtniß, sagt der Historiker von Paris, der gelehrte Dulaure, jener traurigen Siege, welche er über französische Protestanten davon getragen."

Es war 2 Uhr, als wir in die Kirche traten; sie war leer, aber sehr geschmückt, und ihr Ganzes bot nicht jene kleinliche Sparsamkeit, welche in unseren Tagen den heiligen Stätten ihre ganze Majestät geraubt hat. Die hohen Kandelaber von feuervergoldetem Silber, die goldnen Englein des Tabernakels und der Seiten des Hochaltars waren nicht unbildlich mit den lächerlichen Stoffen verkappt, welche die Armuth der Kirchen, den geringen Eifer der Besucher, und vorzüglich die Nothwendigkeit darthun, Dinge zu schonen, welche man wahrscheinlich nicht so leicht wieder herstellen könnte. — Ein solcher Anblick erinnert mich immer an gewisse Salons in der Provinz, wo die Sessel, die Armleuchter, die altmodigen Zierrathen mit Ueberzügen bedeckt sind und sich nur an guten Tagen zeigen, wenn Gesellschaft da ist.

Weit entfernt also, einen so trostlosen Anblick zu bieten, hatte die reine, helle Kirche ihren Hochaltar und die Kapellen ganz mit natürlichen Blumen geschmückt, und der Duft derselben, mit dem des Weihrauchs und des Wachses vermischt, verbreitete sich durch

die Atmosphäre in süßen, milden Wohlgerüchen, deren geheimnißreicher Einfluß die Seele mehr, als man es glaubt, zu frommer Andacht stimmt. Der Chor war mit hohen Stühlen von schwarzem, reichgeschnitztem Holze besetzt und schöne köstliche Gemälde bedeckten die ganze Umfassung. Um sie im rechten Lichte besser betrachten zu können, gingen wir durch die Thüre zur Rechten, welche in die Sakristei führt, und von dort gelangten wir in den geheiligten Raum. Während mein Gemahl, ein Liebhaber der Künste und vorzüglich der Malerei, mich die Wirkung eines Bildes bewundern ließ, das, glaube ich, die Bekehrung des heiligen Augustin vorstellt, hörte ich hinter mir ein leichtes Geräusch. Ich wandte meinen Kopf zurück und sah in geringer Entfernung einen schönen Greis mit weißen Haaren, der uns aufmerksam zu beobachten schien. Er grüßte uns höflich, und da er die Augen meines Mannes am Gemälde der Mitte hängen sah, sprach er: „Der Herr ist ein Maler?“ Und seine Frage hatte den eigenthümlichen Ausdruck, den gewöhnlich der Liebhaber annimmt, wenn er sich an Jemand wendet, den er gleichfalls in die Geheimnisse der Kunst eingeweiht glaubt.

Nicht ganz, erwiederte mein Mann, aber ich liebe die Malerei leidenschaftlich und ihre Werke lassen mich selten kalt. Ich bewundere hier einen Carle Vanloo

von schöner Färbung und von einem Effekt, der diesem Maler nicht gewöhnlich ist."

Ach, mein Herr! versetzte der Pfarrer — er war es — mit einem tiefen Seufzer: vor der Revolution hatten wir noch ganz andere Schätze. — Außer diesen Gemälden besaß das Kloster, dessen Prior zu sein ich damals die Ehre hatte, Gegenstände von großem Werth, unser Refektorium war mit den Werken von La Fosse und Rigaud geziert; wir hatten eine reiche Bibliothek, eine Alterthümer-Sammlung, eine schöne Gemälde-Gallerie der größten Meister, einen Guercino, einen Andrea del Sarto, Herr! einen Jacob Stella! Valentins, Pannini, Wouvermanns — das Alles geplündert, verkauft, zerstreut. — Ach! mein Herr, die Revolution hat uns viel Schaden zugefügt, und unsere Kirche wird ihren Verlust in langer Zeit nicht ersetzen können.

In der Stimme des Greises, als er sein Leid aussprach, lag so viel Kummer und Niedergeschlagenheit, daß ich mich bewegt fühlte.

„Ich glaube," sagte ich, um seine Gedanken von den trüben Rückerinnerungen abzuziehen, „ich glaube, mein Herr, daß Sie Liebhaber sind, und jene Schätze mehr als Maler denn als Eigenthümer beklagen? —

„Das ist auch wahr!" versetzte er lächelnd; „ich liebe die Malerei, und gestehe, daß ich nach unserer heiligen Religion, welche uns die Leiden gut ertragen

lehrt, der Uebung jener Kunst die süßesten Tröstungen meines Lebens verdanke. Ich habe sogar das Glück gehabt, mir einige schöne Stücke zu sammeln, deren Anblick mich über den Verlust der andern tröstet — und weil Sie Liebhaber sind — fuhr er fort, als er sah, daß wir ihm mit Antheil zuhörten — müssen Sie begierig sein, schöne Sachen zu sehen. — Wenn die junge Dame nicht fürchtet, müde zu werden, wenn sie etwas hoch steigt, wollte ich Ihnen Beiden vorschlagen, meine kleine Sammlung in Augenschein zu nehmen — ich habe einige seltene und kostbare Gemälde, welche ich Ihnen mit wahrem Vergnügen zeigen würde."

So sprechend hatte uns der Pfarrer allmählig aus dem Chor geführt. Ich eilte, ihn des Vergnügens zu versichern, das mir sein Vorschlag machte, und erklärte mich bereit, so hoch zu steigen als er wollte, möchte es auch bis in den Himmel sein. — „O, noch nicht!" erwiederte der Pfarrer mit mildem Scherz, „obschon es mir wahrlich sehr angenehm wäre, Sie dort hinzuführen."

Dies nicht sehr weltliche Kompliment wurde mit so viel Gutmüthigkeit gemacht, daß es mich nicht verletzte, und ich nahm es mehr als Ausdruck eines frommen Wunsches, der im Munde eines Priesters nicht an falscher Stelle war.

Er hatte eine Thüre geöffnet, und wir befanden

uns im Kreuzgange des ehemaligen Klosters. Wir schritten durch weite, ganz zerstörte Säle, dann stiegen wir von Stockwerk zu Stockwerk durch mancherlei Krümmen des Labyrinths gerader und schiefer Gänge, welche bald zum Ziele zu führen, bald wieder in sich selbst zurück zu kommen schienen. Indem wir unsern Weg fortsetzten, über dessen Länge ich unserm Führer mein Erstaunen bezeigte, sagte er keuchend: „O ich wohnte sonst besser! — Aber seit der Revolution! — Noch sehr glücklich, Madame, in dem Hause, wo ich meine Jugend und den größten Theil meines Lebens zugebracht, ein Plätzchen gefunden zu haben! — Ich habe mindestens die Hoffnung, hier zu sterben, und das ist ein Trost, den ich mir viele Jahre hindurch versagt glaubte. — Sie schlugen mir wohl vor, mich zum Canonicus in Saint Denis zu machen; aber ich will den Taubenschlag nicht verlassen, wo ich Ruhe gefunden.“

So sprechend, gelangten wir endlich unter das Dach, die Treppe hörte auf; hier war das Gemach des würdigen Mannes. Er öffnete hastig und führte uns in ein Vorzimmer, wo ausgespannte Leinwand, Staffeleien, alte Gemälde und vorzüglich starke Gerüche von Oel und Firniß die Beschäftigung und den Geschmack des Hausherrn verriethen. Wir schritten durch fünf, sechs Zimmer, alle mit Malereien geziert oder mit merkwürdigen Sachen überhäuft, als Möbel von seltsamer Form, aus geschnitztem Holz; alte Vergoldungen aller

Art, alte Meß- und andere Bücher aus Pergament mit reichen Schildereien. Doch gab dieser Anblick mehr eine Vorstellung von der Manie als dem guten Geschmacke des Besitzers; denn unter den zahlreichen Gemälden, welche die Mauern bekleideten, fand sich selten ein gutes Stück. Indessen zeigte uns der Pfarrer mit allen kleinlichen Vorkehrungen eines wahren Künstlers einen schönen Schalken, dessen pikante Wirkung durch einen rothseidenen Vorhang erhöht wurde, der einen hellen Lichtstrahl auf die erleuchtete Parthie des Gemäldes fallen ließ; es stellte ein junges Mädchen vor, das eine Fackel trägt. Es war wirklich etwas sehr Schönes. Wir sahen auch eine heilige Familie von Guercino, eine schöne Madonna von Jacob Stella, welche vielleicht aus der ehemaligen Kloster-Gallerie herrührte; doch sagte uns der Pfarrer nichts davon, obgleich er, wie alle Liebhaber, die Manier hatte, zu erzählen, wann dies oder jenes Gemälde in seinen Besitz gekommen, welches er dafür umgetauscht, kurz alle die kleinen Einzelheiten, welche für Sammler so viel Interesse haben. Indem er von dem kostbarsten Stücke seiner Sammlung sprach, traf der gute Pfarrer alle in solchem Falle gebräuchlichen Vorkehrungen, und nachdem er einen Fensterladen geschlossen, und das Gemälde, das auf der Staffelei stand, geheimnißvoll mit einem Vorhange von grünem Tafft bedeckt, in das rechte Licht und die wirksamste Neigung gebracht, sagte er, vorzugs-

weise an meinen Mann sich wendend: „Hier habe ich eine Perle, mein Herr! einen wahren Diamanten, einen Schatz, um den mich das Museum Napoleon beneiden würde, wenn es sein Dasein ahnte, von dem ich mich aber nicht trennen will — es ist ein unschätzbares Juweel, mit einem Wort, das Original der Madonna im Linnen, ein Raphael!"

Nachdem der Pfarrer mit vorgeneigtem Leibe diese Worte fast leise gesprochen hatte, zog er plötzlich mit beiden Händen den Vorhang hinweg, und ließ uns wirklich die reizende Composition sehen, wo der Malerfürst die Jungfrau im azurblauen Kopfschmucke dargestellt, wie sie ein durchsichtiges Linnen aufhebt, das ihren schlafenden Gottsohn bedeckt.

Mein Mann, vertrauter mit den Werken der großen Meister, betrachtete das Gemälde sehr aufmerksam, und äußerte einige Zweifel über die Echtheit eines Stücks, das sich auch im Museum Napoleon befand und immer für das Original gegolten hatte. Der Kunstfreund hörte mit einer gewissen Freude diese Einwürfe, als ob sie nur dazu dienen könnten, die Beweisführung, welche nachfolgen sollte, zu vervollständigen.

Als mein Mann die Geschichte dieses Gemäldes durchgegangen, welches Raphael selbst dem Kardinal Adrian von Gouffier, dem Legaten in Frankreich, zum Andenken an die guten Dienste geschenkt, welche ihm dieser bei Franz I. erwiesen hatte, nebst anderen, gleich

bekannten Details, kehrte der Pfarrer, ohne ein Wort zu sagen, das Gemälde um, und zeigte uns auf dem schwarzen Holze alte rothe Wachsstempel mit Raphaels Siegel und in den Rahmen geschnitten die Jahrzahl 1519, zu welcher Zeit wirklich die Reise des Legaten Statt gefunden hatte.

Ich würde vergebens trachten, den funkelnden Blick, die entzückte triumphirende Miene des kunstbeflissenen Pfarrers mit Worten zu schildern, als er uns die stummen und, nach ihm, unverwerflichen Beweise des reinen alten Ursprungs von dem, was er seinen Schatz nannte, vor Augen hielt. „Hem! hem!“ sagte er nach langem Schweigen, und dieser beredte Ausruf bedeutete: Giebt es viel Echtheiten gleich dieser? Man mußte sich der Evidenz ergeben oder doch so thun, gleichwohl schien sie mir nicht vollständig. „Warum,“ sagte ich, das Gemälde von Neuem betrachtend, „warum scheint dies schöne Bild, das so herrlich Raphaels anmuthigen Pinsel wieder giebt, nicht eben verblichen, aber doch abgenutzt? Es hat ja Stellen, wo die Farbe fast ganz abgerieben ist.“

„Ach, Madame!“ erwiederte der Greis mit dem Stöhnen, das ihm stets dieser Gedanke auspreßte; „auch eine Wirkung der Revolution! Es hat wenig gefehlt, daß dies kostbare Bild, auf die unwürdigste Art benutzt, wie ein schlechtes Stück Holz im Feuer umkam. Es ist eine sehr merkwürdige Geschichte, wie ich

diesen Fund gemacht habe." — Hier ist die Anekdote, welche er uns erzählte:

Während der Schreckenszeit wohnte der Pfarrer, den man damals Bürger Fontaine nannte, in der Straße Clery, wo er heimlich Messe las und eine kleine Knabenschule hielt, deren geringer Ertrag ihm gestattete, im Verborgenen zu leben und den Drangsalen zu entgehen, welche damals die versteckten Priester verfolgten. Eines Abends ging er zu einem Eisenhändler, ich weiß nicht in welcher Straße, und handelte um einen kleinen Ofen von Gußeisen, den er in seine Stube wollte setzen lassen, — es war im Herbst und die Tage fingen an sehr abzunehmen.

Während er noch mit der Frau des Eisenhändlers um den Preis des Ofens handelte, zog ein Lärm von zankenden Kindern in der Hinterstube seine Aufmerksamkeit, wie die der Mutter, auf sich, welche letztere, mitten im Gespräch mit dem Fremden, in das Zimmer sprang, wo der Unfug geschah, rechts und links einige Klapse vertheilte und den Lärmenden eine hölzerne Tafel, den Gegenstand des Streits, aus den Händen riß, indem sie rief: Das wird euch wohl einig machen! Es soll's gar keiner kriegen! Und morgen zünde ich mein Feuer damit an. Da ging es an ein betäubendes Heulen und Schreien. — „Was betrübt denn die Kinder?" fragte der Pfarrer. Gott, lieber Herr! antwortete die Frau, da haben sie im Magazin ein Bret gefunden,

wo

wo etwas Gemaltes darauf ist; sie wollen sich eine kleine Bank davon machen, und zanken sich alle Augenblick, wer es haben soll.

Bei dem Worte Gemaltes spitzte der Pfarrer die Ohren; er nahm die fragliche Tafel; beim Schein des Kamins, der schon angezündet war, erkannte er wirklich Malerei, aber ganz bedeckt von Staub und Schmutz; die Tafel war von Nußbaumholz, stark und wohlgefügt; er dachte, sie könnte ihm zum Malen dienen, und kaufte sie für drei Assignaten zu zehn Franken, die er den Kindern gab, um sie über den Verlust ihres Spielzeugs zu trösten.

Zu Hause angekommen, fing er an, seinen Kauf vorsichtig zu reinigen, und wenig fehlte, sagte er uns selbst, daß er vor Freude wahnsinnig geworden, als er die lieblichen Züge der Mutter Gottes entdeckte, und auf der Rückseite den authentischen Beweis, daß der Zufall oder vielmehr die göttliche Vorsicht einen der schönsten Raphaels, die man kennt, in seine Hände fallen lassen.

„So habe ich“, fügte der Pfarrer mit einer Art Stolz hinzu, „das Meisterwerk von seinem Untergange gerettet, so hat mein Geschmack für die Malerei mich oft auf den Brücken und Quais kostbare Sachen entdecken lassen, die ohne mich verloren gewesen wären, und denen ich glücklich genug war, ein Asyl zu gewähren — denn“, sprach er, indem er einen wohlge-

fälligen Blick um sich her warf, „sie sind gut untergebracht, das geben Sie zu?“

Nie habe ich die Macht der Kunst so wohl begriffen, als da ich das strahlende Antlitz des Greises sah, wie er bei seinem Berichte den Blick voll Freude um sich her schweifen ließ. Dieser Mann, sonst der Erste im Hause, das berühmt war wegen des bequemen und genußreichen Lebens, das man hier führte; lange sturmvolle Jahre aus der Wohnung verbannt, wo er einst befahl, wo sein Leben unter den leichten Pflichten seines Amts und den Genüssen des Studiums dahin floß: dieser Mann war glücklich und stolz, hier den Dachboden zu bewohnen, umringt von den theuern Gegenständen seiner Verehrung, die er den Verheerungen der Unwissenheit und noch trüberem Verderben entrissen! —

Mir fiel wieder ein, was mir der Pfarrer in der Kirche von seiner Vorliebe für die Ausübung der Kunst gesagt, und ich suchte unter der Masse großer und kleiner Bilder die Werke des Kunstfreundes selbst; — da ich nichts fand, was mir dafür galt, so fragte ich ihn darum.

„O!“ sagte er, etwas verlegen, mit einer Bescheidenheit, die nichts Gekünsteltes hatte: „Sie begreifen wohl, Madame, daß ich mich hüte, meine Kleckssereien unter diesen Meisterwerken zur Schau zu stellen! Ich liebe die Malerei, aber mein schwaches Talent beschränkt sich darauf, einige Köpfe zu kopiren.“ —

Wir baten ihn dringend, uns Etwas von seiner Arbeit zu zeigen, und der redliche Mann öffnete mit sichtlichem Widerwillen ein kleines Zimmer, das er sein Attelier nannte: da stand auf einer Staffelei ein angefangener Madonnenkopf. Der gute Pfarrer hatte Recht, sein Talent war in der That nur das eines Kunstliebhabers, sonst war es nicht ganz von Sinn und Geschmack entblößt, die Zeichnung stellte sich ziemlich rein dar, nur die Färbung ließ viel zu wünschen übrig.

Wir waren schon beinah eine Stunde in diesem bescheidenen Museum, und trotz des Vergnügens, das mir die Bemerkungen und Anekdoten des Pfarrers machten, fürchtete ich, nicht seine Gefälligkeit zu mißbrauchen, welche außerordentlich war, aber ihn um seine Zeit zu bringen, und ich schickte mich an, von ihm Abschied zu nehmen, als er etwas zögernd sagte: „Ich hätte Ihnen wohl noch Etwas zu zeigen, aber —“ Hier hielt er inne und schien zwei entgegengesetzte Gefühle in Einklang bringen zu wollen. Ich glaubte Anfangs, es wäre der Wunsch, uns zurück zu halten und die Furcht, uns zu ermüden, und beeilte mich, ihm zu versichern, daß wir die Zeit mit ihm auf eine zu angenehme Weise zugebracht, um nicht zu wünschen, die Unterhaltung zu verlängern, wenn wir sonst nicht fürchteten, durch längeres Bleiben ihm lästig zu fallen; während ich diesen Wunsch nach besten Kräften ausdrückte, sah mich der Greis mit einem Ausdruck an,

den ich mir nicht zu erklären wußte. Dann kehrten sich seine Augen mit derselben Unschlüssigkeit auf meinen Gemahl. Endlich zog er diesen beiseite, führte ihn an's Fenster und sprach mit ihm einige Augenblicke leise.

„Wahrhaftig nicht!" sagte plötzlich mein Mann; der Pfarrer fügte noch Etwas hinzu, worauf mein Mann antwortete: „O es fehlt ihr nicht an Muth. — Liebes Kind!" fuhr er fort, zu mir zurückkommend, „der Herr will uns einen Gegenstand schrecklichen Anblicks zeigen, und er fragte mich mit väterlicher Güte, ob Du ihn auch ertragen könntest — Ich habe ihn in dieser Hinsicht beruhigt, und ihm versichert, daß Dein Muth Deiner Neugier gleich." „Ich bin eine Frau!" versetzte ich lachend; „damit wissen Sie, mein Herr, daß ich sehr froh sein würde, dem Lieblingsfehler meines Geschlechts zu fröhnen. Wovon ist die Rede?"

„Wenn das ist, werthe Dame," sprach der Pfarrer, „so sollen Sie befriedigt werden, und da Sie nicht allein Bilder, sondern auch Geschichten lieben, so hören Sie eine so wunderbare, wie das Meisterwerk, das mit ihr zusammenhängt. — Setzen Sie sich, denn meine Erzählung wird etwas lang werden."

Ich gehorchte; dieser Eingang erregte auf seltsame Weise mein Interesse und meine Neugier.

Während dem stellte der Pfarrer in gehöriger Entfernung zwei große Kisten vor uns auf, von denen ich

vermuthete, daß sie Gemälde von Werth enthielten, welche man gewöhnlich sorgsam verschlossen hält. Er öffnete sie, und ich erblickte zwei schöne Portraits in Lebensgröße als Brustbilder, mit reicher, geschmackvoller Umgebung.

Das erste stellte einen jungen wohlgebauten Mann mit angenehmen Gesichtszügen dar; sein braunes Lockenhaar umwallte eine edle Stirn, er war mit einem reichen Wamms von Sammet und Atlas, mit Gold und Perlen gestickt, bekleidet, das große Halsband des Ordens vom goldnen Vließ funkelte auf seiner breiten Brust, und eine Spange von Edelsteinen hielt auf der Schulter den kurzen spanischen Mantel fest, das Haupterforderniß der Tracht des sechszehnten Jahrhunderts. Ein Krone mit Rubinblumen umgab sein Baret, welches, mit einer weißen Feder geziert, auf dem Tische neben ihm lag. Seine Miene war ehrfurchtgebietend und sanft, etwas Stolzes und Glückliches schien aus seiner ganzen Gestalt zu athmen; man hätte ihn für einen jungen König halten können, in dem Moment, wo er den Thron seiner Vorfahren in Besitz nimmt.

Das zweite Bildniß war das einer jungen Schönheit, weiß und zart, mit lichthellem Blondhaar und blauen Augen voll Innigkeit und sanfter Schwermuth; klein und lächelnd war der Mund, aber in die Anmuth dieses Lächelns mischte sich Trauer und ihr leicht geneigtes Haupt gab dem Ganzen etwas unendlich Lieb-

liches und Rührendes. Die prächtige, aber steife Kleidung der Mediceer war bei ihr anmuthig und entstellte nicht ihre jungen schlanken Formen. Viel Gold, Rubinen und Perlen prangten auf ihrem Gewande, aber ihr schönes Haar war mit natürlichen Rosen geschmückt. Andre Blumen zwischen goldnen Ketten und Juwelen lagen neben ihr auf einem Tische unter einem breiten Spiegel, und zeigten, daß die junge reizende Frau ihre Toilette vollendete, und man konnte aus dem zärtlichen Ausdruck ihres Blicks errathen, daß sie sich für einen geliebten Gegenstand geschmückt hatte.

Während ich beschäftigt war, süße Beziehungen zwischen den beiden liebenswürdigen, reizenden Wesen zu suchen, rief mein Gemahl, empfänglicher für den Kunstwerth als für das Interesse der Composition: „Das ist Tizians Schule! — Vielleicht ein Pordenone oder Tintoretto —“ Der Pfarrer, welcher sich an unsrer Bewunderung zu weiden schien, begann seine wunderbare Erzählung, wie er versprochen hatte. Ich stehe nicht für ihre historische Genauigkeit, sondern gebe sie wieder, wie ich sie bekommen habe.

„Als Karl der Fünfte noch Erzherzog war, machte er eine Vergnügungsreise nach Italien, und verliebte sich in eine schöne Frau, deren Namen, wie die der Mehrzahl seiner Geliebten, unbekannt geblieben ist; man weiß nur, daß sie von hohem Range war und daß der Fürst versprochen hatte, wenn sie einen Sohn bekäme, ihn

anzuerkennen. Sie starb, indem sie einer Tochter das Leben gab, welche Karl, der Kaiser geworden, zärtlich liebte und mit vieler Sorgfalt erziehen ließ.

Als die Jungfrau funfzehn Jahr alt war, erschien sie an dem Hofe des Herzogs Francesco Sforza, den Karl der Fünfte wieder in Mailand eingesetzt. Hier zog ihre Schönheit und Anmuth ihr eine Menge Huldigungen zu, unter andern die eines Jünglings aus dem Hause Medici, schön, liebenswerth, aber arm und ohne Güter. Sein Geschlecht war durch die Partheien aus Florenz vertrieben worden und er hatte sich dem kaiserlichen Kriegsdienste gewidmet. Seine armselige Lage erlaubte ihm nicht, nach der Hand eines so reizenden Wesens zu streben, und doch konnte er sich nicht enthalten, ihr seine Verehrung bei allen Gelegenheiten zu bezeigen, welche ihm die glänzenden Feste und Maskenzüge, damals in Italien gebräuchlich, boten. Das junge Fräulein ihrerseits, welche das Geheimniß ihrer Geburt kannte, wagte nicht, wenn schon sie den schönen Eigenschaften ihres Anbeters volle Gerechtigkeit angedeihen ließ, die Liebe zu ermuthigen, welche sie eingeflößt hatte, und bemühte sich, durch ein sittig zurückhaltendes Betragen ihre heimliche Neigung mit dem, was sie ihrem hohen Range schuldig war, in Einklang zu bringen.

Nichts konnte dem Paare die Hoffnung eines glücklichen Ausgangs ihrer Liebe gewähren. Damals ver

heerte der Krieg ganz Italien. Rom war von den Kaiserlichen geplündert worden, um des Bundes willen, den der Papst gegen sie mit Frankreich, England und den italienischen Fürsten geschlossen. Der junge Medici, gezwungen, dem Geschicke seines Verwandten, Clemens VII. zu folgen, nahm Abschied von der, welche ihm so theuer war, und verließ Mailand, die Verzweiflung im Herzen. Er begab sich zum Papst, der zur Zeit in der Engelsburg gefangen gehalten wurde. Zur Schande der ganzen Christenheit dauerte die Haft des Oberhaupts der Kirche länger denn sechs Monate! Endlich willigte Clemens, um Frieden und Freiheit zu erlangen, in die Bedingungen, welche ihm Karl der Fünfte vorschrieb, er wählte seinen jungen Verwandten, um dem Kaiser seine Unterwerfung zu überbringen, und zwei Jahre später beauftragte er ihn, den Allianz-Traktat zu unterhandeln, den er mit Karl schließen wollte, um bei dem allgemeinen Frieden, der im Werke war, bessere Bedingungen zu erhalten.

Der junge Medici reiste nach Barcellona ab, wohin der Kaiser auch seine Tochter berufen hatte. Hier sahen sich die Liebenden wieder. Nach so langer Abwesenheit waren sich Beide noch treu, und das Fräulein wußte das Herz ihres erhabenen Vaters so günstig für den, den sie liebte, zu stimmen, daß Karl der Fünfte, sei es aus Nachgiebigkeit, die vielleicht von der außerordentlichen Liebe, die er zu ihrer Mutter getragen,

herrührte, sei es aus irgend einem politischen Grunde, der nie recht bekannt geworden, einwilligte, ihr den jungen Abgesandten zum Gemahl zu geben. Er übertrug auf diesen den Herzogstitel, setzte ihn wieder in das Erbtheil seiner Väter, indem er ihn an die Spitze der Regierung von Florenz stellte, und diese Heirath wurde sogar eine der Ursachen des Friedens, welcher den mörderischen Kriegen folgte und Italien nach so viel Unheil wieder etwas aufathmen ließ.

Ein so großes, so unvermuthetes Glück war etwas Betäubendes für die liebenswürdigen jungen Leute, deren Bildnisse Sie hier sehen. Selbst indem sie es genossen, konnten sie nicht daran glauben; ihre Freude, wie, ach! bei den armen Sterblichen jede zu vollkommene Freude, übertraf die Fähigkeit, welche ihnen gegeben war, sie zu genießen. — In das Gefühl ihres Glücks vertieft, vergaßen sie die Erde, und doch schien eine gewisse Traurigkeit ihnen zu sagen, daß es nicht von Dauer sein könne — ein schlagendes Bild der falschen Seligkeiten dieser Welt und der wahnsinnigen Eitelkeit unserer Wünsche! Wenn wir in diesem oder jenem Zusammentreffen von Umständen einem vollkommenen Glücke zu begegnen glauben, so findet es sich, daß, wenn wir es durch günstigen Zufall wirklich erlangt haben, unsre Seele der Kraft ermangelt, es zu ertragen, und diese Ohnmacht scheint uns zu verkünden, daß es andrer Organe, als der irdischen, be-

darf, um das zu genießen, was nur der Ewigkeit angehört! —

Fortwährend mit einander beschäftigt und immer mit der Leidenschaft, welche sie zugleich entzückte und quälte, waren die armen jungen Leute nicht glücklich, wenigstens nicht in dem Sinne, wie man dies Wort gewöhnlich nimmt. Die Regierungssorgen hielten den jungen Herzog täglich mehrere Stunden von seiner Gemahlin fern, welche darob einen tödtlichen kindischen Verdruß fühlte. Sie betrübte sich über diese Nothwendigkeit wie über ein großes Unglück; sie war immer unruhig, immer bewegt, das kleinste Geräusch erschreckte sie, und da die Angelegenheiten der Republik zuweilen schwierig zu leiten waren und die besiegte Parthei nur mit Widerwillen den Neffen des Papstes zum Herrn angenommen hatte, so glaubte die junge Frau fortwährend den Dolch eines Verschworenen ihres Gatten Herz bedrohen zu sehen, und dieser Gedanke nahm sie mit solcher Gewalt ein, daß man sie oft schaudern sah und im jähen Schreck aufschreien hörte, je nachdem ihre zu lebhafte Einbildungskraft ihr ein düsteres Bild zeigte. Das ging so weit, daß eines Tages, als sich in den Straßen von Florenz, ich weiß nicht bei welcher Gelegenheit, ein großer Lärm hören ließ, die unglückliche junge Frau das wüthende Geschrei: Carne, carne! Sangue! sangue! welches gewöhnlich den Volks-Aufruhr begleitete, zu unterscheiden glaubte; außer sich bei

dem Gedanken, daß man ihren Gemahl erwürge, wollte sie hinab stürzen, aber die Heftigkeit ihrer Bewegung raubte ihr alle Kraft, sie that ein paar Schritte und sank besinnungslos in die Arme ihrer Frauen.

Man lief, den Herzog zu benachrichtigen, der eben aus dem Rathe kam. Tief gerührt von so zarter Liebe, aber auch die unselige Gewalt beklagend, welche sie auf das theure Weib ausübte, eilte der junge Mann zu ihr. Als er in ihr Gemach trat, wurde er vom heftigsten Schreck erfaßt. Er sah die Frauen in Thränen, die Aerzte stumm und bestürzt, und seine reizende Gemahlin auf ihrem Lager ausgestreckt, bleich und reglos, mit allen Anzeichen des Todes! Seinem fragenden Blicke antworten nur die häufigern Thränen der Umstehenden; er stürzt nach dem Bette, berührt die Hände, das kalte Antlitz seiner Angebeteten, ruft sie mit den süßesten, rührendsten Namen — sie bleibt unempfindlich! Ihr Mund ist starr, die Brust unbeweglich, ihr Herz hat aufgehört zu schlagen! Der junge Gatte stößt einen kläglichen Schrei aus und sinkt leblos über den entseelten Leib des Wesens, das er so innig geliebt hat. Man sucht ihn ins Leben zurückzurufen, lange Zeit sind alle Bemühungen umsonst. Auf einmal kommt eine Frau der Herzogin darauf, ihr ins Ohr zu rufen, daß es auch der junge Herzog hören kann: Frau Herzogin! Frau Herzogin! kommt dem Herzog zu Hülfe! der Herzog stirbt! Frau Herzogin, der Herzog stirbt!

Der Ruf, die fürchterlichen Worte, rissen die junge Frau mit unerwarteter Gewalt aus dem Starrkrampf, der ihre Sinne gefangen hielt; sie öffnete die Augen, ihr Antlitz färbte sich wieder, ihre Geister lebten auf, ihre Seele, welche der heftige Stoß gleichsam zerschmettert, gewann bei dem wiederholten Aufrufe wieder Spannkraft; die Herzogin stand auf und näherte sich, noch ganz schwankend, ihrem Gemahle, der sich eben erholte. Ihre Stimme, ihre Liebkosungen riefen ihn vollends ins Leben zurück. Die um sie ausbrechende Freude verbreitete sich durch den ganzen Pallast, aber ihr eigenes Gefühl war zu lebhaft, um sich in geräuschvollem Entzücken zu äußern; Beide erhoben sich und gingen Arm in Arm nach der Kapelle, um dem Himmel zu danken, daß er ihnen das Leben auf eine so wunderbare Weise wieder geschenkt, welche sie als ein Mirakel zu betrachten geneigt waren. Gleichwohl trug dies Ereigniß, indem sie sich gegenseitig noch theurer wurden, nur dazu bei, die melancholische Stimmung ihres Geistes zu vermehren. Sie hatten Beide eine Art Vorgefühl eines nahen Endes, und die junge Frau sprach eines Morgens zu ihrem Gemahl:

Wenn Ihr mir Glauben schenkt, mein theuerster Gemahl, so laßt uns unsre Angelegenheiten ordnen und uns christlich auf einen Tod bereiten, der nicht mehr fern sein kann. — Mein Glück ist so reich, so vollständig, daß ich nicht aufhören werde, für seinen

Verlust zu zittern, als bis wir es mit uns hinüber genommen und in Sicherheit gebracht in der andern Welt. — Unsre Güter mögen den Armen verbleiben! Legt die Staatssorgen nieder, übergebt sie den Alten der Republik, und laßt uns hinfort, frei von aller Noth, in Ewigkeit uns selbst leben, mein theurer Gemahl, bis uns Gott von hier abruft, und wenn es seiner Güte gefällt, möge es bald sein; denn sieh, Geliebter, wir sind zu glücklich, um auf Erden zu bleiben! Ein Glück, wie das unsrige, gehört in den Himmel! Damit aber unser kurzes Leben nicht ganz ohne Frucht bleibe, lassen wir der Welt ein großes Zeugniß von der Eitelkeit dessen, was man Glück nennt, auf daß sie lerne, wie die Wünsche des Menschen, wenn sie schon in diesem Leben erhört werden, ihn unglücklich machen, da Jugend, Schönheit, Reichthum, Macht und Liebe, so viel vereinte Gaben, uns nicht verhindern konnten, den Tod zu wünschen! Laßt uns einen trefflichen Maler suchen, der uns Beide darstelle in den Tagen unserer Schönheit, umgeben von allem Glanze unseres Ranges. Ich bestimme hundert tausend Thaler für diese beiden Gemälde, unter der Bedingung, daß derselbe Maler sechs Wochen nach unserm Tode von Neuem unser Bild entwerfe — aber so, wie wir dann sein werden — wie uns der Tod gemacht haben wird; — bist Du damit einverstanden, mein Geliebter?

Der junge Herzog theilte die trüben Ansichten sei-

ner Gemahlin zu gut, um irgend eine Einwendung gegen dies seltsame Vorhaben zu äußern, welches die Ueberspanntheit jenes Jahrhunderts sehr wohl schildert. Er bemühte sich, einen Maler zu finden, der geschickt und auch muthig genug wäre, die Absichten der Herzogin aufs Strengste zu erfüllen. Nach vielem Bemühen um einen solchen Künstler, fiel seine Wahl auf Giacomo Robusti, genannt de Tintoretto. Dieser berühmte Maler nahm den sonderbaren Vorschlag an, und beschwur auf das Evangelium, Alles getreulich zu erfüllen.

Die lieblich reizende Herzogin, welche seit ihrem Entschlusse allem Prunk entsagt hatte, bekleidete sich noch einmal mit ihren hochzeitlichem Gewändern. Sie schmückte sich mit Gold, Perlen und Blumen, sie verlangte, daß auch ihr Gemahl mit allen Zeichen seiner Würden geziert sei, auf daß sie Tintoretto male, wie Sie das Paar hier sehen.

Die beiden schönen Bilder waren kaum fertig, und die Verfügungen, welche das Ehepaar wünschte, getroffen, als die Gesundheit der jungen Frau, bis dahin schwankend, sich plötzlich auf eine so ernste Weise veränderte, daß ihr Gemahl fürchten mußte, seine traurigen Ahnungen bald erfüllt zu sehen. In der That, sei es, daß ihr Zustand das Resultat eines organischen Uebels war, das man zu jener Zeit schlecht erkannte, oder daß Gott das Ende eines so schönen Lebens be-

stimmen wollte — starb die Herzogin fast plötzlich. Ehe sie verschied, als sie schon nicht mehr sprechen konnte, heftete sie einen langen zärtlichen Blick auf ihren Gemahl, streckte die sterbende Hand nach ihm aus, und ihr schon halb im Tode erstarrter Finger schien ihm geheimnißvoll zu winken! — —

Der untröstliche Gemahl überlebte sie nur so lange, um ihr die letzte Ehre zu erweisen und ihres letzten Willens Vollstreckung zu sichern. Er ließ den Maler kommen und sein Versprechen erneuern — und der Tintoretto hat es fromm gehalten!"

Indem er diese letzten Worte mit dumpfer, halb erstickter Stimme sprach, kehrte der Pfarrer beide Gemälde um — welcher Anblick! Der junge Mann, die junge Frau, zwei Leichen! Die blitzenden Augen voll Lust und Leben und Liebe — erloschen, versunken, in gräßlicher Zerstörung untergegangen! Die zarte Nase — vernichtet! Nur der nackte ragende Knochen! Der Mund ohne Lippen, die weißen Zähne scheußlich grinsend! Vom Schädel lösen sich die langen blonden Flechten und nehmen die verwelkten Rosen mit hinweg und die Perlen, welche sie einst schmückten! Der anmuthige Hals! der weiße wunderschöne Busen! Ach! das bläulich sich auflösende Fleisch zerfällt — lebendige Grabeswürmer kriechen daraus wimmelnd hervor — und der Spiegel? dieser Spiegel! der in blei-

chern, gräßlichern, abstoßendern Farben die grause Vision zurückwirft! Das ist Tod, mehr als Tod! Genug, genug! Den Vorhang darüber!

Sic transit gloria mundi! rief der Priester mit strenger Stimme.

Elise Bocart.

Eine Scene des Magnetismus.

Dies einzig ist der Zauber, den ich brauchte!
Shakespeare.

Der Herausgeber des Buchs der Hundert und Ein ist so gütig, von mir einen neuen Artikel zu fordern; das ist ohne Zweifel sehr verbindlich, doch verlangt er durchaus, ich soll darin vom Magnetismus reden, und das bringt mich sehr in Verlegenheit.

Zuerst ist es keineswegs angenehm, in der Welt dafür zu gelten, daß man sich mit Magnetismus beschäftigt. Viele unsrer besten Freunde betrachten uns dann mit einer Art mitleidiger Besorgniß, gleich der, welche uns Leute einflößen, bei denen es im Kopfe nicht ganz richtig ist. Ich finde das sehr natürlich; vor einigen Jahren trieb ich es wie die Andern, und jetzt, aus demselben Grunde, schäme ich mich fast, als ein Adept

von Mesmer, Puysegur oder vom guten Herrn Deleuze bezeichnet zu werden.

Seht ihr nicht alle Unannehmlichkeiten eines solchen Rufs? In der Politik klassificirt er euch unfehlbar unter die schwachen Geister, in der Philosophie unter die Hohlköpfe, in der Litteratur unter die Einfältigen. So zum Beispiel, wenn ich jemals hinreichendes Selbstvertrauen fände, um aus meinen alten Papieren Stoff zu einem oder zwei Octavbänden herauszuklauben, und es mir nachher wie jedem Andern einfiele, mich in die Reihen der Aspiranten zur Akademie française zu stellen: glaubt ihr, daß eine solche Note mich betreffend bei den Herrn Neun und Dreißigen eine recht gute Empfehlung abgeben würde? Denkt euch einen Kandidaten zur Deputirtenstelle, der dringend des Magnetismus verdächtig wäre — wie würden ihn die Wähler mit einem solchen Vorläufer empfangen? Ich höre schon alle die Spöttereien: Er will die Kammer magnetisiren, Europa in Schlaf versetzen, kurz den Hagel von Streichen, der einen Kandidaten in der Kreishauptstadt zu Boden streckt.

Es ist wahrhaftig eine recht sonderbare Sache. Zu einer Zeit, wo der Magnetismus noch gar nicht öffentlich erwiesen war, wo sich die Charlatanerie großentheils seiner bemächtigte und das Geheimniß sein Wunderbares noch erhöhte, da gehörte es zum guten Tone, sich damit zu befassen, und man konnte ganz nach Belieben daran glauben, ohne seinen Ruf zu gefährden.

Man glaubte daran, wie an viele andere Dinge. Ich erinnere mich an einen alten braven Mann, ehemaligen Dragoner-Capitain, der bei der Heimkehr von der Emigration wie eine Art Bagage aus dem ancien régime den Magnetismus, die Wünschelruthe und eine Zahl Anekdoten vom Herrn Grafen von Caglivstro aufbewahrt hatte, nebst Citationen aus Voltaire und eine Menge von Altweibermitteln, dem Journal von Verdun entlehnt. Der gute Onkel! Er kannte kein größeres Glück, als seine Recepte zu geben und seine Hausmittel anzuwenden, an deren Wirksamkeit er so fest glaubte, als er überzeugt war, daß ohne Necker die französische Revolution gar nicht stattgefunden hätte. — Verzeihung dem Abschweife.

Ich sagte also, daß vor der Revolution es keine Unannehmlichkeit hatte, an den Magnetismus zu glauben, der übrigens nichts weniger als erwiesen war, und heut, wo eine Menge Erfahrungen in Gegenwart der berühmtesten Fakultäten von Europa feierlichst gemacht worden, wo zahlreiche Kuren zu Paris im Angesicht aller Aerzte, Studenten und Neugierigen, welche Zeugen sein wollten, geschehen sind; heut, wo eine ad hoc ernannte Commission für das Dasein der Phänomena des thierischen Magnetismus und Somnambulismus entschieden hat; heut, wo ihr überall Leuten begegnet, die irgend eine Wirkung dieses wunderbaren physischen Agens gesehen haben, die dadurch geheilt worden sind,

oder mindestens doch ihre Freunde — woher kommt es, daß es etwas Lächerliches an sich hat, für Einen, der Magnetismus studirt, oder auch nur daran glaubt, zu gelten?

So steht jetzt die Frage. Es ist eine der wunderlichen Inconsequenzen der menschlichen Natur. Die Einen glauben, weil sie gesehen oder erfahren haben, die Andern glauben nicht, weil ihnen keine Beweise geworden sind, und Alle bleiben hierbei stehen. Die, welche nicht überzeugt sind, ziehen es vor, nicht daran zu glauben, statt hinzugehen und zu sehen, und es ist ihnen bequemer, die zu verspotten, welche gemeint haben, daß die Sache der Mühe verlohnte, genauer geprüft zu werden. Suchen wir zu erfahren, warum.

Wenn eine Entdeckung in der Naturwissenschaft gemacht wird und sie hinlänglich durch das Zeugniß der gelehrten Welt erwiesen ist, so nimmt sich Niemand die Mühe, sie in Zweifel zu ziehen; man ist viel schneller damit fertig, sie auf Treu und Glauben der tüchtigen Männer als wahr hinzunehmen, welche gleichsam die Procuratur des Menschengeschlechts haben, um neue Wahrheiten aufzufassen und in Umlauf zu bringen. Als ich das erste Mal von der außerordentlichen Wirkung des Galvanismus auf das Nervensystem selbst nach dem Tode reden hörte, war ich ohne Zweifel sehr verwundert; aber da die Thatsache von Niemand bestritten wurde, stand ich nicht einen Moment an, sie als wahr

anzunehmen. Wäre sie bestritten worden, so hätte ich gedacht, daß sie wohl verdiente ins Klare zu kommen, und ich hätte Nichts versäumt, um vollkommen zu wissen, woran ich mich dabei zu halten hätte. So habe ich es mit dem Magnetismus gemacht, und die Welt sollte es auch so machen, wie mir scheint, oder ich weiß nicht mehr, was der Neugier werth ist, in einer Zeit vorzüglich, wo so viel Leute sich abmühen, etwas Poetisches zu finden.

Aber seht, es giebt Etwas, das dem Magnetismus schadet, das ist: er enthüllt eine Seite der physischen Welt, die uns bisher ganz unbekannt war; die Wissenschaft aber hat nach ihrer Gewohnheit die Gesetze der bekannten Welt unwiderruflich festgestellt, und betrachtet als unmöglich, was von diesen Gesetzen abzuweichen scheint, und was das Volk, minder bedenklich, ganz treuherzig als wunderbar annimmt. Diese Art zu schließen ist wirklich sehr plausibel; indem Alles, was den Anschein des Wunderbaren hat, für unmöglich erklärt wird, ist damit zugleich entschieden, daß es nicht der Mühe verlohnt, sich damit zu beschäftigen. Aber wie viel andre, jetzt anerkannte Thatsachen haben dereinst für wunderbar gegolten, weil sie den angenommenen Ideen zu widersprechen und die natürliche Ordnung der Dinge zu überschreiten schienen? Die Erscheinungen der Elektricität, des Galvanismus, des mineralischen Magnetismus u. s. w., schienen sie nicht anfangs

wunderbar, und erklärt man sie heut nicht ganz gut? Nun, die des thierischen Magnetismus gehören in das Gebiet des Physischen, obgleich man sie nicht erklärt, und sie müssen auch ihr Gesetz haben, das vielleicht dereinst bekannt werden und sie erklären wird.

O Verzeihung! Da lass' ich mich gehen, die wissenschaftliche Frage abzuhandeln, und habe es mir doch so fest gelobt, Nichts der Art zu thun. Ich will mich nur auf den moralischen, poetischen, philosophischen und wenn ihr wollt, pittoresken Standpunkt stellen. Hier sollt ihr weder ein klinisches Protokoll, von drei Aerzten unterzeichnet, noch eine Theorie des Magnetismus, noch eine Diskussion für oder gegen erhalten. Das Alles wäre hier sehr unpassend.

Indessen muß ich ernstliche Vorsichtsmaßregeln mit dem Leser treffen. Laßt mich also, ich bitte sehr, ein paar Worte hinzufügen. Ich versichere euch denn, daß ich an den Magnetismus und selbst an den Somnambulismus glaube, dem besser ein anderer Name gegeben würde *). Ich glaube daran, weil ich viele

*) Der magnetische Somnambulismus ist die Entwickelung eines sechsten Sinnes, des Sinnes, der sich zuweilen in Ahnungen, Sympathien und so viel andern Erscheinungen des gewöhnlichen Lebens kund giebt; es ist, wenn man will, der natürliche Instinkt, bis zu einem solchen Grade gereizt, daß er Wahrnehmungen hat, die uns unsre Sinne im Zustande des Wachens versagen. Wir wissen nicht,

Somnambulen geprüft habe, zuerst mit dem ungünstigsten Vorurtheil und dann mit der unpartheiischsten Aufmerksamkeit. Noch will ich sagen, daß der Nervenbau vorzüglich bei der magnetischen Handlung im Spiel ist, und daß also, je weniger Empfindlichkeit der Nerven vorhanden, desto weniger der Magnetismus wirkt. Man begreift hiernach, warum die Frauen leichter zu magnetisiren sind als die Männer.

Ich glaube auch, daß sich die Charlatanerie oft dieser Entdeckung, welche uns ohne Zweifel von den Alten überkommen, bemeistert und der Enthusiasmus sie übertrieben hat; aber sagt mir doch, welche Entdeckung in der Medizin hat nicht ihre Enthusiasten, ihre Schelmen und Betrogene gehabt?

Die physisch-moralische Panacee, das Mittel, zum Absoluten, zur Universalwahrheit zu gelangen, — es giebt Leute, welche das und noch viel andre Dinge im

---

warum, noch wie sich diese Fähigkeit so entwickelt, die Somnambulen können uns keine Rechenschaft geben von der Art ihrer Wahrnehmungen und Visionen. Aber wenigstens können die Leute, welche sich die Mühe geben, die Thatsache zu beobachten, selbige nicht leugnen. Ich habe viel andre beim Doctor Chapelain, diesem eifrigen magnetischen Experimentator, gesehen, der seine ganze medizinische Laufbahn dem Fortschreiten der Wissenschaft geopfert hat, und auf seinem neu eingeschlagenen Wege ganz erstaunliche Kuren bewirkt.

Magnetismus sehen. Was die betrifft, die weder Dogmatiker noch Illuminaten sind, sondern die Thatsachen mit Hülfe der Erfahrung und der Vernunft betrachten, so mögen sie sich darauf beschränken, die magnetischen Facta so viel als möglich mit aller Vorsicht des Zweifels zu studiren. Aber sie mögen sich auch hüten, ihrerseits eine Theorie zu bilden, welche andre Thatsachen bald umstürzen würden. Zu jeder Zeit hat man geglaubt, daß die Epoche der Synthesis gekommen sei, und wie viele Systeme sind über diesen Planeten gewandelt wie Generationen, Denkmäler und Reiche! In zweitausend Jahren wird man noch deren neue gründen, die wiederum von andern ersetzt werden. Ich meines Theils liebe die Systeme, aber nur als Methoden. Genug davon. —

Um damit zu Ende zu kommen, ist hier ein Brief, in dem sich wie in einem Rahm die interessantesten, aber nicht die wunderbarsten Erscheinungen des Magnetismus zusammengestellt vorfinden. Er ist von einem Freunde an mich gerichtet, zu dem ich so viel Vertrauen wie zu mir selbst habe, und ich theile ihn mit, ohne jedoch seinethalb eine Verantwortlichkeit zu übernehmen.

. . . .

— Ganz entschieden, mein Theuerster, gehen wir nicht ins Bad. Die Saison beginnt weit vorgerückt zu sein. Die Seebäder schlagen nicht an, und was schlimmer ist, sie sind dies Jahr nicht en vogue, man geht

geht nicht mehr hin. Die Reise nach Schottland ist auf nächstes Jahr verschoben, und so wird der ganze Sommer in Chateauverger zugebracht. Wäre das nicht um vor Langerweile zu sterben, ohne die Hülfsquellen Deines Freundes? Aber wie schwer ist es, eine hübsche Frau zu amüsiren, welche stets in der Welt Effekt gemacht hat und dadurch verwöhnt ist!

Die reizende Cousine klagt immer noch über ihre Nerven. Sie seufzt, daß ihr Mann gezwungen ist, an der Spitze seines Regiments zu sein. Ihr erster Eifer für Romantik ist verraucht, die Romane von Walter Scott und nach Walter Scott interessiren sie nicht mehr. Wir lesen noch manchmal ein paar Verse von Wordsworth und Byron, aber mit einer sehr matten Aufmerksamkeit. Sie ist von der Malerei degoutirt, weil die Talente zu gemein geworden sind und die kleinen Mädchen in den Klöstern schon Genrebilder entwerfen und nach Modellen zeichnen. Rossini? Sie hat so viel gesungen, was man von ihm in den Salons singt. Sie begreift nicht mehr, daß man ein Liebhaber-Concert arrangiren könne, ohne einen ganzen Akt mit Chören und Orchester aufzuführen. Was also machen?

Ich fand die Gelegenheit günstiger als je, um mein Anerbieten des Magnetismus wieder vorzubringen. Man lachte, man verwarf es, wie Thorheit und Chimäre. Andern Tags, unerträgliche Migraine. Das war ein herrlicher Beweggrund. Ich brachte die Rede

wieder darauf, ich setzte meine Theorie auseinander, führte meine wunderbaren Kuren an und rühmte meine Somnambulen. Die Neugier schien aufgeregt. „Aber ist es möglich? Ist es keine Täuschung?" — Versuchen wir 's. Sie sollen sehen. — „Man wird sich über uns moquiren." — Was thut's? — „Ich werde davon kränker werden." — Im Gegentheil, ich stehe dafür, Sie zu heilen. — „Langeweile werde ich dabei haben." — Dazu lasse ich Ihnen gar keine Zeit. — „Wird es lange dauern?" — Höchstens zehn Minuten. — „Und dann, sind Sie nicht etwas jung, oder auch ich?" — O ich bin ja Ihr Cousin. — „Im Grunde, das ist wahr. Wohlan — Wenigstens Albertine kann dabei bleiben, nicht wahr?" — O freilich, ganz gewiß! —

Frei gestanden, starb sie vor Lust, und die schöne Albertine war nicht minder neugierig darauf als sie. Soll ich Dir's gestehen? Vorzüglich ihretwegen wünschte ich so glühend das Experiment. Mit ihren schönen, schwarzen, blitzenden Augen, ihrem reichen glänzenden Haar, das wie ein Diadem von Gagat ihre Stirn umzieht, dem rührenden Ausdruck ihrer bleichen Züge, dem leichten Anflug spanischer Färbung, kurz mit dem unendlichen Reiz, der über ihre ganze Gestalt verbreitet ist — welche Somnambule mußte Albertine sein! doch wagte ich gar nicht, daran zu denken, und gleichwohl sprach ich bei mir: dann wüßtest du ihr Geheimniß. —

Frau von B. hat mehr Geist als das junge Mündel

ihres Gemahls, und bei ihrer Weltkenntniß, sechs bis acht Jahr älter, begreift sich das. Aber welche Seele, Albertinens! Und dann, im achtzehnten Jahre, der Zeit bleicher Farben — — braucht sie einen Mann. Nun aber, in dem Jahrhundert, in der Welt, wo sie lebte, was für einen Mann sollte sie finden? Das arme Kind, es hat Nichts! Höchstens funfzig tausend Thaler! Es ist wahr, das ist schon etwas, aber bei dieser Höhe des Luxus, vorzüglich im Gymnase!

Du wirst ungeduldig, ich komme schon. Das reizendste Bild, welches ich vor Augen hatte, muß ich gleichwohl noch verweilend betrachten. Ich habe es immer für einen der köstlichsten Kontraste gehalten, welche uns die Natur bieten kann, wenn sich eine Gruppe von einer Brünette und Blondine bildet, welche ihre hübschen Köpfchen aneinander lehnen, daß ihr Haar sich vermischt, so ungleich wie ihr Teint, ihre Augen, ihre Haltung und der Ausdruck ihrer Physiognomie.

Hier, wie es sich oft trotz des widersprechenden Vorurtheils zuträgt, ist die Brünette die Zarte, Ernste, Melancholische, und die Blondine die Lebhafte, Muntre, Piquante. Frau von B. ist im Grunde viel gefühlvoller, als sie scheinen will. Sie hat das Ansehen, sich für Nichts zu interessiren und alle Dinge pirouettirend zu behandeln. Aber trotz ihres Männerhirns, das Alles begreift, hat sie ein lebhaft fühlendes Frauenherz, ein

Herz, das eines Abgotts bedarf — ob für lange? Ich bezweifle es.

Albertine dagegen — ihr oft auf die Brust sinkendes Haupt, ihre etwas trüben Augen, ihr oft starrer, feuchter und doch glühender Blick, Alles verkündigt in ihr eine Prädestination zu tiefer Leidenschaft, das heißt, zu der höchsten Wonnetrunkenheit des Glücks und zu den brennendsten Schmerzen. Und diese Leidenschaft auf ewig? Ich glaube.

Endlich sitzt nun Frau von B. auf einem Divan, ich vor ihr auf einem Stuhle, ihre Kniee leicht zwischen den meinigen drückend. Ich sage ihr, den Kopf auf ein Kissen zu lehnen und sich willig dem Schlafe zu überlassen, ohne Versuch, meinem Einflusse zu widerstehen; denn wozu das Experiment länger und mühsamer für uns Beide machen? Was würde das beweisen? Ich nehme eine ihrer Hände (sehr schön wie Du weißt, aber ich denke jetzt nicht daran, wie billig) und lasse die andre von Albertinen, welche auch auf dem Sopha sitzt, in die ihrigen nehmen. Das ist zwar gegen das Prinzip, welches Absonderung vorschreibt; aber glaubst Du, ich wolle mich von Albertinen absondern?

Nach drei Minuten Sammelns oder Concentration, während welcher ich meine magnetische Kraft, um sie zu schonen, sehr schwach wirken lasse, erhebe ich sanft meine Hand gegen die Stirn, dann senke ich sie sehr langsam die Figur entlang und verweile nach einander

auf dem Claviculum, Sternum, den Plexus solaribus und dem Epigastrium, das ich etwas drücke. O herrliche anatomische Sprache! du machst nicht die Prüderie scheu, auch verfehle ich nicht, mich deiner zu bedienen. Das Alles ist nur im Ganzen das Werk von fünf Minuten gewesen, und schon wird das Athemholen rascher, die Hände werden wärmer und etwas feucht, die Blicke ungewiß, die Augenlider halb geschlossen und der Busen hebt sich. Ich fahre fort, des Erfolges versichert. — Aber während dem hatte ich schon einen andern gehabt. Ich wandte den Kopf nach Albertinen, sie war fest entschlummert. Ihr zarter empfänglicher Organismus hatte das Fluidum absorbirt, wie wir Magnetiseurs sagen.

Frau von B. bemerkte mein Erstaunen und sah auch gleich die Ursache. Noch zwischen Schlaf und Wachen war sie nicht ganz in meiner Gewalt.

„Ich will nicht mehr magnetisirt sein,“ sagte sie plötzlich aufstehend.

— Mein Gott, warum denn? was ist denn? — „Im Ernst, wahrhaftig! Sehen Sie doch das Kind.“ — Sie schläft fest, das ist Alles. — „Mir kam es eben vor, als ob ich nicht mehr mir selbst gehörte. Ich fühlte mein Ich gleichsam entfliehen.“ — Das geschieht immer so. — „Aber ich sage Ihnen (etwas lächelnd), das ist sehr gefährlich.“ — Ist das eine Idee! Bei mir Gefahr! — „Ich gestehe, daß ich nur von dem Manne,

den ich am liebsten auf der Welt habe, magnetisirt werden möchte, und das sind Sie nicht." — Bedenken Sie doch, daß im Zustande des Wachens die gewohnten Neigungen wieder in ihr Recht treten und der Einfluß des Magnetiseurs fast ganz aufhört. — „Ich will es glauben, aber Sie müssen doch wenigstens zugeben, daß im magnetischen Zustande diese Neigungen momentan von andern verdrängt werden können." — Zuweilen, das ist wahr. Nun! das große Unglück! Es ist wie eine Untreue im Traume, wie eine Leidenschaft für ein Phantasiegebilde, das man in einem Romane getroffen. Ein wahrhafter Thor, wer über dergleichen eifersüchtig werden könnte!

Albertine schien in diesem Augenblicke unruhig, ohne Zweifel, weil ich selbst etwas aufgeregt war, so innig bestand der magnetische Rapport schon zwischen uns. Ich stillte die leichten Nervenzuckungen durch einige sanfte Striche von weitem und mich zu Frau von B. wendend, sagte ich:

Sehen Sie, nur Sie sind die Ursache, daß sie leidet. Die Nerven sind in diesem Zustande so reizbar, daß unser kleiner Zwist hinreichte, sie zu beunruhigen. Es wäre weit besser, Sie machten ein Ende und ließen sich einschläfern. — „Wozu? Meine Migräne ist vorüber." — Das kann nicht sein. Im Gegentheil, ich sehe, Ihr Kopf ist schwer. — „Ja, ich bin ganz wüst im Kopf." — Sie müssen etwas schlafen, damit Sie

ruhig werden, ehe ich Sie des Fluidums entledigt, sonst würden Sie den ganzen Tag unwohl sein. — „Werden Sie das junge Mädchen weiter schlafen lassen?“ — Einige Zeit noch, aus demselben Grunde. — „Also wollen Sie mit zwei schlafenden Frauen allein bleiben? Wissen Sie, daß es sonderbar erscheinen würde? Und meine Pflichten als Vormünderin?“ — Ach gehen Sie doch! Lassen wir die Kindereien. Und sagten Sie nicht, Sie wären neugierig, zu sehen, was Ihr Gemahl eben jetzt macht? — „O, das vergaß ich — ja, wenn ich das gewiß wüßte — Wohlan!“

Sie setzte sich wieder und ich schläferte sie ein, ohne mich jedoch mit zu vielem Interesse mit ihr zu beschäftigen, denn ich fürchtete Albertinens Nervenzuckungen zu erneuern. Ich wußte, daß die Eifersucht bei den Somnambulen sich bis zu einem erstaunlichen Grade entwickelt. Ich war nicht gewiß, ob sich Albertine in dem Falle befand, denn ich hatte noch nicht mit ihr gesprochen; aber ich vermuthete es sicher. Trotz aller meiner Achtsamkeit gab das reizende Mündel Zeichen von Unruhe, als Frau von B. zum letzten Mal gähnte und, sich einem unwiderstehlichen Schlummer überlassend, ihre Glieder ausstreckte und den Kopf mit jener Anmuth zurücklehnte, welche die Frauen nie verläßt, selbst wenn sie nicht mehr daran denken, daß man sie beobachtet.

Stelle Dir, wenn Du kannst, das entzückende Bild

vor, und die unaussprechliche Bewegung, welche durch meine Seele zitterte, nach diesem kleinen, so leicht errungenen, magnetischen Siege.

Ich habe es zwanzig Mal gesagt: man kennt noch nicht all' das Poetische, Erhabene, Aetherische im Weibe, wenn man es nicht im Zustande des Somnambulismus gesehen hat. Selbst ein solches, das im gewöhnlichen Zustande kaum den Blick anzieht, besitzt dann eigenthümliche Reize. Die Carnation wird durchsichtiger, frischer, die Haut angespannter, das Antlitz bekommt einen anmuthigern oder nach Gelegenheit energischern Ausdruck, obgleich die Züge wie im Schlummer ruhen; die Lage ist fast immer glücklich und die Gesten auch, und die Stimme wird süßer, eindringlicher. Einmal ließ ich eine Somnambule singen, und man vergoß Thränen, sie zu hören; wachend bat ich sie um dasselbe Lied, von dem sie nicht ahnte, daß sie es einen Augenblick vorher gesungen habe, und es war weder die Stimme, noch der seelenvolle Vortrag von früher.

Ich wollte anfangs mit der reizenden Albertine sprechen, aber, die Wahrheit zu gestehen, ich wagte es nicht. Ich zitterte, daß sie nicht ganz im Somnambulismus sein und aufwachen möchte, wenn sie mich hörte. Ich nahm also nur ganz leise ihre Hand, sie war völlig unempfindlich, wie es in dieser Art Starrsucht zu geschehen pflegt. Aber ich wollte, daß sie die meinige fühlte und ein Zeichen der Erkennung gäbe —

da schien es mir denn, als fände ich die Hand etwas responsive, wie man so hübsch im Englischen sagt.

Albertine schlief fort und hatte meinen Gedanken verstanden; der Rapport war also vollständig.

Nach einem langen Liebesblicke voll Verlangen und Hoffnung, der wonnig über ihre ganze Gestalt glitt, wandte ich mich wieder zu Frau von B., und versuchte ihr ein paar leise Worte zuzuflüstern, als: „Befinden Sie sich wohl?“ Sie antwortete schwach: „Ja!“ und schlief weiter. Augenscheinlich war sie im Somnambulismus. Dieser Erfolg entzückte und ermuthigte mich, so daß ich mich lebhafter für sie interessirte. Ich brachte eine Hand vor ihre Stirn, die andere gegen das Herz, indem ich sie mit etwas mehr Intensität magnetisirte; in weniger als einer Minute gab sie Zeichen von der Wirkung meiner Thätigkeit und begann freiwillig zu sprechen, um mir den sonderbaren Zustand, in welchem sie sich befand, zu schildern.

„Ich weiß nicht mehr, wo ich bin,“ sagte sie; „aber ich fühle, daß Sie bei mir sind und auch Albertine, doch sehe ich diese durch Sie. Eine neue Welt entwickelt sich in mir, aber es ist noch Chaos, Alles formlos und unbestimmt. Später werde ich besser sehen. O mein Gott! wie wunderbar!“

Die ausschließliche Aufmerksamkeit, welche ich ihr in diesem Momente widmete, schien Albertinen weh zu thun; sie fühlte, daß ich mich nicht mehr mit ihr be=

schäftigte, die Schläge ihres Herzens waren heftig und rasch, ich hörte wie einen schmerzlichen Seufzer, ihre Glieder wurden schon starr; sogleich begann ich, sie zu beruhigen.

„Sie magnetisiren Albertinen,“ sagte Frau von B. „O wie lieben Sie das Kind! Sie können es mir nicht mehr verhehlen, ich lese in Ihrem Herzen.“

„Ich begehre Ihnen auch Nichts zu verhehlen. Aber Sie?“

„Ich weiß nicht — Wecken Sie uns auf. Wahrhaftig, es ist sehr gefährlich; Sie werden bald alle unsre Geheimnisse haben.“

Albertinens Gesicht hatte sich unterdessen etwas gefärbt, eine leichte Transpiration erfrischte ihren ganzen Körper, um ihre Lippen spielte ein unschuldig glückliches Lächeln, ihre Physiognomie sprach eine süße Sicherheit, eiue Art Seligkeit aus. Ich wagte nun, in Gedanken, ohne den Mund zu öffnen, die Frage an sie zu richten: „Verstehen Sie mich?“ — „Ja!“ antwortete sie mit verlegener Stimme.

(Immer in Gedanken.) Erkennen Sie jetzt, was in meinem Herzen ist?

Die Antwort schien ihr Ueberwindung zu kosten: „Vielleicht!“

Ich fügte in Gedanken hinzu: „Lieben Sie mich wieder?“

Ihr Antlitz bedeckte sich mit glühender Röthe; sie

antwortete Nichts, aber ich fühlte, daß sie mir kaum merklich die Hand drückte. Ich brauche Dir nicht zu sagen, ob diese Antwort mir tausend Mal mehr gefiel.

„Sie glauben wohl, ich verstehe Sie nicht?“ sagte Frau von B. mit übler Laune: „es ist, als ob Sie ganz laut sprächen. Geniren Sie sich nicht.“

Albertine hatte sie vielleicht nicht verstanden; gleichwohl schien sie in diesem Augenblicke zu leiden.

„Ich ersticke,“ sagte sie, die Hand auf das Herz legend.

Ich magnetisirte sie an dieser Stelle, brachte meinen Mund ganz nah, und da ich die glücklichen Wirkungen der Insufflation kannte, hauchte ich meinen ganzen Athem darauf aus, welches ihr sogleich Linderung zu bringen und selbst ein lebhaftes Gefühl von Vergnügen zu verursachen schien.

„O wie thut mir das wohl! Das Blut drang zu sehr nach dem Herzen.“

Ich fragte sie laut: „Warum das? Was sehen Sie in sich selbst?“

„Ich sehe, daß ich eine Anlage zur Pulsadergeschwulst habe.“

Das scheint Ihnen beunruhigend? — „O mein Gott! Ich werde daran sterben, wenn ich einmal einen schmerzlichen Kummer habe.“ — Setzen Sie sich nicht solche Ideen in den Kopf. — „Ich kann Nichts dafür.“ — Sie werden geheilt werden. Ich hoffe es, ich weiß

es gewiß. Ich will, daß Sie ein gleiches Vertrauen haben. Glauben Sie, daß ich Sie heilen würde, wenn ich Sie magnetisirte?

(Lebhaft.) „Ganz gewiß!" (Langsam.) „Vielleicht, wollte ich sagen! — Aber ich mag nicht mehr; es ist genug, es ist zu viel!"

„Wie? Sie wollten mir nicht die Gesundheit verdanken, theure Albertine?"

Sie antwortete nur durch Schluchzen, das bald durch reichliche Thränen gestillt wurde, die aus ihren geschlossenen Augenlidern drangen.

„Weinen Sie nicht, meine zarte Freundin! nein, fürchten Sie keinen Kummer, am wenigsten von mir. Ich werde Sie heilen, Sie werden glücklich sein, wenn es von Ihrem besten Freunde abhängt. — Aber Frau von B. leidet, ich muß mich mit ihr beschäftigen. Stillen Sie Ihre Thränen, damit keine Spur von ihnen bleibt, wenn Sie erwachen. Ich will jetzt, daß Sie in einen tiefen Schlummer sinken."

Sie sagte mir, daß sie großen Durst hätte. Ich füllte ein Glas mit Wasser und magnetisirte es mit dem festen Willen, daß es den Geschmack von Limonade haben sollte. Sie trank begierig und sprach: „Was ist das? Limonade, glaube ich. O, wie erquickt mich das jetzt!" Zu gleicher Zeit brachte ich eine Hand vor das Epigastrium, die andre vor die Stirn, mit der festen Absicht, sie schlafen zu lassen, bis sie von selbst erwachen

würde. Ich wollte zugleich, daß sie sich ruhiger, glücklicher fühlen und von ihrem Schlummer eine angenehme Erinnerung behalten sollte, ohne sich davon Rechenschaft geben zu können. Alles das wird viele Leute die Achseln zucken machen; aber Du, der Du diese Erfahrung kennst, bedarfst keiner Commentare.

Nach zwei Minuten war Albertine schon ganz fest entschlummert. Ich rückte einen Stuhl zur Frau von B. und linderte sie mit einigen großen Strichen; sie beruhigte sich ein wenig und sprach:

„Wahrhaftig, ich glaube, Sie hätten mich sterben lassen, ohne mich der Beachtung zu würdigen, so ganz und gar gehörten Sie der Kleinen.“

„Sie beurtheilen Ihren Cousin zu streng. Fühlten Sie sich sehr unwohl?“

„Ja, die Migraine war wiedergekommen, meine Nerven waren gereizt, ich litt am Magen.“ — Das ist nicht von Bedeutung und jetzt? — „bin ich besser; aber muß man nicht dem Tode nahe sein, um Sie zu erweichen?“ — Kommen Sie, schöne Cousine, keinen Zorn mehr, ich liege zu Ihren Füßen. — Was sagen Sie von der Mäßigung eines gewaltigen Magus, der die verzauberte Schönheit um Verzeihung bittet und sich demüthigt, wo er befehlen könnte? — „Was Sie mir da sagen, ist wirklich wahr! Es scheint mir, als wäre meine Seele der Ihrigen unterworfen, lebte nur in ihr und dächte durch sie, Sie lenken alle meine Gedanken.“

Ich küßte ihr die Hand, es ist wahr, aus reiner Galanterie, aber mit dem festen Willen, daß sie es fühlen sollte. — „O, das ist nicht aufrichtig, ich fühle, daß Sie diesen Augenblick nicht an mich denken.“ — Und Sie? Ich glaube Sie auch mit etwas Anderem beschäftigt. Sie runzeln die Stirn, woran denken Sie? — „Ach, ich weiß nicht. Ich denke an meinen Mann; ich frage mich, ob es ihm lieb sein würde, daß ich so —“ Guter Gott! Was kümmert es ihn? Ist denn etwas Uebles dabei? — „Das ist auch nicht Alles, ich möchte ihn gern sehen, wissen, was er grade jetzt macht und denkt, ob er sich mit mir beschäftigt.“ — Versuchen wir's ein wenig. — „Nun ja, ich will. — Ach, ich fange an, ihn undeutlich zu erkennen, aber noch so von Nebeln umringt; ich glaube, durch Anstrengung und wenn Ihr Wille mich unterstützte, würde ich mit der Zeit zum Ziele kommen.“ — Ich richte meine ganze Denkkraft dorthin. — „Das fühle ich wohl.“

Zugleich näherte ich meine Stirn der ihrigen und brachte sie in Berührung.

„Gut!“ sagte sie, „ich sehe besser. O, was giebt das meinem Hirn für Kraft! Aber ich würde gleich zum Zweck gelangen, wenn ich irgend Etwas in Händen hielte, das mich direkt in Rapport mit ihm setzte, irgend Etwas, das er kürzlich berührt hat.“ — Ganz recht, was nehmen wir dazu? — „Ah! warten Sie,

das ist es, was wir brauchen; geben Sie mir seinen letzten Brief, er liegt dort auf der Chiffoniere."

Ich gab ihn hin, sie befühlte ihn sorgfältig, legte ihn auf ihr Herz, auf ihre Brust, auf ihre Stirn, wo sie ihn lange festhielt, dann rief sie mit Entzücken: „Ja, ich sehe ihn sehr, sehr deutlich, nicht grade jetzt, aber doch wenigstens in dem Augenblicke, wo er den Brief schrieb. O, er dachte wohl an mich! Wie er mich liebt, der theure Gustav! Doch wie? Es tritt Jemand in sein Zimmer. — Wer ist das? Gott! ein Weib! Er steht auf — Ha!"

Ein lauter Schrei rang sich aus der Tiefe ihrer Brust empor. Sie wäre ohnmächtig niedergesunken, wenn sie nicht mein Wille aufrecht gehalten hätte, ohne sie aus ihrem somnambulen Zustande zu erwecken. Doch sprang sie plötzlich auf und stürzte zum Fenster, als ob sie eine That der Verzweiflung begehen wollte. Ich hielt sie zurück und mußte zu gleicher Zeit meine Aufmerksamkeit auf Albertine richten, welche die Rückwirkung der Bewegung, in der ich war, zu empfinden schien. Denke Dir ein wenig meine Verlegenheit während eines solchen Auftritts.

Endlich, durch starke Willenskraft, lasse ich Frau von B. in resignirter Haltung niedersitzen, dann beruhige ich sie mit Strichen, mit dem Hauch von weitem und vorzüglich durch mein festes Wollen, ihr jede Erinnerung der betrübenden Vision zu rauben.

„Soll ich Sie bald erwecken?"

„O, ich bin noch sehr bewegt. War es Wirklichkeit oder Täuschung? Ich habe doch so klar gesehen, als ob ich dabei gewesen wäre. (Hier legte ich meine Hand auf ihre Stirn.) Nicht doch, ich glaubte nur zu sehen. Ja, es war reine Täuschung. Gerechtigkeit des Himmels! Wär' es möglich, er, der beim Abschiede von mir — doch hab ich — O, das ist nicht wahr, nur — könnt' ich mich vielleicht rächen. Gustav in solchem Grade untreu! O ich Unglückliche! Nein, nein, es kann nicht sein, es ist nicht!"

„Schlafen Sie, ich beschwöre Sie darum. Kraft meines Zaubers fordere ich es von Ihnen."

„O, keinen Scherz mehr! Es steht nicht in Ihrer Macht, mich jetzt in Schlaf zu bringen. Ich will aufwachen und mich erinnern." —

„Was das Letztere betrifft, nein!" sagte ich mit Kraft; „ich will, daß sich das Alles aus Ihrem Geiste verwische, wie ein eitler Traum; und weil Sie es wünschen, so erwachen Sie!"

So sprechend, machte ich die gewöhnliche Gebehrde, das heißt, ich trennte lebhaft meine beiden Hände vor dem Gesichte der Somnambulen und hob mehrmals meine Daumen über ihren Augen in die Höhe, ihr gleichsam befehlend, sie zu öffnen, welches sie auch bald, dieselben reibend, that, denn sie fühlte ein leichtes Brennen daran. Dies verbannte ich, indem ich

meine Daumen sanft über ihre Augenlider gleiten ließ. Der Sehnerv war noch gelähmt.

Nun, Madame, wie geht's? — „Sind wir im Dunkeln? Ach, ich fange an, zu sehen. Mir ist, als ob man mich trunken gemacht hätte. Ich fühle Schwindel. Wahrhaftig, ich könnte nicht gehen. — O, mein Gott, welche Schwäche habe ich in den Beinen! Begreifen Sie das?“

„Nichts natürlicher, das ist immer so. Sie sind von meinem Fluidum gesättigt, ich muß Sie dessen entledigen.“

„O ja,“ sagte sie lachend, „entledigen Sie mich Ihres Fluidums, denn ich fühle mich dadurch sehr unbehaglich. Setzen Sie mich in den frühern Zustand, daß ich wieder Ich selbst bin.“

„Das ist sehr leicht. Halten Sie sich aufrecht.“

Dann machte ich mit beiden Händen Striche vom Kopf zu den Füßen, vor ihr, auf den Seiten und über's Rückgrat. Sie war vollkommen entladen.

Wie befinden Sie sich jetzt? — „Gut.“ — Nur das? — „Ich fürchte Ihnen zu viel Eitelkeit einzuflößen; doch muß ich gestehen, auf Ehre, ich fühle mich viel wohler als vorher. Und demungeachtet kommt es mir vor, als hätte ich einen häßlichen Traum gehabt; ich möchte glauben, der Alp hätte mich gedrückt.“ — Es bringt manchmal eine solche Wirkung hervor — und die Migraine? — „Verschwunden, aber ich fühle mei-

nen Kopf etwas exaltirt, ich weiß nicht warum. Habe ich lange geschlafen?" — Sehen Sie nach der Uhr: dreiviertel Stunden. — „Habe ich gar nicht gesprochen?" — Sie haben geschlafen, sage ich Ihnen. — „Wie kommt der Brief auf den Divan?" (Ich hatte vergessen, ihn wieder an seinen Ort zu tragen, und bereute es schmerzlich. Schon zitterte ich.) — Ich habe ihn in Ihre Hände gegeben, um zu sehen — „Wahrhaftig! Und mein Mann, was haben Sie von ihm gehört?" — Nun.., so viel ich habe erkennen mögen, befindet er sich recht wohl. — „Sie lachen? Wär' es möglich? Sie hätten Nichts gesehen?" — In solcher Entfernung! Dazu gehörte in der That ein besser begründeter Rapport. — „Aber wie? (sich im Spiegel betrachtend.) In welcher Unordnung bin ich? Was haben Sie denn mit mir gemacht?" — Sie waren etwas aufgeregt und da habe ich Sie beruhigt. Das ist Alles. — „Ich muß glauben, was Sie mir sagen. Aber sehen Sie doch, ich, die in Ihren Gedanken lesen sollte, ich erinnere mich gar Nichts mehr. Was habe ich also davon? Uebrigens ist es eine wunderbare Sache. Ich entsinne mich noch des Moments, wo ich einschlief, und meines Erwachens. Wie das junge Mädchen herzhaft schläft! Werden Sie es von selbst erwachen lassen? Wird sie es können? Ich glaube, der Magnetismus ist ihr gut." — Ja, ganz gewiß! und Ihnen? — „O, — mir? Nein — ich weiß nicht."

Albertine erwachte zwei Stunden später mit reizenden Farben, und hatte auch nicht den Schatten einer Erinnerung ihres Schlummers; gleichwohl betrachtete sie mich mit furchtsamern oder beredtern Blicken, denn das ist dasselbe. Ich habe sie auch, nach den Vorschriften der magnetischen Klugheit, in Unwissenheit über ihren Somnambulismus gelassen. Indiscretionen in solchem Falle sind fast immer gefährlich. Sie geben den Somnambulen Besorgniß über das, was sie gesagt haben können, stören ihr Gehirn, schaden ihrer Isolirung, indem sie das Dasein des wachenden Zustandes in das ganz abgesonderte Dasein des magnetischen Schlafs mischen; endlich schwächen sie ihre Hellsehkraft und zerstören sie oftmals.

Albertine weiß nicht, daß sie ihr Geheimniß in mein Herz entschlüpfen lassen, und mir ist noch Alles gegenwärtig, ich weiß noch Alles. Welchen Vortheil habe ich über sie! Fürchte jedoch Nichts, reizendes Mädchen! Ich werde ihn nicht mißbrauchen, und wenn Dein Glück von mir abhängt, wirst Du glücklich sein!

Und nun, Theuerster, was sagst Du jetzt von mir? Bescheidenheit bei Seite, ist das nicht Tugend? Denn man muß die Dinge beim rechten Namen nennen. Wie viel Männer kennst Du, welche das Geheimniß eines hübschen Mädchens erhaschen und eine hübsche Frau das Wort Rache aussprechen hören können, und es so benutzen werden wie ich? Und dann, sprich, ob ich Dir

nicht in natürlichem, doch zuweilen pretentiösem Stile eine Art physiologisch-dramatisch-moralischen Geschichtleins geliefert? Ja, gewiß moralisch, wenigstens eben so viel wie die, mit denen Herr von Marmontel das achtzehnte Jahrhundert erbaute." —

Ich wiederhole, daß ich diesen Brief nicht unter meiner Garantie mittheile. Es finden sich darin gewisse Allegationen, welche die Ungläubigen empören werden. Nun! mögen die Ungläubigen auch experimentiren! Es liegt mir nicht ob, sie zu überzeugen. Wenn ich Alles bestätigte, würde man mir gar Nichts glauben. Ich muß mir einen Ausweg zu einem ehrenvollen Rückzuge offen halten.

Das ist mindestens die poetische Seite des Magnetismus. Wenn ihr von da zu gewissen Somnambulen von Profession niedersteigt, welche für alle Welt zu festen Preisen schlafen, welche jeden Tag eine gewisse Anzahl von Aussprüchen von sich geben, oft denselben für alle Krankheiten, und eine solche Gewohnheit magnetischen Schlafs erlangt haben, daß man ihn ihrem Sopha anklebend nennen könnte, dann mögt ihr vielleicht auf der Grenze der Charlatanerie angelangt sein.

Felix Bodin.

Die Parthei der Gelangweilten.

Die furchtbarste, grausamste, gefährlichste, gewaltthätigste aller Partheien, welche sich auf der Oberfläche der Pariser Gesellschaft bewegen!

Lacht nicht, es ist Nichts zum Lachen dabei, das versichere ich euch.

Ihr werdet euch mit allen politischen Factionen vertragen, wenn ihr dem Ehrgeize entsagt, Länder zu regieren, wenn ihr euch verurtheilt, die Rechte, die Kraft, die Absichten und Verdienste der Partheien nicht zu discutiren, wenn ihr gut eure Abgaben zahlt, welches System sie auch einfordern möge. Da ihr Niemand im Wege seid, wird euch Niemand angreifen, ihr gleitet zwischen der amerikanischen Republik, der erneuerten Republik von 1791, dem Napoleonismus, dem Henriquinquismus, der Opposition, der Doctrine, dem

Königthume der Tuilerien, dem Programme des Stadthauses hindurch, ihr werdet euch mitten unter dem Allem einherbewegen, ohne eine Meinung anzustoßen oder eine Idee umzurennen, weil ihr euch klüglich sehr schmal, sehr klein, sehr flink und gewandt gemacht.

Ihr werdet in Frieden mit allen religiösen Partheien leben, wenn ihr hinlänglich gesunden Menschenverstand habt, daß ihr euch aller Controverse gegen Principien enthaltet, welche die Sektirer nicht mehr verstehen, als ihr, über Symbole und Mythen nicht streitet, welche wohl die Mühe verlohnen, geprüft zu werden, aber gewiß nicht, daß man sich eine Viertelstunde darüber quält und erzürnt, daß man sich ein Haar vom Kopf oder einen Tropfen Bluts aus den Adern reißt.

Wenn ihr nicht zu eingenommen (und ein weiser Mann soll nicht für eine künstlerische Idee eingenommen sein), wenn, sage ich, ihr nicht zu sehr eingenommen für Racine oder Göthe seid, so werdet ihr gut oder mindestens politisch mit allen Factionen der Litteratur leben. Die Klassiker werden euch eure Neigung zur Romantik hingehen lassen, unter der Bedingung, daß ihr anerkennt, die Vollkommenheit sei auch oftmals bei Corneille und Racine zu treffen; die Romantiker werden euch Britannicus, die Horatier und Phädra verzeihen, wenn ihr ihnen nur die Hälfte von Shakspeare und die schönen Parthien von Hugo, de Vigny und Dumas zugesteht.

Die Anhänger von Ingres vergleichen sich nicht, Delacroix's Nachahmer geben eben so wenig ihre Grundsätze auf; aber doch könnt ihr mit diesen beiden äußersten Partheien der Malerei in Frieden bleiben, wenn ihr den Nachkömmlingen von Rafaels Nachkömmling begreiflich macht, daß ihr in den Werken des Pinsels Farbe, Energie, Gluth, Originalität und leidenschaftliches Leben liebt, ohne doch die Zeichnung zu verachten und wenn ihr ihnen zum Beweise gebt, daß ihr die schönen Improvisationen liebt, welche Eugen Delacroix's freie Feder mit so viel Glück des Abends bei Freundes-Geplauder auf ein Brief-Couvert, auf das Marktbuch eurer Köchin, auf eine Visitenkarte wirft; wenn ihr ihnen sagt, daß ihr das eben liebt, weil ihr Michel Angelo liebt, weil ihr den schönen Stil, den Adel, die Großartigkeit in Rafaels Zeichnung liebt. Die Ingristen werden euch am Ende Farben und Effekt gestatten, wenn ihr euch die Mühe nehmt, ihnen zu beweisen, daß ihr nicht blind für die Schönheiten der Meister seid, welche mehr gezeichnet als colorirt haben. Von dieser Seite also bin ich noch ziemlich ruhig.

Auch fürchte ich mich nicht sehr vor den Philosophen, obgleich, die Wahrheit zu reden, diese Freunde der Weisheit sehr unumgängliche Leute sind, Chicaneurs über Nichts und Alles, welche den Menschen vom Gipfel ihrer Größe herab messen und ihn mit sittsam unhöflicher Verachtung behandeln. Doch im schlimm-

sten Falle sind mit ihnen Verträge möglich, wenn man ihrer Chimäre schmeichelt, ihre Selbstliebe schont und, ohne grade ihrem Systeme völlig beizustimmen, doch die Lehren ihrer Gegner oder Nebenbuhler bitterlich kritisirt.

Ihr könnt euch also vertragen mit den musikalischen Factionen;

Mit den medicinischen Factionen;

Mit den Factionen, welche sich das Gebiet der Wissenschaften streitig machen;

Mit den philosophischen Coterien;

Mit den Partheien, welche die Künste und die Litteratur bewegen, und sich viel zanken, wo sie uns, statt dessen, ihre Meisterstücke geben sollen;

Mit den religiösen Sekten;

Mit den politischen Factionen. —

Aber mit der Faction der Gelangweilten — niemals!

Und warum niemals mit dieser, da man sich mit so vielen andern vergleichen kann? Warum? Hier kommt es.

Der Gelangweilte ist der größte Tyrann, den ich kenne. Er findet Nichts gut, und wenn ihr euch zufällig an einem Theaterstück, einem Buche, einem Gemälde, einem Journal-Artikel ergötzt, so setzt er sich neben euch, ärgert sich über euer momentanes Vergnügen, macht sich eine Freude daraus, es zu stören und sagt

sagt ganz laut gähnend: Gott! wie ist das schlecht! wie dumm! wie unerträglich! Und glaubt nicht etwa, daß er dann fortgehen wird, wie es sehr einfach scheint, weil er sich langweilt; nein, er wird da bleiben, an euch gefesselt, wie ein lästiges Insekt, gähnend, damit ihr wieder gähnt, um die Kinnbacken zu verrenken und einen fürchterlichen Magenkrampf zu bekommen; er wird bleiben, um die Arie auszupfeifen, die man singt, um sich über die Prosa oder die Verse zu moquiren, welche der Schauspieler hersagt, um eine flache Kritik über den Roman, das Gemälde, oder die Gesinnungen des Journalisten zu liefern; er wird bleiben, bis er euch gezwungen hat, ihm das Feld zu räumen, denn wohin soll er gehen, um sich besser zu amüsiren?

Glücklich noch, und gratulirt euch darob, wenn er euch nur mit seinen breiten Hiatus oder verächtlichen Interjectionen, mit halber Stimme ausgestoßen, verfolgt! Denn wenn er euch mit seiner Diskussion antritt, seid ihr verloren. Seine Intoleranz ist unerträglich! Man muß denken wie er, das heißt, nur diesen einzigen Gedanken haben: Alles, was geschieht, was gesprochen, gezeigt und verkauft wird, ist schlecht und langweilig. Wenn ihr ihm diese Wahrheit bestreitet, wird er hitzig werden und mit seinem Stock auf die Erde stoßen.

Denn er trägt einen Stock, der Gelangweilte, einen dicken Stock. Er hat den kleinen Röhrchen, den Ba=

dinen der Incroyables, seiner Vorgänger und Meister, entsagt, er bedarf, um seinen nachlässigen Körper zu tragen, eines starken, soliden Stockes, wie der Greis oder der abgelebte Wüstling einer Krücke bedarf, um seine Schwäche zu unterstützen.

Wenn ihr euch ereifert, so wird er sich schlagen, weil das Etwas ist, was man nicht alle Tage thut, das die abgestumpften Sinne wieder aufweckt und ein wenig scharf macht, weil es Geist, Herz und Arm für eine Stunde oder zwei wieder Spannkraft giebt. Der Gelangweilte schlägt sich also gern, er liebt das Duell, in so fern er überhaupt Etwas lieben kann, wie er die Revolutionen und Gewaltthaten des Aufruhrs liebt. Mag das Volk sich zusammenrotten, mögen Kriegslieder und Geschrei nach Blut erschallen, der Gelangweilte wird an sein Fenster treten, das Drama wird ihn anfangs interessiren und ergötzen. Er wird sich hinein mischen, nicht um die Rolle des Aufwieglers zu spielen, die Energie verlangt, oder die des Freundes der Ordnung, die Ausdauer fordert, sondern, um sich eine Aufregung zu verschaffen. Verwundete, Todte, Schrecken der Volksmenge, geschlossene Läden, lebhafte Diskussionen in den Kaffeehäusern über die Begebenheiten des Morgens, Bülletins, Reklamationen und vorzüglich Deklamationen in den Journalen des folgenden Tages, das Alles sagt ihm auf wunderbare Weise zu. Aber wenn ein zweiter Tag der Unruhe und Bewegung dem

ersten folgt, wenn das Gewehrfeuer sich länger als vier und zwanzig Stunden hören läßt — o dann wird er wieder in seinen Charakter zurückfallen; das langweilt ihn und er wird überall schreien:

„Gott! wenn doch die Leute ein Ende machten! es ist immer dieselbe Geschichte! Was macht denn die Polizei? Warum leidet sie so lange Demonstrationen, die alle Welt ennuyiren? Einen Tag, das ist gut, aber zwei!“

Was wird er gar am dritten sagen? Nichts. Er wird die Achseln zucken, auf seinem Sopha ausgestreckt eine spanische Cigarre rauchen und Thüren und Fenster sorgfältig verschließen lassen, damit er so wenig als möglich hört, was vorgeht und Niemand empfangen muß, der kommen könnte, um mit ihm davon zu sprechen.

Eine der Freuden des Gelangweilten ist die Verbreitung einer schlimmen Nachricht. Sobald er etwas Verdrüßliches erfährt (und er ist stets auf der Fährte nach solchen ausgesuchten Genüssen), wird er überall umherstreichen, um es wieder zu sagen. Ihr werdet ihn in allen Salons finden, er wird das Pferd seines Tilbury zu Tode jagen, um zuerst zu kommen, damit er die Angelegenheit an dem Orte erzählen kann, wo sie den lebhaftesten, grausamsten Eindruck hervorbringen muß. Das ist nicht Bosheit, das ist Bedürfniß, sich zu zerstreuen, weiter Nichts. Die Thränen, welche das

verhängnißvolle Ereigniß, das er zu verkünden gekommen, auspreßt, werden ihm nicht wegen des Kummers, den sie aussprechen, gefallen, sondern nur wegen des Eindrucks, den sie bei ihm hervorbringen. Peinlich oder angenehm, das kümmert ihn wenig, wenn es nur ein Eindruck ist!

Alles, was ihm das Gefühl seines Daseins giebt, ist eine Wohlthat für ihn. Er läuft nach einem Begebniß, das ihm ein paar Stunden Fieber, einige Momente Todesangst geben kann, das ihm den Herzschlag verdoppelt, das während eines halben Tages mit Heftigkeit auf sein Gehirn wirkt, wie ihr laufen würdet, um euch davor zu bewahren. Das ist so sein specieller Muth. Der Erste, der einen russischen Berg versuchte, war einer der Gelangweilten, von denen ich rede. Ich habe einen Solchen Madame Blanchard bitten und quälen sehen, ihn in das Schifflein ihres Ballons aufzunehmen, an demselben Tage, wo die arme Frau vom Himmel herab stürzte, um an der Ecke der Straße von Provence auf dem Hoffmannschen Hause zu sterben.

Wenn es ein Pferderennen auf dem Marsfelde giebt, so geht der Gelangweilte hin, nicht um es zu sehen, denn er hat für diese Art Schauspiel so wenig Geschmack wir für eine andre. Wenn es in gehöriger Ordnung abgeht, so wird er trostlos sein, daß er hingegangen ist; aber wenn ein Pferd stürzt und den Jockey, der es reitet, verwundet, wenn dieser Jockey ein zerbrochenes

Bein hat, daß man ihn in eins der Zelte tragen muß, welche für die Concurrenten aufgeschlagen sind, und ein Chirurgus augenblicklich einen ersten Verband anlegt: das ist Bewegung, Verwirrung, Schmerz und Klage, etwas Außergewöhnliches — so Etwas bedarf er. Er wird sich amüsirt haben und euch des Abends in der Buffa oder Oper vielleicht nicht wie gewöhnlich belästigen — er wird lächeln, wenn er an das Unglück des Grooms denkt und es Allen erzählen, die es hören wollen, selbst denen, welche sich nicht im geringsten darum kümmern. Aber Pferdestürze und Verwundungen des Reiters sind Zufälle, mit denen der Himmel geizt; der Gelangweilte muß sich daher anderswo schadlos halten. Einer seiner Freunde läßt laufen, ohne auf den Preis Anspruch zu machen, sondern nur, um seine Stute zu zeigen, ihr die Beine lose zu machen und seinen Namen in allen Journalen unter dem Artikel: Rennen auf dem Marsfelde, zu finden. Der Gelangweilte geht zu ihm:

„Wer reitet Deine Sylphide?"

„John Parker, einer von Lord Seymours Piqueurs."

„Verspricht er Dir, den Preis zu gewinnen?"

„Nein, gewiß nicht! Es sind drei stärkere Pferde dabei, als mein Thier; aber die Sylphide wird nicht die letzte sein, und das ist Alles, was ich will."

„Und wie viel giebst Du John?"

„Drei Louisd'ors, wenn er der vierte ist; fünf,

wenn er sich zwischen dem zweiten und dritten hält; zehn, wenn er gewinnt."

„Gieb ihm zwei Louisd'ors, damit er nicht läuft; ich reite Deine Stute, und verspreche Dir Ehre zu machen. Willst Du? es würde mich ungeheuer amüsiren! Ich bin krank und der Arzt hat mir verordnet, ein wenig zu schwitzen. Du besinnst Dich?"

„Nein! wie Du willst."

Unser Mann ist entzückt aufs Höchste. John war schon angekleidet, gestiefelt, geschmückt, das nöthige Blei im Gurt.

„John, zieh' Dich aus; ich werde mit der Sylphide rennen. Der Herr giebt Dir zwei Louisd'ors und ich einen. Leih' mir Deine Jacke und Dein Kasket."

Der Jokey hat augenblicklich sein Kostüm abgeworfen und der Gelangweilte behängt sich damit. Bald sitzt er zu Pferde, in die kurzen Bügel gestemmt, das Kinn in dem Sturmbande der violetten Sammetmütze mit schwarzem Lederschirm, den Oberleib frei in einer Jacke von gelbbrauner Seide, die Taille eng eingeschnürt durch einen büffellebernen Gurt mit kupfernem Schloß, ähnlich dem, welcher Crispins unschuldigen Degen trägt. Die Sylphide ist ungeduldig, abzulaufen, aber nicht mehr als ihr Reiter, der sich schon nicht mehr über seine Verkleidung und Kameradschaft oder Nebenbuhlerei mit fünf Reitknechten amüsirt. Unterdeß präludirt

er durch einige Tempo's im kurzen Galopp vor den Logen, wo fünfzig seiner Bekannten sind, welche sich über ihn moquiren; er grüßt sie wie ein albern eingebildetes Kind, das sich freut, wenn man es Soldat spielen sieht. Nach einigen Minuten werden die Concurrenten in Linie auf der Rennbahn aufgestellt und das Zeichen zum Ablaufen erfolgt. Bei der ersten Tour hält sich der Gelangweilte ziemlich gut, die Sylphide ist lange die dritte, ihr Jokey giebt ihr zu rechter Zeit ein Paar Sporen und Zügelfreiheit und sie überholt mit einem Sprunge die beiden ersten Pferde; das macht: in diesen ersten Minuten hat sich der Gelangweilte zerstreut, er hat gelebt, er hat Körperkraft und Geistesthätigkeit gefunden. Aber diese Spannfedern erschlaffen bei ihm schnell: in der zweiten Tour ist Alles todt. Die Sylphide läuft allein, das edle Thier! sie führt ihren Reiter fort und wird von ihm nicht mehr unterstützt. Mit richtigen Hülfen würde sie vielleicht den Preis davon tragen, weil sie ein edler Eifer entflammt; verlassen, läuft sie wohl noch, aber sie läßt nach. Eine Sekunde solcher Erschlaffung hat Alles verloren! Der gelbbraune Jokey denkt nicht mehr an das Rennen, er ennuyirt sich, auch wird die Sylphide von all' ihren Mitbewerbern überholt; sie bleibt allein, weit, sehr weit dahinter, beschämt, fliehend, um sich zu verstecken, ausgepfiffen, verhöhnt, angespuckt. Als sie vor den Logen ankommt, empfängt ein lautschallendes Gelächter den

Groom aus Liebhaberei, der sehr viel darum geben würde, nicht das Kleid mit schreienden Farben anzuhaben, auf das Jedermann lachend mit Fingern zeigt. Zuerst von den Jockeys beneidet, wird er bei seiner Rückkehr von ihnen ausgelacht und muß geduldig diese Spöttereien ertragen! Dann überschütten ihn noch seines Freundes Vorwürfe, welcher die Niederlage der Sylphide beklagt.

„Wie hast Du es nur gemacht, bei der zweiten Tour so nachzulassen? Warst Du müde?"

„Nein."

„Wollte die Stute nicht mehr laufen?"

„Ich glaube, doch!"

„Weißt Du, daß Du mich um sechstausend Franken gebracht hast?"

„Was willst Du? Ich ennuyirte mich."

Darauf läßt sich Nichts antworten.

Aber dieser Mensch, der so heftiger Anstöße bedarf, weil es für ihn sonst keine Bewegung giebt — ihr werdet glauben, es sei ein von langen Vergnügungen entnervter Körper, eine vom Mißbrauch lebhafter Genüsse abgestumpfte Einbildungskraft, ein abgestorbenes Herz, kurz ein Greis: keineswegs. Der Gelangweilte ist sechszehn bis fünf und zwanzig Jahr alt, es ist eine mißwachsene, verwelkte Pflanze, deren Wurzel ein Wurm zernagt hat. Die Abgeschmacktheit hat sich dies Opfer schon auf dem Collegium ersehen. Es ist ein schlechter

Schüler, der, um seine Nullität zu verbergen, die Rolle des Melancholischen, des Menschenfeindes, des Schwierigen ergriffen hat; er verläßt die Klasse vor der Zeit, vor dem Alter, wo wir sonst mit Ausdauer und Liebe arbeiteten, um in die polytechnische Schule, nach Saint-Germain, Saint-Cyr oder in die Marineschule zu gelangen, um nach Paris zu gehen und dort das ernstliche Studium der Medicin oder des Rechts zu treiben; ohne Etwas gelernt zu haben, hat er die Klasse verlassen und dennoch hat er sich zum Richter aufgeworfen, der Alles verschwärzt, was hervorgebracht wird, eine Art Schmeißfliege oder Eunuch, unerträglicher noch als die beiden elenden Wesen, mit denen ich ihn vergleiche. Das Bedürfniß, tüchtig zu erscheinen, hat ihn in Thorheiten geworfen, die man einem ältern Manne nicht verzeiht, an einem Jüngling aber unerträglich findet. Er ist des Lebens überdrüßig, in das er kaum getreten; er spricht wenigstens einmal täglich von seinen Plänen des Selbstmordes; er hat keinen Glauben, keine Ueberzeugung, Alles erscheint ihm gleich wahr oder gleich falsch; er begreift nicht die Hingebung für eine Sache; wenn er leugnet oder zweifelt, so ist es nicht aus Weisheit, sondern weil Glauben und Discutiren eine Arbeit ist, und weil überdem der Zweifel, das absolute Leugnen zum guten Ton gehört; man hat wirklich in einem Salon weit mehr Ansehen, wenn man nicht der allgemeinen Meinung ist, und sich, um zu

widersprechen, in seiner persönlichen Ueberlegenheit allen Einwendungen entzieht, als stolzes Argument hinwerfend: „Das ist nicht so, weil ich es sage; überdem ist es schlecht, erzschlecht, langweilig zum Sterben!"

Das Leben dieser Gelangweilten ist für mich unbegreiflich. Ich kenne Zwanzig, die nicht fünf Sous im Vermögen haben und wie Millionairs auftreten. Sie haben Maitressen, Dienerschaft, Equipagen, Handpferde, schöne Kleider, Prachtzimmer, jährliches Abonnement in drei, vier Theatern — wie machen sie es? Ich weiß nicht. Wenn das Alles sie noch ein wenig amüsirte, so wollte ich darüber froh sein, weil wir sie dann los wären! Ach! Nichts amüsirt sie, zum Unglück für uns! Sie erwachen um eilf Uhr, durchfliegen im Bette zwei bis drei Journale, die sie ennuyiren — ich verzeihe ihnen das — lesen die Briefe ihrer Geliebten, welche sie gähnen machen, stehen um Mittag auf, bleiben bis ein Uhr unter den Händen ihrer Kammerdiener, was sie zur Ungeduld bringt (die Diener noch mehr als die Herren, will ich sagen), dann gehen sie frühstücken nach einem der großen Kaffeehäuser auf den Boulevards. Was soll man essen? — Die Karte hat gar keine Abwechselung. — Es ist schauderhaft. — Wir werden am Ende von Ihnen abgehen, meine liebe Madam ***, wenn Sie nicht jeden Tag etwas Neues haben, um unsern Magen zu reizen. — Das Getränk ist kochend, Garçon! wissen Sie nicht, daß ich es abgekühlt haben will?

— Gott! Ist das ennuyant! Es giebt nicht Einen Ort in Paris, wo man passabel frühstückt! — Wahrlich! Das Leben ist ein albernes Ding! Glücklich sind die Todten! — Wenn man wenigstens noch gute Verdauung hätte! — Ich weiß nicht, ob sie schlechte Verdauung haben, aber sie endigten immer damit, gut zu essen, wenn sie auch Alles miserabel finden und ihren Refrain von Langerweile wiederholen.

Sie verlassen die Tafel um drei Uhr, dann kommt die Cigarre ins Spiel. Sie gehen rauchend die Boulevards entlang, die sie verpesten, und verjagen die Frauen. Rauchen langweilt sie wie alles Uebrige, aber man muß rauchen, das ist eine von den hundert kleinen Beschäftigungen der Leute comme il faut, das heißt, der Leute, die Nichts zu thun haben; es ist eins der zahlreichen erkünstelten Bedürfnisse, die man sich schafft, wenn man seinen Geschmack und seinen Magen verdorben hat. Für den Seemann und Soldaten ist Rauchen eine Zerstreuung, eine Erholung, die ich begreife; sie haben so viel Qual und Mühseligkeiten, so viel wirkliche Langeweile, daß, wenn sie dies bei der leichten Rauchsäule, welche aus der Pfeife quillt, vergessen können, man Unrecht hätte, sie zu tadeln; für den Bauer ist es eben so, wie für den Matrosen und Soldaten. Der Deutsche, der sich gern in seine Träumereien verliert, der Italiener, Spanier, Grieche, Türke, deren Gehirn immer mit erhabenen Gedanken oder toller

Poesie arbeitet, sie rauchen den ganzen Tag, und ich begreife es, das Reizmittel sagt ihnen zu, wie Kaffee, Betel und Opium; aber unsere Gelangweilten, welche sich nicht mit Poesie befassen, welche niemals denken und ein rein materielles Leben führen! —

Nach der Promenade eine zweite Toilette. Diese währt länger als die erste; es giebt keine kokette Frau, welche so vieler Schönheitsmittel bedarf, so viel kleine Bürsten braucht, mehr Essenzen und Odeurs in ihr Haar verbreitet und ungeduldiger über das Derangement einer Falte in irgend einem Theile ihres Anzugs wird. Unsre Gelangweilten werden einige Visiten machen. Das ist die Stunde ihrer Tyrannei, die Stunde, wo sie erbarmenlos sind. Wehe dem, der sie empfangen wird! Sie bemächtigen sich der Stadt, wie früher beim Anbruch der Nacht die Ritter vom kurzen Schwert: kein Mensch wird verschont.

Der hier setzt sich in das Atelier eines Malers. Der Maler ist sehr pressirt, die Zeit der Ausstellung naht, seine Composition ist noch nicht ganz bestimmt, oder er hat ein Modell; ihn um eine Viertelstunde bringen, heißt ihm großen Schaden thun, er hat nöthig, allein zu sein, damit ihm von der Natur, die er kopirt, Nichts entgehe; der Fürchterliche wird es nicht bemerken. Er wird seinen Stuhl neben des Künstlers Fußtritt schieben, Tabak in ein kleines spanisches Papier rollen, den Cigarrito anzünden und eine unendliche,

nur von langem Gähnen unterbrochene Conversation beginnen. Wenn er einschlafen könnte! aber nein, der Grausame wacht, um dem Maler den Gedanken seines Werks, das Verdienst der Zusammenstellung seiner Figuren zu verekeln, um die Form zu tadeln, die Handlung zu kritisiren, und mehr Festigkeit, mehr Effekt, mehr Glanz in der Farbe zu verlangen; er wacht, um Alles zu tadeln, was er loben könnte und umgekehrt, und wenn er fortgeht, um Verzeihung seiner Bemerkungen zu erlangen, verfehlt er nicht zu sagen:

„Uebrigens achten Sie nicht auf das, was ich Ihnen da gesagt habe; ich kann mich sehr gut irren, denn Nichts ennuyirt mich so wie die Malerei!"

Victor Hugo arbeitet, er dichtet, er schreibt eine Scene. Seine Thüre ist nicht verschlossen, er hat nicht auf den Gelangweilten gerechnet. Seine Freunde mögen ihn besuchen in der Straße Jean Goujon, welche er allein bewohnt, nicht weit von dem reizenden kleinen Hause Franz des Ersten, der Ruine, die man hergestellt hat, um eine Ruine daraus zu machen: das ist ganz einfach; er erwartet sie, die Thüre seines Kabinets steht ihnen immer offen; aber konnte er vorhersehen, daß ein Gelangweilter sich wie eine Schnecke längs des Boulevards und der Champs-Elysées hinschleppen würde, um sich eine ganze Stunde lang an ihn anzuklammern? Der Dichter ist also gefangen; der Gelangweilte tritt gradezu ein, den Bedienten beiseit

stoßend, Madame Hugo, welche ihn erstaunt vorüber gehen sieht, lorgnirend und kaum grüßend und eins ihrer schönen Kinder, welche im Salon spielen, fragend:

„Wo ist denn der liebe Victor?"

Der kleine naive Knabe, der die Gefahr nicht ahnt, antwortet sogleich: Da ist Papa! und er mag wollen oder nicht, Hugo muß aufstehen, den Ankömmling lächelnd grüßen und ihm die Hand reichen.

„Nun, mein Bester, arbeiten wir?"

„Ich arbeitete, ja mein Herr, als Sie kamen."

„Und was machen wir? Verse oder Prosa?"

„Verse, mein Herr."

„Sie machen recht gute Verse, wenn Sie wollen, bester Freund; aber ich ziehe Ihre Prosa vor."

„Sie sind sehr gütig."

„Nein, es ist die Wahrheit. Ich kenne Nichts Besseres als Ihre Notre-Dame zu Paris nach Faublas. Es ist dem Einsiedler weit vorzuziehen, obgleich Arlincourt's Einsiedler ein sehr gutes Werk ist."

„Sie schmeicheln mir, mein Herr, und werden ungerecht aus Gefälligkeit."

„Wenn ich es nicht dächte, würde ich es nicht sagen; verlassen Sie sich darauf! Ein Werk muß gut sein, um mich nicht zu ennuyiren; nun habe ich Arlincourt's ganzes Buch gelesen und bin gewiß, nicht hundert Seiten von dem Ihrigen übersprungen zu haben.

Uebrigens, wen ich allen Personen vorziehe, das ist der Capitain Phöbus. Von allen Charakteren ist es derjenige —"

„— den Sie am besten verstehen."

„Zum Beispiel, ich bin über Alles, was Sie von Paris und seiner Kathedrale erzählen, leicht hinweggeglitten. Es ist nicht grade schlecht, aber die Architektur ennuyirt mich zum Sterben. Ich bin schwer zu amüsiren, sehen Sie!"

„Und ich bin so unglücklich gewesen, auf einen Gegenstand zu fallen, wo die Architektur eine nothwendige Rolle spielt!"

„Es ist vielleicht nicht Ihre Schuld, mein armer Victor, es ist die meinige. — Ah ça, die Verse, welche Sie machen, sind fürs Theater oder nur zum Lesen?"

„Für das Theater, mein Herr."

„Die Dramen, welche man jetzt macht, sind wüthend langweilig, nur die Ihrigen kann man noch sehen. Ich habe den ganzen ersten Akt von Hernani gesehen und die beiden letzten von Marion Delorme."

„Sie überhäufen mich mit Güte."

„Ach, da wir eben von Marion Delorme sprechen: sagen Sie einmal, war dies Mädchen verwandt mit Joseph Delorme, dessen Verse vor einigen Jahren gedruckt erschienen sind? Kennen Sie die Verse?"

„Ich kenne und liebe sie, mein Herr."

„Da sind Sie sehr gütig. Ich, zum Beispiel, habe

einmal sechs gelesen, zur Zeit als ich des Abends oder vielmehr des Nachts vom Ball kam, wo ich tausend Franken verloren hatte; ich habe Nichts davon verstanden, es hat mich ennuyirt und ich habe geschworen, Nichts mehr von solchen alten Schriftstellern zu lesen."

„Aber der Verfasser ist unser Zeitgenoß, einer unsrer ausgezeichnetsten Dichter und Kritiker."

„Parbleu, das ist erstaunlich, und ich kenne ihn nicht, ich, der Alles kennt, was es von Litteraten und Künstlern in Paris giebt. Dieser Herr Delorme kommt wohl niemals in die Oper oder in den Wärmsaal der Gaité an Tagen erster Vorstellungen?"

„Sehr selten, denk' ich."

„Das ist es! Wenn Sie ihn kennen, sagen Sie ihm doch, in seinem Interesse, daß wir ein Hundert junger Leute sind, welche den Ruf begründen und man folglich, wenn man reussiren will, für uns arbeiten muß. Nur im Kapitel der Langweiligkeit sind wir sehr störrig —"

„Das seh' ich, mein Herr."

„Wir haben so viel gesehen, so viel gelesen, daß wir sehr difficil sind; man ennuyirt uns sehr schnell. Glücklich der Schriftsteller, den wir loben, er steigt zu den Wolken! Delorme ist trübe, wir brauchen etwas Muntres; nicht zu munter, denn das ist auch wieder langweilig, aber etwas raisonnabel Muntres, verstehen Sie mich."

Und der Gelangweilte wird dies Gespräch fortsetzen, trotz des ironischen Lächelns oder der augenscheinlichen Ungeduld des Dichters, den er auf die Tortur bringt. Hugo wagt es nicht, an seinen Tisch zu treten, aus Furcht, sein abgeschmackter Besuch möge ihn zwingen, das Stück vorzulesen, dessen Entwurf er gestört hat; er steht also auf, betrachtet das Zifferblatt der Uhr, schneidet seine Feder, geht im Kabinet auf und ab, indem er Davids Bronzen, Boulangers Zeichnungen und Deveria's Skizzen ansieht, welche die Wände zieren; der Andre versteht die Pantomine nicht, er bleibt wie angenagelt auf dem gothischen Sessel, wo er sich wie ein Narr ausgestreckt hat, und wenn er geht, so ist er bis zu dem Grade von Langerweile gekommen, welche alle menschlichen Rücksichten verletzt und die Unterhalhaltung, zur großen Freude beider Sprechenden, plötzlich abbricht.

Habt ihr dringende Geschäfte, Familienangelegenheiten zu ordnen, so bewahre euch Gott vor der Gegenwart eines dieser Widerwärtigen, welche, wenn sie sich auch nicht direkt in die Sachen mischen, die ihr abhandelt, doch darum nicht minder lästig werden! Sie sagen kein Wort, horchen, ohne doch zu viel zu hören; aber sie bleiben, und erst, wenn ihr ihnen verständlich macht, daß es sich um Dinge handelt, die geheim gehalten werden sollen, dann erst werden sie Abschied nehmen.

„Ich sehe, Sie sind beschäftigt, ich gehe, aus Furcht, indiskret zu erscheinen. Uebrigens fürchten Sie Nichts, ich bin nicht im geringsten neugierig und dergleichen Dinge ennuyiren mich auch schrecklich.“

Eine Viertelstunde auf der Börse, um den Cours der Fonds zu wissen, zwanzig Minuten Umhertreibens vor Tortoni's Thüre, um Neuigkeiten zu hören, eine halbe Stunde bei seiner Geliebten, um ihr eine Promenade oder ein Schauspiel vorzuschlagen: so ist die Zeitverwendung des Gelangweilten von vier Uhr bis halb sechs. Dann das Diner wie das Dejeuner, mürrisch, verdrüßlich, kräftig und theuer. Ein Napeleond'or, nachlässig auf das Tischtuch geworfen, tilgt die Schuld; der Garçon bringt schlauer Weise einen Franc in Kupfermünze wieder, den der Gast mit der zerrissenen Karte zurückweist, weil er keine Sous in seine Weste stecken möchte; das klingt schlecht, ist schwer, treibt die Tasche unangenehm auf, das genirt und ist ennuyant!

Schnell jetzt eine Tour nach dem Hölzchen! Warum nicht wo anders hin? Weil alle Welt dorthin geht, weil gute Gesellschaft da ist und man seine Geliebte und seinen Tilbury anderswo nicht präsentiren könnte. Immer dieselbe Allee, derselbe Staub, dieselben Menschen, dieselben Pferde; der Gelangweilte fehlt aber doch nicht, obgleich er sich hier, mehr als anderwärts, ennuyirt. Während der ganzen Fahrt, welche das Pferd im gestreckten Trabe zurücklegt, spricht er kein Wort zu

der Dame, die er neben sich hat; er pfeift, er versucht Passagen einer neuen Arie, und wenn man ihn fragt, wenn man von Liebe und Zärtlichkeit und Genüssen spricht, so sagt er: „Ich — nein — vielleicht — das würde mich ennuyiren!" Ein schönes Liebhaber, nicht wahr?

Um neun Uhr, allgemeiner Ueberfall der Schauspiele durch unsre Gelangweilten. Versteckt euch wohl! zieht euch in die dunkeln Ecken der Galerien oder des Orchesters zurück; schließt sorgfältig die Thüren eurer Logen; bezahlt die Schließerin reichlich, damit sie euch den Besuch erspare eines jener Laffen mit weißen Handschuhen, langen Platinaketten in drei Schnüren über die Weste hängend, mit doppeltem Jabot, weit offenem Rocke, der ein breites Bruststück von weißem Piqué oder silberdurchwirktem Sammet sehen läßt; mit spitzigem Hut, wie Heinrichs III. Lieblinge aufs rechte Ohr gedrückt; mit schwarzem Stock, dessen großer Knopf von matt gearbeitetem Golde, und dem Lorgnon, à l'anglaise zwischen Augenhöhle und Backenknochen geklemmt. Wenn ihr ihnen aber nicht entgehen könnt, so nehmt die Impertinenz ihrer Manieren, ihre frechen Blicke und albernen Aussprüche in Geschmackssachen geduldig hin. Sie haben das anerkannte Recht, alle Welt zu belästigen, sich überall aufzudrängen, über Alles abzusprechen und unvernünftig zu reden, die besten Stellen eines Stücks auszupfeifen, zu spät auf ihre Plätze zu kommen, wo sie dann funfzig Personen

aufstehen lassen, ohne eine einzige wegen der Störung, die sie verursachen, um Verzeihung zu bitten, ohne zu grüßen noch den Hut abzunehmen, obgleich der Vorhang aufgezogen ist; — sie haben das Privilegium, welches La Fontaine der Fliege zugestanden, zuerst von dem Rinde zu kosten, das Jupiter geopfert worden, und sich auf das Haupt des Königs und auf Eselsköpfe zu setzen.

Hütet euch vor der Nachbarschaft dieser Unnützen! Besser wäre es für euch, den Kopf voran, in eine Wespenrepublik zu fallen, als zwischen zwei Gelangweilte. Ihr werdet nicht einen Augenblick Ruhe haben, nicht eine Minute Schweigen, ihre Worte werden sich vor euch kreuzen, ihr werdet kein Wort, keine Note von dem Stück hören können, das man spielt, sie werden sich von Sachen unterhalten, welche der Darstellung am fernsten liegen, und wenn ihr ihnen höflich bemerkbar macht, daß wohlerzogene Leute sich kein Vergnügen daraus machen, ihre Nachbarn zu geniren, daß ihr bezahlt habt, um das Schauspiel zu genießen und daß euch die Oper oder das Lustspiel amüsirt: „Parbleu!" wird Einer antworten: „Sie sind recht glücklich, sich über Etwas zu amüsiren! Ich gäbe zehn Louisd'or darum, wenn ich Bon-Homme genug wäre, um die Albernheiten, die man da hersagt, gut zu finden. Sie sind nicht difficil, das macht Ihrem guten Naturell Ehre!" — „O!" wird der Andre schreien, „das Zeug

ist höchstens für Gewürzkrämer gut. Ist oder war der Herr in einem Gewürzladen?" Ein schallendes Gelächter wird der ungeschliffenen Rede folgen, das Schauspiel unterbrechen, euch erzürnen; ihr erhitzt euch, man erhitzt sich wieder, das Parterre schreit: Stille! Schmeißt ihn heraus! Der Polizeikommissarius kommt und wird euch bitten, ihm zu folgen, weil zwanzig Stimmen gegen euch aussagen. Wie finden sich denn so viel falsche Zeugen zufällig gegen einen ruhigen Menschen verbunden? Das macht, alle Gelangweilten sind beim ersten Lärm herbeigeeilt, um den Ihrigen Hülfe zu leisten, wie in einer Waldecke alle irrenden Ritter der Heerstraße zusammenlaufen, wenn sie ein gellender Pfiff zu einer wichtigen Expedition beruft.

Was mich anbelangt, der ich diese Gelangweilten kenne, seit zehn Jahren studire und schon von weitem errathe, der ich mich bestrebe, sie euch sattsam zu bezeichnen, damit ihr das unheilvolle Begegnen derselben vermeiden könnt, so werdet ihr mich nie im Theater neben ihnen sitzen sehen. Ich will lieber den ganzen Abend in einem Gange, an den Thürpfosten gelehnt, stehen, auf die Gefahr, von der Zugluft ein Rheuma zu bekommen, als daß ich fünf Minuten die Pein ihrer Nachbarschaft litte; ich fliehe sie, wie die Ansteckung, wie einen verpesteten Geruch, wie ein Vipernnest, wie die Berührung einer Schlange, wie eine öde Straße um zwei Uhr Morgens, wie ein Tete-à-Tete

mit einer alten Frau, die bei funfzig Jahren noch leidenschaftlich wird, wie man in den Wärmsälen des Feydeau und der Oper Mazuel und seine liebenswürdigen Freunde von der Pariser Gemeine floh, wenn sie 1793 kamen, den großen Schleppsäbel an der Seite, die dicke rothe Binde um den Hals, die breiten Ohrringe unter den glatten fettigen Haaren, so richtig Hundsköpfe genannt, und den hoch befiederten Hut auf dem Kopfe; Madame Saint-Huberti oder Madame Dugazon unter das Kinn griffen, und mit der Anmuth, welche ihnen eigenthümlich war, zu den Schauspielern sagten: „Wir nehmen euch die Frauen, saufen euren Wein und schlafen in euren Betten, und wenn ihr nicht zufrieden seid, schicken wir euch nach der Guillotine *).

Vorzüglich nach der Aufführung eines neuen Stücks hege ich die wunderbarste Sorgfalt, mich von der Gruppe dieser grausamen Malcontenten entfernt zu halten. Gott

---

*) Das trug sich im Wärmsaal der Opera-comique zu. Mazuel hatte die Frechheit, diese Reden vor einem der Schauspieler zu führen (Elleviou oder Philipp, ich weiß nicht mehr, welchem.) Der Künstler warf den unverschämten Terroristen stracks zu Boden, schleppte seinen Kopf bis in die heiße Asche des Kamins und ließ ihn nicht eher los, bis er wegen seiner Reden um Verzeihung gebeten hatte. Mazuel wagte nicht, den Schauspieler vor das Revolutions-Tribunal zu ziehen.

bewahre euch, von ihr eingeschlossen zu werden! Ihr seid durch das Werk befriedigt; ihr habt in der Musik schöne Parthien bemerkt; ihr habt der dramatischen Combination dieses Akts und jener Scene Beifall gezollt; die Künstler scheinen euch gut gespielt, gut gesungen und gut getanzt zu haben; ihr seid glücklich über euren Abend, und werdet euch mit diesem guten Eindrucke, der immer eine ruhige Nacht bereitet, schlafen legen; — aber ihr habt euch vorwitzig unter den Aufstand der Gelangweilten gewagt, durch ihren Lärm herbeigezogen, und gute Nacht, Vergnügen! gute Nacht, süßer Eindruck, der euren Schlaf begleiten sollte! gute Nacht, Zuversicht des Urtheils, die euch inwohnte und das neue Werk euch gefärbt hatte! Ein fürchterlich entzaubernder Zweifel wird in eurem Geiste der harmlosen Freude folgen, die ihr fühltet; ihr werdet in der ganz natürlichen Selbstliebe des Kritikers verwundet, dessen Ausspruch man bestreitet; ihr befandet euch eben noch wohl, eure Brust hob sich frei, eure Seele war ruhig und regelmäßig euer Pulsschlag; die Gelangweilten werden diesen angenehmen Zustand stören, sie werden euch erzürnen, euch Fieber verursachen, ihr werdet ihren Kreis mit Migraine verlassen, mit einem noch größern Uebel als das, dem Zweifel über euren eignen Geschmack, über die Sicherheit eures Urtheils. — Es ist Nichts daran. — Es ist absurd. — Elende Musik. — Voll Reminiscenzen. — Aubert wiederholt sich. — Ros-

sini altert entschieden. — In Summa, ganz abscheulich, todtgeboren, langweilig. Das wird sich nicht vierzehn Tage halten. So habe ich sie von Graf Ory und Robert dem Teufel reden hören. Den Liebestrank, diese hübsche, anmuthig geistreiche, komische Oper von Aubert, haben sie noch ganz anders behandelt, als den köstlichen Grafen Ory von Rossini und den herrlichen Robert, Meyer-Beers Meisterstück. — Das existirt gar nicht! sagten sie. — Rein unmöglich! — Fragt sie, was sie mit diesen wunderlichen Worten sagen wollen, denn nur sie allein können die Ausdrücke ihres Rothwelsch erklären! Das Publikum kassirt alle Aussprüche dieser Richter; aber die Faktion empört sich, protestirt und widerstreitet; während man sich in Menge zu Graf Ory, zum Liebestrank und Robert dem Teufel drängt, während man aufs Heftigste die glücklichen Melodien des italienischen, französischen und deutschen Componisten beklatscht, werden die Gelangweilten schreien und gähnen.

So seht ihr sie im Theater, so sind sie im Salon des Louvre. Dahin gehen sie Freitags und Sonnabends, den Tagen du beau monde, den Rendez-vous-Tagen, wo die Kunstliebhaber sich sehen lassen und sich sehr wenig um die Malerei kümmern. Doch würdigen sie dies oder jenes Bild eines Blicks. „— Nicht übel, diese Schnitter von Robert; aber Italien und immer Italien mit seinem blauen Himmel und seinen schwarzen

Frauen,

Frauen, das ist sehr ennuyant!" — „Delaroche sollte auch seine Gegenstände anderwärts suchen, als in der Geschichte Englands! Da ist Cromwell nach Edwards Kindern, nach Miß Macdonald — Immer dieselbe Geschichte!"

— „Aber hier ist Richelieu und Mazarin zur Abwechselung!"

— „Ja, etwas Ludwig XIII., Mäntel, Federn, Sammet und Stickereien; das ennuyirt mich. Uebrigens ziemlich gut ausgeführt."

— „Sehen Sie doch das Portrait der Gräfin von B. Es ist von Kinson, folglich das Beste, was er nur giebt; das ist reizend, fein, leuchtend, weiß, rosa, hellblau — das ist nicht matt und gelb, wie natürliches Fleisch, sondern lockend und köstlich; es giebt hier nur dies eine Bild, das mich nicht zu sehr ennuyirt."

— „O das ist zu viel gesagt. — Hier sind Portraits von Frau von Mirbel, welche ziemlich schätzenswerth zu nennen."

— „Parbleu! das große Wunder! Das gleicht ja Alles der Natur, um fehl zu greifen. Die Kunst soll eine Lüge sein, und es verlohnt nicht der Mühe, zu malen, wenn man einen Kopf schlichtweg nachbildet, wie er ist. Ich komme nicht zum Louvre, um Köpfe zu sehen, welche ich in den Salons, in den Tuilerien, auf den Boulevards treffe, ich komme her, um Ma-

lerei zu sehen; die Natur finde ich überall, sie ennuyirt mich hier."

— „Hier ist doch eine Natur, die mir gefällt, die des Herrn Dubuffe. Bei meiner Ehre! Das ist hübsch! Diese nackten Frauen zu sehen, amüsirt mich. Da ist eine mit einem Mantel von violettem Atlas auf einem Bette an der freien Luft; das ist sehr sinnreich. Findest Du nicht, das ihr Busen mit dem der kleinen Virginie, Alfreds Geliebten, viel Aehnlichkeit hat?

— „Ja, und deswegen ennuyirt er mich gerade. Wir haben die Virginie satt; muß sie uns zum Teufel bis hierher verfolgen?"

— „Genug für heute. Diese ganze Malerei macht mir Krämpfe, wenn ich noch eine Viertelstunde hier bleibe. Laß uns gehen."

Sie gehen wirklich, neue Opfer zu suchen. Und alle ihre Tage verfließen so, alle endigen auf gleiche Weise: sie gehen, ihr Glück auf einer Karte zu versuchen, nach Frascati oder in eins der anständigen Häuser, welche rechtschaffene Frauen den jungen Leuten eröffnen, die das Bedürfniß haben, ihre Sinne durch thierische Leidenschaften zu reizen, die jeder Arbeit unfähig sind, die viel Geld verthun, obgleich es ihnen gänzlich an Vermögen fehlt, jede Nacht in Ausschweifung verbringen und am Morgen von Selbstmord träumen, eine entartete Race, die glauben machen will, daß sie Etwas ist, und eine tyrannische, ohnmächtige,

aufgeblasene, unverschämte Faction bildet, in der ein Klassiker die Aehnlichkeit mit der scheußlichen Brut der Harpyen finden würde, die ich aber mit dem gelinden Namen Gelangweilte bezeichne.

Diese Hyder, welche jeden Tag einen Kopf treibt, wann werden wir von ihr befreit werden? Wenn die Parthei der Gelangweilten nur lächerlich wäre, wie die der Incroyables, der Raffinés, der Importanten, wenn sie geistreich wäre, wie die der Frondeurs, würde ich mich nicht um sie kümmern, oder einige Achtung vor ihr haben. Aber sie verunglimpft Alles, entheiligt und verachtet Alles; sie entmuthigt alle Künstlerherzen und strebt nach der Obergewalt in der Gesellschaft, als ob das Prinzip des Guten und Schönen gänzlich verloren wäre, als ob das böse Prinzip herrschen sollte; — ich verabscheue sie! Diese Faction ist eine der Ursachen unserer Unfälle, durch ihre Verbindung mit der der politischen Roués. Sie beide würden Frankreich ins Verderben bringen, wenn man sie frei gewähren ließe. Paris ängstigt sich vor den Klubbs; es weiß nicht, was es zu fürchten hat von der Parthei der Gelangweilten.

A. Jal.

Die Poststrasse.

Der Provinzbewohner oder Fremde, kürzlich nach Paris gekommen, könnte glauben, wenn er dies Kapitel liest, daß ich ihm von der Straße reden will, wo täglich Tausende von Armen, einer dem andern sich vordrängend und sich kreuzend, Tausende von Briefen in eine weite tiefe Oeffnung fallen lassen, eine Art Schlund, der periodisch wieder ausspeit, was man ihm zuwirft, dessen Maul, mit eisernen Zähnen bewaffnet, den gähnenden Rachen der Wächter des Tänarus gleicht, stets bereit, zu erschnappen, zu verschlingen. Es ist Virgils vasta voragine gurges, inhians tria Cerberis ora.

Man könnte auch glauben, daß es sich um die Straße handelt, wo Legionen von Reisenden den Renner, der sie aus Paris führt, oder den Postillon, der sie dahin gebracht, abwechselnd aufsuchen oder entlassen; eine Art Gestüt von Menschen und Pferden, welche zu-

sammen wohnen, essen, schlafen und reisen, staubige Postillons mit betreßtem Lederhut und rothbesetzter Jacke, Stall-Centauren, halb Pferde, halb Menschen; abgetriebene, alte, magere, herzschlächtige Schindmähren, welche allein das Recht haben, euch wohl oder übel aus den Barrieren zu fahren.

Es ist weder die eine noch die andre dieser Straßen, von der ich rede; es giebt so wenig eine Post in der Poststraße, als es in der Schäferstraße Schäfer giebt, und es hat, glaube ich, auch niemals eine dort gegeben, denn sie ist für einen solchen Zweck immer zu fern und zu hoch gelegen. Der letzte Grund, freilich, möchte aufhören, einer zu sein, seitdem sich die königliche Post eine Lieue vom Mittelpunkte von Paris auf einem Berge niedergelassen, zur großen Bequemlichkeit der Postbeamten und Reisenden.

Aber so ist Paris beschaffen; es ist ein ungeheurer Erd-Aufwurf mit tausend und achtzig Straßen, und ich weiß nicht wie viel Plätzen und Gäßlein, wo sich Alles verwirrt und mischt, wo Alles im Ueberfluß ist und Alles fehlt; es ist Alles da, aber Nichts in Ordnung — ein ungeheures Babel, wo die Sprachen sich kreuzen, wo die Worte den Dingen nicht genügen und diese wiederum den Worten nicht entsprechen. Auch wäre derjenige ein betrogener Thor, der sich, das moderne Ninive nicht kennend, auf seine Straßen verließe und ihre Namen benutzte, um sich den Faden zu spin-

nen, der ihn durch das Labyrinth leiten soll; die Straßen von Paris lügen, wie jene Gefäße, deren Flüssigkeit schon tausendmal gewechselt hat, während die Etiketten dieselben geblieben sind. Die Karmeliterstraße hat keine Karmeliter mehr, der Augustiner-Quai keine andern Augustiner, als Tauben und Buchhändler, die Kapuzinerstraße keine andern Kapuziner, als die unsrer auswärtigen Angelegenheiten. Was meine Poststraße betrifft, so „hieß sie vor Alters, sagt Sauval, die Straße des Pots (Töpferstraße), wegen der Menge Töpfer, welche sich anfangs dort niedergelassen und irdene Geschirre verfertiget haben.“ Hiernach hätte sich also ihr gegenwärtiger Name, Poststraße, aus der Verfälschung ihres alten Namens Potstraße gebildet.

So wechselt und verwandelt sich Alles auf der Erde, sogar die Namen der Straßen.

Heut zu Tage hat meine Straße weder Töpfe noch Geschirr, sie hat nur noch Klöster, Pensionen, Seminare und Kollegien. Sie ist weise, sie ist fromm geworden, sie ist die Straße der Mönche und Nonnen, der Frömmlerinnen und Priester.

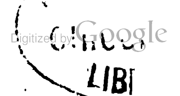
Zuweilen ist es euch wohl begegnet, daß ihr, die lebhaften Viertel und Bazars jenseit der Seine verlassend, die engen schmutzigen Pässe der alten Straße Saint-Jacques erklimmtet, bis zur Kirche Sainte-Genevieve, revolutionär das Pantheon geheißen.

Da ist die Poststraße ganz nahe. Gehet zwei Schritt

über das Pantheon hinaus, durchkreuzet die Straße l'Estrapade, wo Diderot wohnte, Diderot, dessen encyklopädischer Kopf wie eine Niederlage alles menschlichen Wissens war; kommt auf den Platz, der seinen Namen der alten Todesstrafe, Estrapade genannt, verdankt, einer Strafe, welche darin bestand, daß man dem Verurtheilten die Hände zusammenknebelte, und ihn daran mittelst eines Galgens in die Höhe zog, von wo man ihn bis auf zwei Füß von der Erde herab fallen ließ; eine fürchterliche Erschütterung, deren Ruck die krachenden Knochen zerbrach und verrenkte, die knirschenden Muskeln zerriß und durch den Gegenstoß dem Stricke eine Vibration der Todesangst mittheilte, deren bloßer Gedanke Schauder durch alle Glieder jagt! — Wohlan, stellt euch dorthin, auf dieselbe Stelle, wenn ihr wollt, wo der Galgen ragte, und schaut gerade vor euch. Die lange schmale Straße, welche düster und eng zur Vorstadt Saint-Marceau hinab führt, das ist sie, das ist die Poststraße. Vergebens durchlaufen und verfolgen sie eure Augen, ihr habt gut sehen und suchen nach allen Seiten, ihr erblickt Nichts, nichts als verschlossene Thüren, nichts als verwahrte Fenster. Hier und da gestatten kleine Oeffnungen, in Form von Schießscharten, dem Tageslichte einen kargen Eingang; man glaubt, vor einem festen Platze zu stehen. Weiter hin starren eiserne Gitter, welche sich in allen Richtungen kreuzen und mit den tausend Knoten ihrer Windungen

dem Lichte nur einen Punkt offen zu lassen scheinen; man hält es für ein Gefängniß. Die Fenster der Mansarden, auf den höchsten Giebeln des Gebäudes, sind mit Schrägläden versehen! Das Anathem ist über die Straße ausgesprochen, der Tag liegt im Bann, das Licht ist verfehmt! Es scheint, wenn man durch diese Wüsten schreitet, als sei man unter einem Volke von Uhu's, Nacht-Eulen und Käuzlein; man sieht und hört nichts. Das Schweigen der Straße liegt euch wie Blei auf dem Herzen; ihr fühlt, daß es Wesen nahe bei euch giebt, welche nur mühsam athmen können und aus Mangel an Luft ersticken müssen; diese hohen, schwarzen, stummen und düstern Häuser machen euch Furcht. Ist es euch zuweilen, wenn ihr von den alten, mit Feuer und Schwert verheerten Städte träumtet, ist es euch dann vorgekommen, als wandeltet ihr allein in einer öden, weiten Stadt, einem Städte-Leichnam, dessen Blut geronnen, dessen Leben erloschen ist? Dann schautet ihr rings um euch her und sahet Niemand, ihr öffnetet den Mund und wagtet nicht zu rufen, denn kein Echo würde euch geantwortet haben, und das Schweigen, das euch umgab, erregte euch Grausen. Nun wohl! Das ist der Eindruck, den die Poststraße oft auf mich gemacht hat, wenn ich des Abends oder in einer langen Winternacht durch diese Räume ging, wo sich kein Geräusch regte, nicht einmal ein fernrollender Fiaker oder der Tritt eines Fußgängers. Am Tage stört zu-

weilen die eintönig mißlautende Stimme eines Bettlers, der mit seinem heulenden Hunde um die Wette bellt, das Schweigen der Straße. Von Zeit zu Zeit wirft eine Fromme, in Mantel und Capuchon verhüllt, oder ein Priester mit zurückhaltendem Blick und schwarzem Rock, im Vorüberschreiten ein paar Sous in den Hut des Bettlers, der sich unterbricht, um: Danke! zu murmeln; während sein Hund den Kopf hebt, als wollte er den Wohlthäter seines Herrn betrachten; dann setzen Hund und Bettler ihre Wanderschaft und Melodie auf das Schönste fort. Besonders an Sonntagen kann man das sehen, denn diesen Tag ist die Poststraße lebhaft; sie ist aus dem Grabe gestiegen, es ist ihr großer, ihr Auferstehungstag. Aus allen benachbarten Gassen strömen Prozessionen von alten Weibern herbei, welche singen wollen und Messe oder Vesper hören in den Klöstern, denn die Poststraße ist die heilige, die gebenedeite Straße. Es ist wie ein Stapelplatz von Sakristeien und Kapellen, hinreichend für das ganze Viertel; sie würden für eine Welt hinreichen. Da ist das Kloster der Frauen Sanct Augustins, der Frauen Sanct Thomas, der Ursulinerinnen, der Frauen zur Heimsuchung, zur fortwährenden Anbetung des Allerheiligsten, der Töchter der makellosen Empfängniß, der heiligen Vorsicht, des heiligen Herzens Jesu und der Gutwilligen (Spaß bei Seite, ohne alle strafbare und unwürdige Anspielung!).



Alles das hat seine Kapelle, seinen Sakristan und seinen Abt mit seinen gewohnten Besuchern, und es kommt darauf an, wer die meisten hat; denn Rivalität und Concurrenz herrscht in geistlichen Dingen wie in weltlichen, und die Augustinerinnen sind auf die Fräulein zur Heimsuchung eifersüchtig, wie die Gaieté auf die Porte-Saint-Martin und das Ambigu. Jedes hat seine Accidenzien, seine Klientele, das ist nur billig.

In dieser Straße befindet sich auch das berühmte Kollegium der Irländer, neben der Straße des lauten Brunnens. Die Straße des lauten Brunnens! Der Name hat oft meine Neugier gereizt, und mehr als einmal habe ich für mich über seinen Ursprung geträumt und etymologisirt. Victor Hugo, in seiner Notre-Dame zu Paris, sagt, daß es dort, wie auf dem Greveplatz, ein Rattenloch gab. — Ihr entsinnt euch der Bitte Paquerettens von Chante Fleurie, welche ihre Tochter zurückfordert, ihre hübsche kleine Esmeralda, die man tödten will, trotz ihrer schlanken Gestalt, ihrer Kindes-Anmuth, ihres hübschen kleinen Schuhes und der kleinen Ziege Dschali. Ihr erinnert euch ihrer Thränen, ihrer Todesangst, ihrer Bitte, der bewundernswürdigen Mutterbitte, der schönsten, lieblichsten Stelle, die ich kenne. Ich denke immer an das Alles, wenn ich durch die Straße des lauten Brunnens gehe. Aber andre Chroniker sagen, daß sie ihren Namen ganz einfach einem Brunnen verdankt, der ein

Echo besaß. Desto schlimmer! denn solcher Brunnen wiegt mein Rattenloch nicht auf; es ist ein einfacher, natürlich prosaischer Brunnen, wie eine Cisterne, der mir weder meinen kleinen Schuh, noch meine Bitte zurückruft. Desto schlimmer!

Endlich war sonst in der Poststraße die Normalschule, vom Konvent gegründet und bestimmt, die Wiege der Kunst und Wissenschaft zu werden. Es war etwas Großes in diesem Institut, wo die Elemente gemeinschaftlichen Wissens für ein ganzes Volk gedeihen und reifen sollten, ein weiter Heerd, dessen Strahlen, nach allen Seiten sprühend, Licht und Glanz über Frankreich verbreitet haben würden. Er hatte große Ideen, der Konvent, Ideen, welchen der Stempel des Genies aufgeprägt war, welche hoch stiegen, wenn sie nicht an Galgen und Cadaver anstießen. In Allem, was er beschlossen und gethan hat, liegt etwas Erhabenes; denn ein zürnender Vulkan ist stets imposant! Die Normalschule, von der Freiheit gegründet, stieg und verfiel mit ihr, bis 1822, wo die Jesuiten sie aus der Poststraße vertrieben und die Väter des Glaubens ein Seminar daraus machten. Es ist vielleicht kein Denkmal, das nicht, wie die Normalschule, ihre Wechselfälle und Verwandlungen gehabt hätte, bald geistlich, bald weltlich; gottlos mit der Republik, heilig mit der Restauration, glorreich mit dem Kaiserthume. Seht die Sainte-Genevieve-Pantheon und das Pan-

theon-Sainte-Genevieve-und tausend andre. Seht den Tempel des Ruhms, den Napoleon träumte, der nach der Restauration wieder la Madeleine wird. Darin liegt der ganze Inhalt eines Zeitraums mit Charakter und Farbe, und es giebt kein Gebäude, kein etwas altes Haus in Paris, das nicht solchergestalt eine ganze Geschichte von Frankreich auf seine Steine geschrieben trüge! Die Normalschule ist jetzt ein Hospiz: die richtige Mitte, welche man zwischen Schule und Seminar gefunden. Dicht bei der alten Schule, in der Reihe der Klöster, von denen die Poststraße wimmelt, wie ein Ameisenhaufen von Ameisen, ist eins, von dem ich ein paar Worte sagen werde, weil sie zugleich ein Gemälde und eine Geschichte sind.

Es war 1831. Einer meiner Freunde schlug mir vor, ihn nach dem Kloster Sanct — zu begleiten, wo er seine Schwester besuchen wollte. — „Ist Deine Schwester hübsch?“ fragte ich ihn. „Sie geht an; aber ein Paar junge Nonnen dort sind viel hübscher als sie.“ Er log, der Bruder, denn er sprach gleichgültig und blind von seiner Schwester, was sehr einfach ist, denn ich kenne Niemand, der unbekümmerter, barbarischer, gröber, bärenhafter gegen ein junges Mädchen wäre, als ein Bruder, wenn ich etwa einen Gemahl ausnehme. Wie dem auch sei, so ging ich nach dem Kloster, eben so sehr von den verschleierten Gesichtchen der Zellenbewohnerinnen angelockt und ver-

führt, als von dem Wunsche, das Innere eines Klosters zu sehen.

An der Pforte angekommen, zogen wir eine Klingel, deren Wiederhall sich durch die Luft schwang, wie eine Ente, welche schreit und die Flügel schlägt. Wir prallten zehn Schritt zurück, in der Furcht, die Nachbarschaft in Allarm gesetzt zu haben; denn wir hatten eine Klingel erwartet und waren auf eine Glocke gestoßen. Bei dem Lärm, den sie machte, öffnete ein altes Weib mit einer Brille und gekrümmtem Rücken langsam ein kleines vergittertes Loch, welches wie ein Auge in die Mitte der Thüre geschnitten und von den Deutschen: Was ist das? genannt worden ist. Die alte Pförtnerin steckte ihre Nase hindurch, wie ein alter Affe aus seinem Käfig und rief wirklich in Mißtönen: Was ist das? Was wollen Sie? Zu meiner Schwester! antwortete mein Begleiter, und es öffneten sich die Pforten des Klosters vor ihm und bald nachher trat seine Schwester in das Sprachzimmer. Es war ein junges Mädchen von funfzehn Jahren, lebhaft und munter, wie ihr Alter, mit muthwilliger Miene und reizendem Lächeln. Ihre schmale schlanke Taille schien mit zwei Fingern zu umspannen, wenn sie euch nicht in ihrer gewandten Lebendigkeit entschlüpfen würde. Es war ein kleiner Kobold mit durchdringendem Blick und blondem Haar, ein Kind, das eben zur Jungfrau übergeht. So weit, als sie uns sah, lief sie uns springend

entgegen, umarmte ihren Bruder und stutzte, nicht recht wissend, ob sie mich auch umarmen sollte. Ich war bereit, ihr auf dem halben Wege entgegen zu kommen, um das arme Kind aus der Verlegenheit zu ziehen, als ihr Bruder mich vorstellend sagte: Der Herr ist mein Freund. Sein Freund, sein Freund! o hol' Dich der Teufel! Das junge Mädchen tritt zurück und umarmt mich nicht. Gott! welcher Tölpel von Bruder! Sein Freund! der Mörder! Das Wort hat mich erdolcht — ich trage es ihm nach.

Das junge Mädchen hieß Nina. „Da der Herr Dein Freund ist," sprach sie zu ihrem Bruder, „so mußt Du ihn mit zu den Damen bringen; Frau von B. empfängt Sonnabends Gesellschaft und wird sich sehr freuen, Dich zu sehen." Der Bruder versprach, wieder zu kommen und ich versprach, ihn zu begleiten; denn sie war reizend, die kleine Schwester, reizend, um wohl die Lust zu erwecken, sie wieder zu sehen. Auch drückte ich beim Herausgehen die Hände ihres Bruders, nannte ihn meinen Freund, meinen wahrhaften Freund — aller Groll war vergessen.

Sonnabend Abend vor 7 Uhr waren wir im Kloster. Zwei Gesellschaften, zwei Tafeln, zwei Salons theilten sich darin. An der Spitze der einen stand Frau von B., eine alte, intolerante, bigotte Wittib, welche ihre Welt, ihre Pferde und Wagen für sich hatte. Als Vendeerin hat sie manchen Schuß gethan, das Seitengewehr ge-

tragen, im Gesträuch bivouakirt. Auch hat sie zwei Blessuren empfangen, zwei theure Blessuren, von denen sie unaufhörlich spricht. Meine Blessur! Sie ist stolz darauf, wie ein alter Soldat auf seine Dienstauszeichnung am Aermel. Wenn man sie ihre Campagnen erzählen hört, ihren Schnurbart und Gang sieht, so könnte man sie für einen alten Knaster von der Garde oder einen Dragoner von Latour halten. — Sie empfing bei sich den Abt, den Sakristan, den Kirchenvorsteher zu Saint-Etienne und die Bauherren der Gemeinde. Sie affektirte vornehme Manieren, sagte: meine Dienerschaft und meine Leute, sprach von Populace und Canaille, von der Ketzerei der Zeit und der Ruchlosigkeit des Jahrhunderts. Sie nannte Voltaire einen Bösewicht, Rousseau einen Nichtsnutzigen, Beranger einen Elenden, Lafayette einen Sansculotten, den Abt Chatel ein Scheusal und die Saint-Simonisten Ungeheuer. Der Abt Chatel und die Saint-Simonisten erregten vorzüglich den Unwillen und die Galle dieser Damen in ihrer ganzen Tiefe. Sie hatten nicht genug Verwünschungen und Anathemata gegen diese Renegaten und Häresiarchen des Jahrhunderts. Es war ihr Fechtbrustlatz, ihre Scheibe, ihr Sündenbock, ihr Todesopfer, es galt, wer es am meisten zerfetzen und zerfleischen könnte. Armer Abt Chatel! arme Saint-Simonisten! ich beklagte euch von ganzer Seele. — Eines Tages sagte die Superiorin: „Ich habe doch

nicht geglaubt, daß der heilige Simon ein Atheist gewesen wäre, denn die Schrift —" „Ach, um Jesus Willen!" rief der junge Abt; „theure Schwester, sehen Sie sich vor! Sie werden blasphemiren!" — Die Superiorin, ganz bleich geworden, bekreuzte sich dreimal. „Es ist nicht der heilige Simon," fuhr der Abt fort, „den diese Ruchlosen als ihren Gott verehren, sondern ein gewisser Marquis, eine Art Philosoph, der auf einem Boden gestorben ist." „Auf einem Boden!" rief alle Welt; „ein Gott, und stirbt an solchem Orte! Pfui der Schande!" — „Aber der Heiland, meine Damen, ist in einem Stalle geboren." — „Ja, aber am Kreuze gestorben." — „Sie haben Recht."

Ein andermal kam der Kirchenvorsteher zu Saint-Etienne und rieb sich verstohlen lächelnd die Hände, indem er der Gesellschaft leise verkündigte, daß die Preußen mit zwölfmalhunderttausend Mann so eben in Frankreich eingerückt wären, von funfzehnhunderttausend Oesterreichern und achtzehnhunderttausend Russen gedeckt. — „Gott! die gute Nachricht! Wo haben Sie das gehört, Herr Kirchenvorsteher?" — „Ich habe es in meinem Journale gelesen." — „Dann sind wir geborgen, das ist gewiß." —

Die andre Gesellschaft hatte an ihrer Spitze Madam L., ein altes Mütterchen, welches sonst in Amiens gewohnt hatte und nur der Tochter ins Kloster gefolgt war, der einzigen Tochter von achtzehn Jahren, schön

wie die Liebe, welche Priester unterrichtet und zu dem Entschlusse gebracht hatten, den Schleier zu nehmen und sich in ein Kloster begraben zu lassen. Eine Vampyr-Inspiration, welche einem Kinde den Selbstmord, einer Jungfrau den Todtschlag einhaucht, ein barbarischer Vandalismus, der eine Blume vom Stamme reißt, sie dem Himmel, der Sonne, dem Thau entführt und in einen Kerker sperrt, damit sie dort im Schatten verwelke und sterbe!

Vergebens wollte die Mutter, die sie liebte, sie aufklären, vergebens umfing sie flehentlich ihre Kniee und vergoß bittre Thränen. Ihre Tochter blieb taub; eine einzige Idee hielt sie gefesselt, und diese Idee überwog in ihrem Herzen selbst die Thränen einer Mutter. Und doch war die Jungfrau so schön! Es lag so etwas Mildes in ihrem weiten, hehren Blicke, der sich zum Himmel erhob mit dem Ausdrucke eines Erzengels! Die dichten schwarzen Braunen zeichneten sich so anmuthig auf der bleichen Stirn ab! In ihrer Gestalt lag Beredsamkeit, Poesie, etwas Erhabenes und Frommes! Es war das schönste Bild, das ich mir von der heiligen Jungfrau machen konnte, der schönste Kopf, den Rembrandt oder Rafael je gemalt! Ich würde zum Fanatiker werden, wenn ich ein solches Idol hätte, an das ich mein Gebet richten könnte. Denn ein Weib wie diese, seht ihr, muß ganz Liebe und Leidenschaft sein. Wenn ihr verirrtes Herz, das sich zum Himmel gewendet, wie glühende Seelen, denen hienieden das Feuer fehlt, es

im Weltraume suchen, wenn dies Herz beim ersten Schlage seines Erwachens ein Herz auf der Erde gefunden hätte, das es begriff, dessen Puls mit dem seinigen harmonirte — so würde in diesem Weibe das Glück eines Menschenlebens gelegen haben. Denn es sind nicht die geringsten Seelen, welche der Himmel so der Erde stiehlt.

Eines Tages, als man von ihren schönen Haaren sprach, fragte ich sie: „Was werden Sie mit diesem Schmuck beginnen, der Sie allein inmitten der Welt zum Gegenstande des Neides machen würde?" — „Was ich damit beginnen werde? meine Hand wird ihn abschneiden, um ihn meinem Gotte darzubringen." — „Geh, Du hast Unrecht!" sagte plötzlich die kleine Nina, indem sie auf ihr hübsches blondes Haar zeigte; „sieh her, meins ist auch schön, aber ich werde es nicht abschneiden, es bleibt für meinen Mann." — „Hat sie nicht Recht?" fragte ich die junge Novize. — „Nein!" antwortete sie. „Nina ist ein Kind, und weiß nicht, daß es für uns einen andern Bräutigam giebt als den irdischen, eine andre Liebe als die der Erde. Und der Gott, den ich liebe, ist der ewige Bräutigam, den meine Seele ganz umfassen kann, und er wird mir nie fehlen!" Sie hatte Recht, einen Gott zu lieben; ein Menschenherz würde ihr nicht genügt haben!

Um wieder auf ihre Mutter zu kommen, so war sie ein gutes, nicht sonderlich frommes, ein wenig ungläubiges Mamachen. Ohne viele Umstände und Rück-

sichten wußte sie immer etwas Lustiges zu sagen, woran die Eifrigen im Kloster einen sehr starken Anstoß nahmen. Aber das Mütterchen fuhr darum nicht minder in ihren Scherzen fort; zuweilen ging sie gar bis zum Sarkasmus, zur bittern Ironie — wenn sie an ihre Tochter dachte und an die, welche sie ihr gestohlen hatten! Auch suchte sie jedesmal eine kleine Postulantin, welche noch unentschieden war, ob sie ihren Schmuck der Schönheit und des Lebens gegen ein Bahrtuch voll Elend und Tod vertauschen sollte, beiseit zu nehmen und ihr leise zu sagen: „Thun Sie es doch nicht, meine Tochter! thun Sie es nicht, Kind! Sie wollen Sie dazu bringen; aber Muth! hören Sie? Sagen Sie: Nein!" Dann rieb sie sich die Hände und lachte, die arme Mutter. Das war ihre kleine Rache. So nahm sie Repressalien.

Hiernach könnt ihr wohl denken, daß offener Krieg zwischen Frau von B. und Madame L. war. Gleichsam zwei entgegengesetzte Feldlager hatten unter ihren Bannern sich in das Kloster getheilt. Der Abt, der Sakristan, der Glöckner und der Frohn, die alten Weiber und Frömmlerinnen waren für Frau von B., die jungen Mädchen und die Gutmüthigen für Madame L. — Im Paradiese herrschte die Zwietracht, die Heiligen waren im Kriege, es gab Rivalität, es kam zum Schisma. Ich meines Theils gehörte zu Nina's Partei; es war für mich als Eingedrungenen die munterste und klügste.

Aber der Weihnachtstag nahte, und das war für das Kloster ein großer Tag. Es handelte sich darum, die Geburt des Herrn würdig zu feiern, es handelte sich vorzüglich um eine Krippe und ein Jesuskind, reicher und schöner als alle in der Nachbarschaft. Das war der große Zweck, die Hauptangelegenheit! Auch ging man vierzehn Tage vorher nach allen Richtungen aus, um Stickereien, Flittern, Rauschgold und Schmuck aufzuspüren. Das Kloster schien eine Putzhandlung geworden zu sein, die Nonnen Modearbeiterinnen und Nähtermädchen. Man hätte den heiligen Ort für einen Laden der Straße Vivienne halten können. Alles arbeitete an der Krippe, man machte ein neues Chorhemd für den Vicarius, einen frischen Behang für die Kapelle. Ich schlug, um das Jesuskind vorzustellen, eine kleine Wachspuppe vor, welche einer meiner Freunde, ein Student der Medicin, seit zwei Jahren in seiner Stube hat, und man sprang vor Freude und Hoffnung, denn gewiß werden die Frauen der Heimsuchung nichts Aehnliches haben. O Nonnenkoketterie!

Als der große Tag oder vielmehr die große Nacht gekommen war, trug man ein Pianoforte in die Kapelle und hielt uns dort fest, um einen Chor zu singen. Ich, der weder Chorknabe noch Kirchenserpentist gewesen, ließ meinen Freund den Gesang hinunterwürgen, hielt mir die Ohren zu und ging hinaus. Seit einem

Augenblicke hatte ich bemerkt, daß Nina, die hübsche kleine Nina, verschwunden war.

Ich ging in den Garten. Es war fast ein Uhr und der Mond warf ein bleiches zitterndes Licht über das Kloster. Die Strahlen brachen sich an den entblätterten Aesten der Bäume im Garten und spielten in wunderlichen Formen auf dem Sande, so daß die vielen seltsamen Schatten wie ungeheure Skelette anzuschauen waren, welche Arme und Beine nach allen Richtungen in die Nacht hinaus dehnten. An der Biegung des Baumganges glaubte ich durch jenes schattende Gaukelspiel ein weibliches Wesen zu erblicken. Ich horchte, und bald schlug das leichte Geräusch flüsternder Blätter und eines streifenden Kleides an mein Ohr; ich ging rascher, und erkannte vor mir ein junges Mädchen, nachdenklich, allein, langsam einherwandelnd. Sie schien zu leiden, ihr Schritt war mühsam, und das entfärbte Antlitz senkte sich zu Boden wie eine sterbende Lilie. Da ich ihren Rückzug nicht stören wollte, hielt ich an und wich zur Seite, um ihren Augen zu entgehen; aber sie erblickte mich und rief mit schwacher Stimme: „Eduard!" Eduard, das war ich nicht, und ich setzte meinen Weg fort, um das junge Mädchen zu enttäuschen. Kaum hatte ich sie bleich und leidend verlassen, als ich Nina erscheinen sah, rasch, behend und lebendig. Sie lief durch die Allee mit der Flüchtigkeit eines Rehs und glitt die Bäume entlang wie jene duf-

tigen Sylphiden, die man mit den Abendschatten am Fuße eines Gemäuers heimlich vorüber schweben zu sehen glaubt. Ich wollte sie umarmen, aber sie entschlüpfte mir und war in der Kapelle, daß ihr mein Auge kaum folgen konnte. Nina! Es hätte Flügel bedurft, um diesen Schmetterling zu erhaschen.

Wenn ich wenigstens irgend eine kleine Nonne gefunden hätte, mit der ich ein Viertelstündchen hätte plaudern können; des Abends, allein, im Dunkeln, ist das so hübsch! Ich spürte und suchte im Garten umher wie ein Wolf in der Hürde. Ich dachte an Nina, ich dachte an die schöne Novize, welche sich einkleiden lassen wollte, an das junge Mädchen, das: Eduard! zu mir gesagt hatte, und strich längs der Gartenmauer hin nach dem ödesten Theile; da sah ich Etwas an der Mauer hängen, das sich im Schatten bewegte. Ich trat näher und befühlte das Ding, es waren Schnüre, künstlich verbunden und geknüpft, mit einem Worte, es war eine Strickleiter. Ich zog daran, sie war oben an der Mauer befestigt. Ach! sagte ich bei mir, das vereinfacht den Sturm und macht ihn aller Welt zugänglich. Sollte es hier zufällig Marodeurs geben? Wetter, das muß ich wissen und werde es auch.

Und ich drückte mich, die Messe und die Kapelle vergessend, an die Mauer, wie der Wächter, der des Nachts, in Hecken versteckt, dem Wilddieb auflauert.

Lange schon war die Messe zu Ende, das Kloster

lag im Schlaf und Alles war still, als ich Jemand kommen sah; ich blickte scharf hin, es war ein junger Mann wie ich, schwarz gekleidet wie ich, aber er weinte, und das war nicht wie ich. Meine Augen verließen ihn keinen Moment. Er setzte den Fuß auf die Strickleiter, stieg daran in die Höhe, zog den Strick nach sich, dann warf er noch einen letzten thränennassen Blick auf das Kloster und verschwand von der andern Seite. Das fing an mich zu interessiren. Die Mauer war mit Spalieren versehen; ich besann mich nicht lange, das Spalier diente zur Leiter, ich folgte dem Unbekannten; mit einem Satz hatte ich ihn eingeholt. Er stieß einen Schrei des Schreckens aus. „Haben Sie keine Furcht!“ sagte ich zu ihm: „wenn Sie kein Räuber sind, besorgen Sie Nichts von mir. Sie haben hier ein Abenteuer; schenken Sie mir Ihr Vertrauen, vielleicht kann ich Ihnen helfen. Nehmen Sie meinen Arm!“ Bei dieser brüderlichen Anrede erholte sich der junge Mann etwas von dem Schrecken, in den ihn mein plötzliches Erscheinen geworfen hatte, und so gingen wir denn Arm in Arm die Straße l'Estrapade hinunter und erreichten das Pantheon. Die Morgenluft war frisch, durchdringend und scharf, ein dicker Nebel durchnäßte unsre Kleider, daß sie feucht und schlaff sich an den Leib preßten und über uns zu weinen schienen. „Kommen Sie mit zu mir!“ sagte ich zu meinem Gefährten, und ein hellsprühendes, knisterndes Feuer im Kamin er-

wärmte uns bald wieder. Da erzählte mir denn mein Unbekannter, immer noch traurig, seine Geschichte.

Sie war kurz und rührend. Er liebte ein Fräulein von Familie und wurde wieder geliebt. Sie war reich, er war arm, und als er um ihre Hand anhielt, wurde er verächtlich abgewiesen. Sein Herz empörte sich, denn er hatte ein Herz, dessen Schlag adelig und stark war, und halb außer sich sprach er zum Vater seiner Geliebten: „Ihre Tochter gehört mir, sie ist mein!“ Das war völlig wahr, und das junge Mädchen gestand es ihrem Vater, indem sie um Gnade flehte. Ihr Vater that sie ins Kloster, als ob das Herz ein Stoff wäre, den man absperren, die Seele ein Ding, das man einschließen könnte! In dieser Nacht hatte der Jüngling das Mädchen entführen wollen, denn das Mädchen — fühlte sich Mutter! Aber sie hatte sich geweigert. „Ich will lieber sterben!“ hatte sie gesagt, und er war genöthigt gewesen, sie allein und in Ohnmacht zu verlassen. — Ihr armen Kinder!

Er hieß Eduard. Eduard! Bei diesem Namen entsann ich mich plötzlich des jungen Mädchens im düstern Baumgange, und ich rief: Ich habe sie gesehen, ich kenne sie. — Wär' es möglich? — Ja! wir wollen sie wiedersehen und zum Entschluß bringen; ich verspreche es Ihnen, wir werden sie sehen. — O wann? wann? — Morgen. — Morgen! Und er sprang mir an den Hals und umarmte mich. Er schien toll geworden, rannte

rannte im Zimmer umher, hüpfte und sprang, kehrte die Möbel um, zerbrach und zerschlug Alles. Ich war froh über seine Freude, selig über sein Glück.

Folgenden Tags, um sieben Uhr, als eben die Dunkelheit eingebrochen war, gingen wir nach dem Kloster, und ich verlangte Madame L. zu sprechen. Ihr wollt' ich Alles sagen, denn ich kannte ihr Herz und ihren mütterlichen Groll gegen die Klöster. „Sie können sie nicht sehen, meine Herren," sagte die Pförtnerin, „wenigstens müssen Sie warten, Madame ist in der Kirche, es giebt eine Beerdigung." — „Dann wollen wir warten." — Kaum waren wir in den Garten getreten als sich eine Glocke hören ließ; es war das Todtenglöcklein. Die dumpf wimmernden Klänge hallten langsam durch die Luft wie ein unheilverkündendes Sturmgeläut; mein Herz schlug unwillkührlich, Eduard hielt meine Hand und drückte sie mit Kraft. Auf einmal kam ein Zug von Frauen aus der Kapelle, der, mit langsamen Schritten nahend, durch das Dunkel wallte. Sie trugen Fackeln, deren rothes Licht die Nacht unheimlich erhellte. Dann kamen junge Mädchen in Weiß gekleidet, in ihrer Mitte wurde eine Bahre getragen, mit einem gleichfalls weißen Tuche bedeckt, und auf der Bahre lag eine funkelnde Jungfrauenkrone. — Das Geleit begann die Todtenhymne, und die Stimmen der Jungfrauen verloren sich im Raume wie Stimmen von Erzengeln.

Wir waren zurückgeblieben, schwiegend und unbeweglich. Bei den Tönen der Grabgesänge hatte sich uns die Pförtnerin mit andern Frauen genähert. „Armes junges Mädchen!" sagte die Pförtnerin; „armes Fräulein Fanny — kaum zwanzig Jahr!" — Fanny! Bei diesem Namen stieß Eduard einen fürchterlichen Schrei aus. Fanny! — Er wankte, erblich und fiel mir in den Arm mit den Worten: „Sie ist's!"

O das ist eine Erinnerung, die nie aus meinem Gedächtnisse kommen wird. Ich hob meinen Freund auf und trug ihn sterbend hinweg, und als ich mit dem leblosen Eduard die Schwelle des Klosters überschritt, ließ sich ein letzter Gesang hören. Es war das Lebewohl der Jungfrauen an seine Geliebte.

Friedrich Gaillardet.

Ein Mode-Magazin.

Geschichte einer Capote.

Was schön und sterblich ist, das muß vergehen.
Petrarca.

I.

O, es war wohl der hübscheste Hut von der Welt, der eleganteste, anmuthigste, koketeste. — Es war eine Capote von lila Gaze, mit paille Schnüren um den Kopf, und dann ein Bouquet von Feldmohn, Aehren und Kornblumen zwischen Bandschleifen, etwas rechts herüber geneigt. —

Es war auch wohl die flüchtigste Liebe, die flachste, welche man finden konnte! Das leichte Gefühl einer leichten Frau, ein Gefühl der Laune, mit grillenhaften Gunstbezeugungen und erkünstelter Zärtlichkeit.

Nun hört, was sich mit dieser Capote von Gaze und diesem Gefühl der Laune begeben.

2.

Am siebenten des Monats Juni 18.. hatte ich bei Frau von Saint-Clair gespeist, welche mich seit drei Tagen mit ihrer Huld und ihrem Tete-à-Tete beehrte. Diese Offenbarung kostet mich viel. Doch war sie unerläßlich zum Verständniß meiner Erzählung. — Man wird überdem in der Folge sehen, ob etwas Geckenhaftes in meiner Indiscretion liegt.

Wie dem auch sei, so bewohnt diese Dame (ich muß es gleichfalls verrathen) das Halbgeschoß eines Hauses in der Straße Vivienne. In dem Halbgeschosse des grade gegenüber liegenden Hauses befindet sich das Atelier einer Modehändlerin. Hier sind in den Arbeitstunden die Demoisells um einen langen Tisch versammelt, hier werden die Hüte ersonnen und fabricirt. Sobald sie fertig sind, trägt man sie in das untere Magazin, das einen Laden auf der Straße bildet; hier stellt man sie hinter die Spiegelscheiben der Schaukästchen, auf die Spitzen langer Acajoustäbe, welche, so coiffirt, nicht übel gewissen Engländerinnen aus unsern Grafschaften gleichen, die uns in Paris gegen den Monat Oktober zukommen.

An jenem Abende sollte ich mit Frau von Saint-Clair ausgehen. Nach dem Diner begab sie sich in ihr Schlafgemach, um sich anzukleiden, und ließ mich im Salon allein.

Man muß der Frau von Saint-Clair volle Ge-

rechtigkeit widerfahren lassen; unter andern soliden Eigenschaften, welche sie besitzt, hat sie vorzüglich das eminente Verdienst, bei ihrer Toilette sehr rasch fertig zu werden. Aber jede Toilette erfordert Zeit. Diese, welche um sieben Uhr begann, konnte gewissenhaft nicht vor acht Uhr beendigt sein. Es kam mir also darauf an, sechszig Minuten, eine nach der andern, auf sinnreiche Weise todtzuschlagen. Ihr werdet sehen, daß es mir ein Leichtes war.

3.

Ich hatte mich in einem guten Lehnstuhl eingerichtet, nah am Fenster des Salons, das dem Atelier des Mode-Magazins grade gegenüber lag. So konnte ich, ohne selbst gesehen zu werden, Alles bemerken, was in diesem Atelier vorging, indem ich nur einen der kleinsten Mousselin-Vorhänge meines Fensters leicht an der Ecke verschob — weil das der Modisten groß und weit offen stand.

Die Arbeitsstube dieser Damen bot in dem Augenblick, als ich aus meinem bequemen Observatorium die Lorgnette darauf richtete, folgenden allgemeinen Anblick:

Acht hübsche junge Mädchen waren versammelt; Einige saßen nachlässig und schienen wie im Schlaf; Andere standen, mit beseeltem Teint und lebhaften Augen; sie lachten aus voller Kehle, sangen und plauderten in ausgelassener Fröhlichkeit.

Um die Stoffe, von denen der Tisch bedeckt war, kümmerte man sich nicht im Mindesten, man schien gar nicht daran zu denken. Die Demoisells kamen wahrscheinlich vom Mittagessen; das ist für diese großen Kinder die Stunde der Erholung und Ruhe, wie für die kleinen Pensionairinnen im Kloster nach dem Frühstück.

Doch gab es unter diesen reizenden, so sorglos fröhlichen Mädchen Eine, welche ernsthaft und in sich gekehrt war. An dem Platze, den sie einnahm, nahe beim Fenster am obern Ende der Tafel, und noch mehr an ihrer Miene voll Würde und Ansehen erkannte man sie leicht für die erste Demoisell.

4.

Hier dürften einige Betrachtungen Platz finden, die man sich hüten muß, für ein hors d'oeuvre zu halten, weil sie im Gegentheil recht eigentlich zu unserm Gegenstande gehören.

Zuerst ist das ein Axiom:

Es giebt überall Modehändlerinnen.

— Aber nur in Paris giebt es Modistinnen.

Eine wahrhafte Modistin, seht, das ist keine Arbeiterin, welche Leibchen näht oder Stickereien tagweise verfertigt, sondern eine Künstlerin, die nur in Mußestunden arbeitet. — Eine Modistin ist eine Dichterin.

Ein Hut ist nicht, wie ein Fichu oder ein Kleid,

das Werk der Berechnung und Geduld, sondern das Werk der Kunst und Einbildungskraft: es ist Poesie.

Doch ist es wichtig, hier einen Unterschied zu machen. Es giebt Hüte und Hüte.

Zuerst giebt es den Hut auf Bestellung, der für die Kunden gearbeitet wird. Ein solcher Hut erfordert ohne Zweifel Talent und Geschicklichkeit. Um ihn gut auszuführen, hat eine Modistin jedoch nur Beobachtungsgabe und Geist nöthig. Es kommt in der That nur darauf an, ihn dem Charakter und den physiognomischen Eigenheiten der Frau, die ihn tragen soll, gehörig anzupassen.

Das ist nicht der wahre poetische Hut.

Aber es giebt den improvisirten Hut, den die Phantasie vorzeichnet, der nur einen Kopf schmücken soll und kann, welchen die Künstlerin nie gesehen, aber wohl geträumt hat.

O, ein solcher Hut, das ist der Hut aus Inspiration, der lyrische Hut!

5.

Und einer von diesen Hüten war es, den die erste Demoisell unsers Mode-Magazins bedachte.

Ein Arm, auf den Tisch gestützt, trug ihr gesenktes Haupt, der andre ruhte auf der Rückenlehne des Stuhls. Sie hatte fast die Attitüde der Corinna auf dem misenischen Vorgebirge.

Und wirklich handelte es sich auch bei ihr um eine Improvisation. Aber es sollte ganz gewiß keine melancholische Improvisation werden.

Im Gegentheil.

Wenn man die ausdrucksvollen Züge der schönen Modistin recht beobachtete, so las man darin alle Vorzeichen einer poetischen Schöpfung. Und diese nahe Schöpfung mußte elegant und graciös werden, denn sicherlich waren in diesem Augenblicke alle Ideen des jungen Mädchens lachend! Die Freundlichkeit aller ihrer Züge verrieth eine so innige Freude! O ja! irgend ein süßes Vorhaben winkte ihr glückverheißend am Ende des Tages. Die Idee, welche in ihr unter dem Einfluß so köstlicher Inspiration entstand, mußte, von ihrem Schimmer vergoldet, lichtstrahlend ins Leben treten!

Dies Nachsinnen dauerte wohl einige Minuten.

Endlich wandte sich die Modistin auf einmal nach dem Tische und ergriff mit Lebhaftigkeit ein großes Stück lila Gaze, das vor ihr lag. Sie maß es verschiedentlich nach ihrer Armslänge von Zeigefinger und Daumen bis zur Schulter, prüfte es auf beiden Seiten, kehrte es um, bog und kniff es in mehrere Formen, und nachdem sie die Dimensionen berechnet hatte, legte sie es auf ihre Kniee, erfaßte plötzlich die Scheere und schnitt kühn in die Gaze hinein.

Es war geschehen. Sie sprach: das soll eine Capote werden, — und es wurde eine Capote.

6.

Damit aber das Werk vor Nacht beendet würde, mußte man sich beeilen. Es war nur noch auf eine Stunde vom Tage zu rechnen.

Im Augenblick, von der Stimme der ersten Demoisell zur Ordnung gerufen, setzten sich die jungen Mädchen folgsam an die Arbeit, jedes sich eifrig mit der Aufgabe beschäftigend, welche ihm zugetheilt worden war.

Die Eine erhielt den Rand, die Andre den Kopf, Diese die Puffen, Jene die Röllchen, eine Fünfte den Aufputz, eine Sechste die Blumen.

Es war schön zu sehen, wie die flinken Arbeiterinnen um die Wette ihr Werk förderten und mit ihren langen Nadeln und Scheeren fochten. Denn — das ist auch nicht überflüssig im Vorbeigehen zu bemerken — wie die Kavallerie von der Infanterie durch größere Säbel, so unterscheiden sich die Modistinnen von den gewöhnlichen Nähterinnen durch Scheeren und Nadeln von bewundernswürdiger Länge.

Nach einer Viertelstunde waren die Haupt-Arbeiten der Capote vollendet.

In der Construction eines Damenhuts — so schwächlich Ihnen, meine Herren, auch das leichte Gebäude erscheinen mag — giebt es mehr solide Elemente, als Sie sich wohl denken. Der starke Linon, der dreifach apprétirte Tüll, die Pappe, die Rundschnüre, das Blech,

welche das Gerüst und den Rumpf bilden — sind sie nicht wie Zimmer= und Schlosserwerk?

Wie dem auch sei, die verschiedenen Vorarbeiten wurden nach einander vor die erste Demoisell nieder=gelegt. Sie war die Baumeisterin, die wahre Künst=lerin; ihr kam es allein zu, sie zu einem Ganzen zu verbinden. Sie allein, welche diese Capote ersonnen, konnte ihr den Hauch des Lebens einflößen und ihren Gedanken durch sie verwirklichen.

Ueber einen Kopf von Pappe, den sie zwischen ihren Knien hielt, hatte die geschickte Modistin bald mit Na=deln die Form des Huts zusammengesteckt. Einige Stiche der großen Nähnadel vereinigten die beiden Haupttheile unauflöslich. Dann umschloß und ver=hüllte die Gaze in wenig Minuten unter den leichten Fingern der Künstlerin das belebte Skelett der Capote und drappirte sich über ihm in anmuthigen Falten. Paille Torsaden à jour wurden um Schirm und Kopf gesetzt und ein hübsches Bavolet kam hinten über die Coulisse.

Alles das war mit unglaublicher Schnelligkeit, ja mit Begeisterung vollbracht.

Die Demoisells, deren jede ihre Detail=Aufgabe vollendet, folgten mit neugierig aufmerksamen Blicken dieser interessanten Arbeit, welche die übrigen erst in Zusammenhang brachte.

Die Modistin, ganz in ihre Schöpfung vertieft, lächelte sanft bei ihren Fortschritten.

Bald hob sie die Capote auf einer ihrer Hände in die Luft, drehte sie leicht umher, betrachtete sie von allen Seiten, den Kopf bald rechts, bald links neigend und von Zeit zu Zeit mit der andern Hand den Rand des Schirms an verschiedenen Stellen biegend oder einige Falten der Gaze berichtigend, wodurch sie dem Ganzen mehr Harmonie und Vollkommenheit gab.

7.

Das war jedoch noch nicht Alles. Das Schwerste und Wichtigste blieb noch zu thun. Es kam jetzt darauf an, das Bouquet zu placiren. Wer weiß nicht, daß dies der entscheidende Augenblick ist, und daß von der Anlage der Knoten, der Blumen oder der Federn das ganze Schicksal eines Huts abhängt, wenn er bis dahin auch noch so gut gelungen ist?

Das tiefste Schweigen herrschte in dem Atelier. Eine lebhafte Besorgniß malte sich in den Blicken der jungen Mädchen, welche die Capote, die sich ihrer Vollendung nahte, bewunderten.

Aber die Inspiration hatte unsre Künstlerin nicht verlassen. Unter ihrer Hand mischten sich die Aehren und Kornblumen mit dem Feldmohn und den Gaze-Puffen und gruppirten sich auf entzückende Art rechts an der Form, göttlich auf den Schirm niederwinkend.

Nachdem die letzte Puffe angebracht war, setzte die Modistin den zarten Kopfputz vorsichtig auf den Tisch und lehnte sich mit gekreuzten Armen in ihren Stuhl zurück.

Eine unaussprechliche Befriedigung war in den Zügen des jungen Mädchens zu lesen; ganz gewiß sprach sie bei sich selbst: Ich bin zufrieden! das ist mein Gedanke, ins Leben getreten.

Diese Betrachtung währte jedoch nicht lange. Nachdem sie aufgestanden und an den Spiegel getreten war, rief sie eine der Demoisells.

Es nahte sich das muthwilligste, schelmischste, kleine Mädchengesicht, das jemals in der Grande-Chaumiere oder in Tivoli gefunden worden. Die Capote wurde auf ihr hübsches Köpfchen gesetzt. Das war die letzte Probe. Sie konnte nicht besser ausfallen. Es war nur Ein Schrei des Enthusiasmus im ganzen Atelier. Die Capote hatte den allgemeinsten Beifall. Sie stand dem reizenden Kinde wirklich allerliebst. Auch gefiel sich die Ausgelassene so in diesem Kopfputze, daß sie ihn gar nicht wieder abnehmen wollte und mit den Fingern ihn an die Wangen drückend, vor Freuden sprang, als sie sich im Spiegel besah.

Sie mußte gleichwohl die theure Capote am Ende abnehmen! Sobald man die Kinnbänder befestigt, trug man sie hinab in das Magazin, wo sie unmittelbar in

das Schaukästchen auf ein Gestell von Acajou in die erste Reihe gesetzt wurde.

Unsre schöne Modistin hatte sich damit beschäftigt, ein wenig die Unordnung zu beseitigen, welche die Arbeit in ihrer Toilette hervorgebracht. Sie hatte ihr Haar sorgfältig wieder frisirt, dann nahm sie Shawl und Hut und ging.

Ich verfolgte sie mit den Augen bis zur Straße Colbert. Dort hielt sich ein junger Mann von sehr gutem Ansehen, der Sporen und Schnurbart trug, als Schildwacht auf der Lauer. Sie nahm vertraulich seinen Arm und Beide entfernten sich.

Hatte ich es nicht richtig vorhergesagt, daß sie am Ende des Tages auf ein Glück rechnete?

Da sie ihr Werk vollendet hat, lassen wir sie, zufrieden mit sich selbst, in Begleitung des Freundes, der so treu das Stelldichein hielt, hingehen, wohin es ihm belieben wird. Sicherlich hat sie ihre Promenade und ihr Glück heut wohl verdient.

Aber, was wird jetzt aus unsrer Capote werden?

8.

Frau von Saint-Clair verspätete sich Etwas. Es hatte acht Uhr geschlagen und sie war noch nicht mit Ankleiden fertig.

Noch war es hell. Die Modistinnen hatten das Fenster des Atteliers zugemacht. Ich öffnete das meinige und schaute in die Straße hinab.

Da sah ich von der Seite des Palais=Royal ein Paar kommen, das ich sogleich in der Menge der Vorübergehenden unterschied und das sehr schnell meine ganze Aufmerksamkeit anzog.

Es war augenscheinlich ein Ehepaar und zwar eins, das seit ungefähr zwölf Monden verheirathet war, den mit einbegriffen, der ohne Zweifel für sie voll Honig gewesen. Der Mann, dem Anscheine nach eine ziemlich unliebenswürdige, plumpe Figur, mußte ein Bureaumensch sein. Nachdem er wahrscheinlich den ganzen Tag über Aktenstößen und Registern gekrümmt zugebracht, hatte er Eile, zum Boulevard zu gelangen, um frische Luft zu schöpfen und sich ein wenig zu erholen. Er trieb also nach besten Kräften zum Vorwärtsgehen; das war für ihn gleichwohl keine leichte Sache. Seine Frau, ein reizendes Geschöpf, wohlgebaut und gutgekleidet, aber gewiß das unbesonnenste, neugierigste von der Welt, machte ihm sein Vorhaben wahrhaft mühselig und schwer; denn ihr Köpfchen drehte sich unaufhörlich rechts und links, wie eine Wetterfahne. Gewahrte sie einen Laden von Weißzeug oder Neuigkeiten, so mußte sie unbedingt näher treten und stehen bleiben. Doch waren es vorzugsweise nur die Mode=Magazine, vor denen sie verweilte. Deren giebt es nun, wie Jedermann weiß, in der Straße Vivienne unendlich viel, und jedes wurde zum Calvarienberge, wo der arme Mann schmerzlich sein Kreuz trug.

Auf diese Weise schritten sie nur langsam vorwärts: er, aus allen Kräften ziehend, wie ein braver muthiger Karrngaul, sie, nur widerstrebenden Körpers sich ziehen lassend, jeden Fußbreit Terrain standhaft vertheidigend. Es war ein ordentlicher Wettkampf und zwar von der hartnäckigsten Art.

So waren sie bis unter mein Fenster gekommen, dem Mode-Magazin grade über.

9.

Hier muß ich erklären: Ich mache wahrhaftig keinen Anspruch darauf, mir mehr Scharfsinn beizumessen, als mir beschieden worden ist; aber kaum hatte ich diese bewegliche, eigenthümliche Gestalt von einer jungen Frau gesehen, als ich im ersten Augenblicke die geheimen Beziehungen, die Wahlverwandtschaft entdeckte, welche zwischen ihr und unserm lila Gazehut bestand. Es war wirklich dieselbe Kokketterie, dieselbe Leichtfertigkeit, dieselbe Laune. — Wahrhaftig! dachte ich sogleich, das ist der wunderbare Kopf, der unsrer Modistin vorgeschwebt hat, als sie ihre wunderbare Capote erdachte! — Und Sie, Madam! Sie suchen ihren Kopfputz, nicht wahr? sagte ich; o kommen Sie schnell, er ist fertig, er erwartet Sie.

Alles begab sich, wie ich es vorhergesehen hatte. Trotz der Gegenbemühungen ihres Gemahls war die junge Frau vor dem Mode-Magazin stehen geblieben

und hatte plötzlich unter allen Hüten im Schaukästchen den erkannt, der ihr bestimmt, der für sie geschaffen worden war.

Jetzt entspann sich an der Thüre des Ladens ein Streit zwischen den beiden Gatten, der ein weit ernsthafteres Ansehen bekam, als die kleinen Feindseligkeiten, welche ihm vorangegangen waren. Die junge Frau begnügte sich diesmal nicht mit Blicken voll Bewunderung und Lüsternheit; sie wollte eintreten in das Magazin, sie wollte den Hut aufprobiren und erhandeln. Seinerseits, da er die drohende Gefahr sah und als verständiger Mann bedachte, daß, wenn die Schwelle jener Thür einmal überschritten sei, der vermaledeite Hut nicht allein aufprobirt, sondern jedenfalls gekauft werden würde, vielleicht auf Kosten der ganzen monatlichen Ersparniß, seinerseits hielt sich der Mann gut und vertheidigte seine Börse wie ein Verzweifelter.

Zum Unglück hatten zwei Modistinnen, welche sich eben im Laden befanden, den Conflikt mit angesehen und seine Ursache leicht errathen. Auch kamen die maliciösen Geschöpfe, ohne das Recht der Nicht-Intervention zu achten, der jungen Frau zu Hülfe, indem sie die Thür öffneten, deren Klinke sie gefaßt hatte und zu drehen versuchte. Die Parthie stand nicht mehr gleich. Wenn man nicht einen Skandal auf der Straße verursachen wollte, mußte man eintreten. — Der Mann beschied sich. Wie er die stärkste Ursache gehabt, zu

fürchten, so war der Handel in wenig Augenblicken gemacht und die Capote mit sieben schönen Fünffrankenstücken bezahlt — ganz neuen, ich sah sie durch das Glasfenster der Ladenthür blitzen und konnte sie zählen, als sie der Unglückliche einer der Mode-Händlerinnen kläglich in die Hand legte.

Was ihn, glaube ich, etwas tröstete und ihm zum Entschlusse verhalf, war, daß er sah, wie schwach die Hoffnung auf Erfolg gewesen wäre, wenn er sich unterfangen hätte, länger dem Willen seiner Frau zu widerstreben. Sie selbst hatte einem gewaltig unwiderstehlichen Drange nachgegeben; denn es war ihr nicht genug, die Capote gekauft zu haben, sie mußte sie auch auf ihrem Kopfe gleich mitnehmen, damit der Genuß für sie im selben Augenblicke begönne. Indem sie also den glatten Strohhut, den sie beim Kommen gehabt und der, obgleich einfach und bescheiden, gewiß nicht so viel Verachtung verdiente, im Magazine zurückließ, trat sie mit dem neuen, ganz strahlend und siegesstolz heraus. Und sie hatte wirklich Ursache, stolz zu sein, denn sie nahm sich entzückend schön aus.

Selbst ihr Mann — es war augenscheinlich, so groß auch seine Beschwerden über sie sein mochten — konnte der Verführung dieses zauberischen Kopfputzes nicht widerstehen, denn während er seinen Weg durch die Straße Vivienne nach dem Börsenplatze verfolgte, mit seiner hübschen Frau am Arm, sah ich ihn ziemlich oft

verschiedentliche Blicke, liebreich und versöhnt, nach ihr werfen. Doch stehe ich nicht dafür, daß inmitten der Enttäuschungen des Schlafkabinets, am Abend oder künftigen Morgen, in ihm eine Reaction dieser guten Gesinnung stattfinden wird.

Das geht uns übrigens nichts an! Wir schreiben die Geschichte einer Capote, nicht einer Ehe.

Der zarte Kopfputz, den wir so eben Faden für Faden, Band für Band, Blume für Blume entstehen sahen, — da ist er nun in die Welt geworfen auf einem reizenden Kopfe, der aber wahrhaftig nicht mehr Gehirn hat, als die Haubenköpfe der Modistinnen. Wolle Gott, daß mit einer solchen Unbesonnenen dem anmuthigen Kinde der Inspiration kein Unglück begegne! Lassen wir es jedoch ohne uns im Schutze des Himmels nach dem Boulevard eilen! So gewitterdrohend er auch seit einigen Minuten aussieht, wird er doch Mitleid mit ihm haben.

10.

Es war fast Nacht. Da ich meine Beobachtungen außerhalb nur noch mit großer Schwierigkeit machen konnte, so verließ ich das Fenster und ging im Salon auf und ab.

Die Pendule schlug halb neun Uhr.

Frau von Saint-Clair vergißt uns, dachte ich, oder die Toilette ist heut Abend sehr mühsam.

In diesem Moment öffnete sich eine der Thüren des Salons und Mademoiselle Lisa erschien mit einem Handleuchter.

Mademoiselle Lisa, damit es Jeder weiß, ist die umsichtige, treue Kammerfrau der Frau von Saint-Clair. Das Mädchen, sonst ihrer Natur nach sehr widerwärtig und mürrisch, hatte in diesem Augenblicke ein freundliches schalkhaftes Ansehen, das mich zittern machte, — ich dachte gleich, daß sie kam, um mir einen unangenehmen, verdrüßlichen Auftrag auszurichten.

— „Madame wird nicht ausgehen und hat sich eben mit einer heftigen Migraine niedergelegt; sie bittet den Herrn, nicht länger auf sie zu warten!" sagte Mademoiselle Lisa, ein boshaftes Lächeln übel verhehlend.

Ich, der ich der beste Mensch von der Welt bin, nahm die traurige Nachricht, welche mir Mademoiselle Lisa brachte, im vollsten Ernst.

— „Das ist ja ein sehr unverschämter Kopfschmerz," sagte ich, „der sich einfallen läßt, bei den Damen, während sie sich ankleiden, einzudringen. Lisa, ich bitte, der Frau von Saint-Clair zu sagen, wie ich voll Verzweiflung bin, sie in den Armen dieses unangenehmen Besuchers zu lassen."

Darauf nahm ich meinen Hut, und ging, um dem liebreichen Mädchen nicht lange das Vergnügen zu

gönnen, auf meinem Antlitze den Eindruck ihrer Botschaft zu studiren.

Indem ich so die Straße Vivienne nach dem Boulevard hinschlenderte, legte ich mir das unverhoffte Kopfweh der Frau von Saint-Clair auf verschiedene Weise aus. Ich meinte zuerst, daß sie, in einem Anfalle gerechten Unwillens gegen ihre Nähterin, das Kleid, welches sie den Abend anziehen sollte, mit Füßen getreten und in Stücke zerrissen hätte, was wohl hinreichte, ihr eine ganz gehörige Migraine zuzuziehen. Aber Jedermann weiß, daß Frau von Saint-Clair ein Engel von Geduld und Sanftmuth ist. Man mußte also zu andern Vermuthungen seine Zuflucht nehmen. — Doch gestehe ich frei, daß ich keine aufkommen lassen wollte, die nur im Mindesten der gerechten Consideration Eintrag thun konnte, welche diese Dame in den bestberufensten und empfehlungswürdigsten Zirkeln der Grammont- und Sanct-Annen-Straße genießt.

11.

Dank dem ziemlich reichen Schatz an Philosophie, den ich besitze, aus dem ich nach Bedürfniß Muth gegen die Wechselfälle des Lebens und Trost im Leiden schöpfe, hatte mich übrigens die sonderbare Unpäßlichkeit der Frau von Saint-Clair weder lange Zeit, noch übermäßig angegriffen; ich dachte nur noch an die Mittel, ohne sie den Rest des Abends so gut wie möglich

zu verbringen, als neue Begebenheiten eintraten, welche für mich bemüht waren, ihn zu füllen.

Ich befand mich kaum am Ende der Straße Vivienne, die Uhr des Börsen-Pallastes schlug die neunte Stunde, da brach endlich das Gewitter entschieden los, mit dem der Himmel den ganzen Abend schwanger gegangen.

Als ich auf den Börsenplatz trat, empfing mich ein fürchterlicher Windstoß, der sich in der Straße Vivienne verfing, den Staub in dichten Wirbeln aufrührte und die Reverberen tanzen ließ, wie schwankende Schaukeln. Blitze flammten, häufige Donnerschläge rollten und große Regentropfen begannen niederzufallen.

Ich kehrte wieder um und versuchte, bis zur Gallerie Vivienne zu laufen. Aber die Heftigkeit des Platzregens ließ mir nicht Zeit, und ich war genöthigt, mich unter den ersten Thorweg zu flüchten, den ich offen fand. — Der Zufall wollte, daß es der unsers Mode-Magazins war und folglich grade gegenüber von den Fenstern des Zimmers der Frau von Saint-Clair.

Hier hatten schon einige Fußgänger, wie ich von dem Gewitter überrascht, eine Zuflucht gefunden; während der Regen in Strömen herniederfiel und die Mauern peitschte, kam deren noch eine große Zahl, arme Kreaturen, welche gar keinem Geschlechte mehr anzugehören schienen, seltsame, halb ertränkte Erscheinungen, welche schwimmend ankamen, die Köpfe wunderlich in

Shawls und Schnupftücher verhüllt, Röcke und Pantalons ziemlich unanständig aufgeschürzt, eine Figur immer kläglicher und verstörter, als die andere, — ich würde hier ein beschreibendes Inventarium von ihnen liefern, wenn dies epische hors d'oeuvre nicht den Gang unsrer Geschichte zu sehr aufhielte.

12.

Der Orkan hatte sich unterdessen ziemlich schnell beruhigt. Die Mehrzahl unsrer Schiffbrüchigen hatte schon, im Vertrauen auf die Sterne, gewagt, seinen Weg fortzusetzen. Auch ich wollte gehen, als vor mir zwei Opfer des Gewitters eintraten, noch grausamer gemißhandelt als Alle, die zu bemitleiden ich so viel Zeit gehabt hatte.

Erst kostete es mir einige Mühe, sie zu erkennen; — doch hatte ich mich nicht getäuscht: — das war Sie! das war Er!

O! ja, er war es! es war unser trefflicher, unglücklicher Ehemann, durch und durch naß, bis auf die Haut.

Sie war es, unsre reizende Unbesonnene, ganz triefend, als ob sie ins Wasser gefallen wäre!

Was ihre Capote betrifft, ach! ich erkannte sie nicht. Wohl hatte sie noch auf dem Kopfe ein Paar Gazefetzen, ein Paar triefende Blumen, ein Paar zerzauste Bänder; aber Alles das hatte weder Form noch Namen,

men! Es war nicht mehr eine Capote — es war gar Nichts mehr!

Armes niedliches Weibchen! armes durchnäßtes Vögelein! zitternder Hänfling! o warum war es mir in diesem Augenblicke nicht gestattet, Dich an meinen Busen zu drücken, um Dich an meinem Herzen zu erwärmen, Dich in meinen Armen zu trocknen, Deine Augen und Kleider!

Und dann, wir bedurften Beide so sehr des Trostes. Wir hätten lange, und nicht ohne einige Zähren, von dem allzufrühzeitigen Ende jener Capote gesprochen, die, kaum geboren, starb, und die wir Beide allein gekannt und zu würdigen verstanden hatten.

13.

Aber ein Unfall, der mich ganz persönlich betraf, lenkte mich von diesem edlen, uneigennützigen Mitleide ab und verlangte seinen Antheil an meiner Bekümmerniß und meinem Gefühl.

Die junge Frau war in das Magazin gegangen, ohne Zweifel, um ihren glatten Strohhut wiederzuholen, noch glücklich, daß ihr mindestens dieser geblieben war, um ihr Haupt bis nach Hause zu schirmen!

Ein Fiaker, der mich von Kopf zu Füßen mit Koth bespritzte, hielt vor dem Laden. Während ich in Gedanken die bei solchen Fällen gebräuchlichen Segenswünsche an diejenigen richtete, denen ich diese Weihbe-

sprengung verdankte, sah ich aus dem Unglückswagen steigen und leicht in das Magazin hüpfen — rathet ihr, wen? — Die schöne Modistin, welche von Gott weiß wo? zurückkam.

Ich hatte wahrlich nicht Muße, lange darüber nachzudenken, noch minder über das traurige Schauspiel, das sich ihr im Laden bieten wird und über die schmerzliche Bewegung, welche ihr modistisches Mutterherz durchdringen muß, wenn sie sehen wird, welche klägliche Ruine das Gewitter aus dieser Capote gemacht, der anmuthigsten unstreitig aller Töchter, welche jemals ihre dichterische Einbildungskraft geboren hat.

Der Fiaker, dem Anschein nach voraus bezahlt, war wieder auf seinen Sitz gestiegen und schickte sich an, fort zu fahren, als er aus einem Fenster des Zimmers der Frau von Saint-Clair durch eine scharfe gellende Stimme gerufen wurde, welche ich augenblicklich für die der Mademoiselle Lisa erkannte.

Das schien mir sonderbar.

Der Kutscher kehrte mit seinem Wagen um und hielt vor der Hausthüre der Frau von Saint-Clair.

Ich lief eilends über die Straße und drückte mich an die Mauer, wenige Schritte hinter dem Wagen.

Könnt ihr euch mein Erstaunen vorstellen, als nach wenigen Minuten Wartens aus dem offenen Thorwege, von Mademoiselle Lisa geleuchtet und von einem sehr schönen polnischen Offizier begleitet, Frau von Saint-

Clair trat, hübsch wie eine Ambrette, angethan wie ein Engel, in einem rosa Kreppkleide, mit Blumen und Bändern in den Haaren.

Frau von Saint-Clair, sich auf die Hand ihres artigen Ritters stützend, schwang sich in den Fiaker mit jener vollkommenen Grazie, welche sie ihren geringsten, einfachsten Bewegungen zu geben weiß. Der polnische Offizier folgte ihr und setzte sich neben sie. „Nach der Oper!“

Und der Fiaker flog von dannen, indem er mich zum zweitenmale von oben bis unten mit Koth bespritzte.

14.

Da galt gar kein Zweifel mehr — ich war aufgeopfert.

Frau von Saint-Clair hatte mich drei Tage geliebt. Die Capote von Gaze hatte drei Stunden gelebt!

Ich ging langsam nach Hause, sehr traurig und sehr durchnäßt, und stellte ernste und tiefe Betrachtungen an über die Vergänglichkeit der Weiber-Neigungen und -Hüte.

Als Lord Feeling, der Autor und einer der Helden vorstehender Historie, sie uns englisch geschrieben brachte und uns bat, sie für das Buch des Herrn Ladvocat zu übersetzen, glaubten wir, nachdem wir sie gelesen, mit aller möglichen Schonung dem fremden Schriftsteller einige Einwürfe über mehrere Stellen seines Werks vorlegen zu müssen.

Zuerst haben wir ihm bemerklich gemacht, daß er einem Mode-Magazin in der Straße Vivienne vielleicht zu viel Wichtigkeit beigelegt hat und daß Frauen, die sich anzuziehen wissen, dort nicht mehr ihre Hüte holen.

Dann haben wir ihm gesagt, daß die Bezeichnung: leichte Frau, für Frau von Saint-Clair uns nicht ganz richtig erscheine, und daß wir in unserer Sprache viel treffendere, kräftigere Ausdrücke haben, um die zahlreiche ehrenwerthe Klasse zu bezeichnen, zu welcher diese Dame zu gehören scheint.

Endlich haben wir ihm erklärt, daß er sich, nach unserer Meinung, noch stärker geirrt, wenn er auf seiner Capote eine Coulisse unter das Bavolet setzt, indem man schon seit langer Zeit gar keine Coulissen mehr an Damenhüten anbringt. —

Auf diese verschiedenen Bemerkungen hat Lord Feeling in einer Weise geantwortet, die, wenn auch nicht sehr triftig, doch ziemlich unhöflich war, und in Ausdrücken, welche eine große Reizbarkeit der Selbstliebe und eine echt-britische Hartnäckigkeit bewiesen.

Dies sehend, haben wir uns, ohne weiter auf den Einwürfen zu bestehen, welche wir dem edlen Lord einzig im Interesse seines Werks vorgelegt, darauf beschränkt, es wörtlich, mit gewissenhafter Treue zu übersetzen.

A. Fontaney.

Napoleon II.

Paris, am 4. und 5. August 1832.

I.

Jahr achtzehnhundert elf! — O Zeit, wo Völker-
schaaren,
Knieend vor finst'rer Wolk', in bangem Harren waren,
Bis Ja! ein Gott verlieh;
Wo Staaten bebten, die mit Ehr' und Ruhm ergrauten,
Und nach dem Louvre jetzt, dem Blitz umringten, schauten,
Wie nach Berg Sinai!

Tief wie ein Roß gebeugt, das einem Herrn erkoren,
Raunten sie sich in's Ohr: Ein Großer wird geboren!
Das unermess'ne Reich harr't eines Erben heut'.
Was hat der Ewige dem Manne wohl erlesen,
Der mehr als Cäsar, mehr als Rom jemals gewesen,
Dem Menschenschicksal Norm in seinem eignen beut?

Als sie so sprachen, borst die Wolk' in Licht gekleidet,
Und über'n Erdkreis sah den Mann man ausgebreitet,
Dem Alle dienstbar sind,
Und schweigen konnten nur die Völker, staunend beben,
Als seine Arme hoch vor Aller Blick' erheben
Ein neugebornes Kind!

Bei'm Athmen dieses Kind's, o Dom der Invaliden,
Da rauschten Fahnen Dir, Kriegsbeute für den Frieden,
Wie Halme rauschen, wenn der Wind sie jagt,
Und sein Geschrei, das sanft die Amme bald nun stillte,
War laut genug, daß Dir der freud'ge Donner brüllte
Aus ehernem Geschoß, das Deine Thür umragt.

Und Er! — von Stolz geschwellt die mächt'gen Nüstern, ließen
Die Arme endlich nach, sich auf der Brust zu schließen,
Und öffneten sich nun,
Und ließen drauf das Kind, von Blitzen übergossen,
Die aus der lichten Gluth des braunen Auges schossen,
Hell wiederstrahlend ruh'n.

Als er nun so gezeigt den Erben seiner Throne
Jedwedem alten Volk wie jeder alten Krone,
Rief er voll Jubel, dem die ganze Welt zu klein,
Dem Adler gleich, der nun den höchsten Kulm erreichte,
Mit festem Blick auf das, was königlich ihm däuchte:
Die Zukunft! Zukunft! ja, die Zukunft ist nun mein!

II.

Die Zukunft! sie gehöret Keinem!
Nur Gott gehört die Zukunft, Sire!
So wie die Stunde ausgeschlagen,
Sagt Alles Lebewohl uns hier.
Die Zukunft! Zukunft! o Geheimniß!
Was auf der Erde sich erringt,
Ruhm, Kriegerglück, der Reif der Krone,
Der sich um Königsstirnen schlingt,
Der Sieg mit flammenlohen Flügeln,
Der Ehrgeiz, das erlangte Gut,
Sie ruh'n nur so auf uns, wie flüchtig
Auf unserm Dach ein Vogel ruht.

Nein! wie man mächtig sei, man lache oder weine,
Nichts bringt zur Sprache Dich, nichts öffnet früher Deine
Verschloss'ne kalte Hand,
O schweigendes Phantom, Du Schatten, Gast von Allen,
Verhülletes Gespenst, dem wir zur Seite wallen,
Das morgen ward genannt!

O morgen! das, das ist's ja eben!
Was ist's, das morgen nun begann?
Der Mensch streut aus die Ursach' heute,
Und morgen reift die Wirkung dann.

Der Blitz ist's, der den Schleier spaltet,
Die Wolke, bergend einen Stern,
Ein sich enthüllender Verräther,
Der Mauerbrecher stark und fern,
Das Sternbild, das die Zone ändert,
Paris, das folgt auf Babylon;
Das hölzerne Gestell ist Morgen,
Heut' ist der Samm't an einem Thron!

Das Morgen ist das Roß, das schaumbedeckt sich bäumet,
Das Moskau ist's, wie Du's, Erob'rer, nicht geträumet,
Die Nacht, die Fackeln gab,
Die alte Garde, auf der Eb'ne hingestrecket,
Ist Waterloo, wird schon als Helena entdecket,
Das Morgen ist das Grab!

In Städte kannst Du muthig dringen
Mit Deines Rosses raschem Schritt,
Dich auf Dein scharfes Schwert verlassen,
Das Bürgerkriege rasch durchschnitt;
Kannst jene stolze Themse sperren,
Die in noch freien Wogen rauscht,
Und zweifelhaft den Sieg selbst machen,
Der gern auf Deine Zinken lauscht;

Kannst alle Pforten mächtig sprengen,
Dir bahnen jeden steilen Pfad,
Und als Gestirn den Heeren geben
Des eignen Sporens blankes Rad!

Gott wahrt die Dauer sich, den Raum nur Dir be-
lassend;
Du kannst auf Erden ihn besitzen allumfassend,
So groß sein als ein Haupt hier unter'm Himmelslicht,
Brauchst Deiner Phantasie den Zügel nicht zu lähmen,
Kannst Asien Mahomed, kannst Karl Europa nehmen —
Das Morgen doch nimmst Du dem Ew'gen nicht!

III.

O Unglück! lehre Du! — Als Roma's alte Krone
Als Spielwerk dargereicht man dieses Mannes Sohne,
Als einen Namen ihm man eilte zu verleih'n,
Als seine Königsstirn, die zarte, man gezeiget
Dem Volke, das erstaunt und beim Gedanken schweiget,
So groß und auch so klein zu sein!

Als hundert Schlachten ihm sein Vater nun gewonnen,
Und mit lebend'gen Mauern fest und dicht umsponnen
Den Neugebor'nen, der in seiner Wiege lacht,
Als dieser Werkmann, der wohl weiß, wie man muß bauen,
Mit seiner Axt nun ungefähr die Welt behauen,
Wie sich sein Traum sie ausgedacht, —

Als Vaterhände nun bereitet Alles hatten,
Das arme Kind fortan mit ew'gem Glanz zu gatten,
Als jeder Lebensschritt sich fest begründen muß,
Als man zur Wohnung einst für diesen Erbgebieter
Tief eingewurzelt in der Erde alte Glieder
Der marmornen Paläste Fuß, —

Als man für seinen Durst vor Frankreich hingesetzet
Des Hoffnungweins Gefäß, damit sich's daran letzet: —
Eh's noch gekostet von dem Goldgetränke dort,
Eh' seine Lippe noch den Becher nur berühret,
Kommt plötzlich ein Kosak und nimmt das Kind, und führet
Es ganz erschrocken mit sich fort.

IV.

Es schwang sich eines Tags der Aar auf Wolken-Hügel,
Da kam ein Windstoß, brach ihm seine beiden Flügel,
Und niederstürzt er in der tiefen Furche Gluth:
Da fielen alle auf sein Nest mit voller Freude,
Und Jeder nahm, der Kraft der Zähne nach, die Beute,
Britannien den Aar und Oestreich dessen Brut.

Ihr wißt, was man gethan mit diesem Heldenriesen;
Weit hinter Afrika sechs Jahre lang verwiesen,
Von weisen Königen beengt,

— Verweiset Niemand! nein! gottlos ist solche Hand-
lung —
Sah'n wir im Käfig ihn, in schmählicher Verwandlung,
Die Kniee an den Mund gedrängt.

Hätt' der Verbannte noch geliebt nichts mehr mit
Schmerzen! —
Doch Löwenherzen sind die ächten Vaterherzen. —
Sein Sohn war seines Herzens Reich!
Zwei Dinge ließ ihm noch im Käfige der Harte,
Das Bildniß eines Kinds, und dieser Erde Karte,
Sein Herz und sein Genie zugleich.

Des Abends, wenn sein Blick in seiner Kammer irrte,
Was dann in diesem kahl gewordnen Haupte flirrte,
Was im Vergang'nen tief sein Auge dann gesucht,
Indeß die Schergen, die man bei ihm hingestellet,
Zu sehn, was Tag und Nacht des Geistes Licht er-
hellet,
Auf seiner Stirne sahn der Schatten Wechselflucht:

Das war nicht immer, Sire, das epische Gedichte,
Das Du geschrieben hast mit Deines Schwerts Gewichte,
Arcole oder Austerlitz;
Noch die Erscheinung dort der alten Pyramiden,
Noch jener Pascha mit den Rossen der Numiden,
Die beißend flogen wie der Blitz:

Das

Das war der Lärmen nicht der Mörser und Haubitzen,
Den zwanzig Jahre mit weit donnernden Geschützen
Die Schlacht zu ihm emporgeraucht,
Wenn auf dies wilde Meer sein Hauch die Fahnen wehte,
Die gleich den Masten das Gedräng' der Woge mähte,
Die nieder= bald, bald aufgetaucht:

Das war der Pharus, nicht Madrid, die Stadt der Zaren,
Diana nicht schon früh beim Klange der Fanfaren,
Der Bivouak, im Schlaf von Sternenlicht erhellt,
Nicht der Dragoner Schweif, der Grenadiere Wehren,
Die rothen Lanzenreiter wimmelnd unter Speeren,
So wie der Purpurmohn im reichen Aehrenfeld.

Nein, was ihn an sich zieht, ist dieser ros'ge Schatten
Des schönen Kind's, das schläft im lieblichen Ermatten
Anmuthig wie der Orient,
Indeß die Amme sich mit Liebe zu ihm neiget,
Ihm lächelnd an der Brust noch einen Tropfen zeiget,
Und es mit Schmeichelnamen nennt!

Dann stützte auf den Stuhl der Vater seine Arme,
Und schluchzend niederfloß aus voller Brust die warme,
Die glühe Liebesthräne schon. —
Gesegnet sei, o Kind! jetzt mit den kalten Händen,
Du einz'ges Wesen, das sein Sinnen konnte wenden
Von dem verlornen Weltenthron.

V.

Und Beide todt! — O Herr! Furchtbar ist Deine
Rechte!
Begonnen hast Du mit dem Sieger im Gefechte,
Dem Werber jedes Throns;
Dann hast den Urnen Du den Inhalt ganz gegeben:
Zehn Jahre reichten hin, das Leichentuch zu weben
Des Vaters und des Sohns!

Ruhm! Jugend! Stolz! das Grab entführt die Güter
alle!
Gern ließ zurück der Mensch noch Etwas vor der Halle,
Allein der Tod gebeut!
Jed' Element, rückkehrt's dahin, wo Alles schwindet.
Die Luft den Rauch, den Staub die Erde wieder findet,
Den Namen die Vergessenheit.

VI.

Umwälzungen, das Aug' geneiget
Auf euer ungeheures Bild,
Weiß ich nicht, was die Gottheit wirket
In euren Fluthen hoch und wild.
Die Menge haßt euch unter Spotte,
Allein wer weiß es, wie Gott schafft?
Wer weiß es, ob der Fluthen Toben,
Der Abgrund, der wie Hölle klafft,

Der Samum, der die Wüste peitschet,
Der Donner, der bei Blitzen kracht,
Nicht Dir, o Herr! nothwendig dienen
Im Meere zu der Perle Pracht?

Doch Fürsten wie den Nationen
Ist dieser Sturm ein herber Ton;
Ein blindes, taubes Meer ist immer
Ein Volk in Revolution!
Was hilft Dir Dein Gesang, o Dichter?
Das Lied, das Dein Genie erzeugt,
Verweht vor jener wilden Menge,
Die nie ein hörend Ohr geneigt!
Der Nebel macht die Stimme heiser,
Der Sturm verweht die Feder fast:
Arm Vöglein! singend in der Brandung
Auf des zerschellten Schiffes Mast!

Du lange Nacht! endlose Qualen!
Am Himmel nicht ein Punkt Azur!
Wild untermischt rollt Mensch und Sache
In einen finstern Abgrund nur.
Es sinket Alles in die Fluthen,
Des Königs Wieg', des Kaisers Thron,
Das kahle Haupt, die blonde Locke —
Napoleon so wie sein Sohn!

Es löst sich Alles und verlöschet,
Die Woge treibt die Woge schon,
Und in Vergessen stürzt die letzte,
Leviathan so wie Alcyon!

Victor Hugo.



Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.